<36604272280019

<36604272280019

Bayer. Staatsbibliothek

Voltair's
ſämtliche
Schriften.

Sechster Band.

Berlin,
bei Arnold Wever, 1787.

Wb 44 | 2504

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Erſtes Kapitel. Von dem Orient zur Zeit der Kreuzzüge und von dem Zuſtande des gelobten Landes	1 ; 11
Zweites Kapitel. Von dem erſten Kreuzzuge bis zur Einname von Jeruſalem	1 ; 31
Drittes Kapitel. Kreuzzüge nach der Einname von Jeruſalem. Ludwig der Jüngere nimmt das Kreuz. Der heilige Bernhard, welcher überdies Wunder thut, prophezeiht Siege, und man wird geſchlagen. Saladin erobert Jeruſalem; ſeine Thaten; ſein Betragen. Was es mit der Eheſcheidung Ludwig's des VII, mit dem Beinamen der Jüngere, für eine Bewandnis hatte	32 ; 45
Viertes Kapitel. Von Saladin.	46 ; 59
Fünftes Kapitel. Die Kreuzfahrer greifen Konſtantinopel an. Unglük dieſer Stadt und der Griechiſchen Kaiſer. Kreuzzug in Aegypten. Seltſames Abenteuer des heiligen Franz von Aſſiſi. Unglüksfälle der Chriſten.	60 ; 79
Sechſtes Kapitel Von dem heiligen Ludwig. Seine Regierung, ſein Kreuzzug, Anzal ſeiner Schiffe, ſeine Ausgaben, ſeine Tugend, ſeine Unvorſichtigkeit und ſein Unglük.	79 ; 97
Siebentes Kapitel. Folgen der Einname von Konſtantinopel durch die Kreuzfahrer. Was damals das ſogenannte Griechiſche Kaiſerthum war.	97 ; 103
Achtes Kapitel. Vom Orient und vom Dſchingiskan.	103 ; 127

* 2

Neuntes Kapitel. Von dem Könige beider Sicilien, Karl von Anjou. Von Manfred, Konradin und der Siciliſchen Veſper. 128 ⸗ 143
Zehntes Kapitel. Von dem Kreuzzuge gegen die Languedokker. 143 ⸗ 161
Elftes Kapitel. Europa's Zuſtand im dreizehnten Jahrhunderte. 161 ⸗ 172
Zwölftes Kapitel. Von Spanien im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte. 173 ⸗ 191
Dreizehntes Kapitel. Von dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich, und von Bonifaz dem VIII. 192 ⸗ 210
Vierzehntes Kapitel. Von der Hinrichtung der Tempelherren, und der Ausrottung dieſes Ordens. 210 ⸗ 221
Funfzehntes Kapitel. Von der Schweiz und dem Umſturz ihrer Staatsverfaſſung im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. 221 ⸗ 227
Sechszehntes Kapitel. Verfolg des Zuſtandes, worinn ſich das Teutſche Reich, Italien und der Päbſtliche Stuhl, im vierzehnten Jahrhunderte befanden. 228 ⸗ 242
Siebzehntes Kapitel. Von der Königinn Johanna von Neapel. 243 ⸗ 251
Achtzehntes Kapitel. Von dem Kaiſer Karl dem IV. Von der goldnen Bulle. Von der Rükkehr des heiligen Stuhls von Avignon nach Rom. Von der heiligen Katharina von Siena u. ſ. w. 252 ⸗ 263
Neunzehntes Kapitel. Groſſe Kirchenſpaltung im Occident. 263 ⸗ 275
Zwanzigſtes Kapitel. Kirchenverſammlung zu Koſtniz. 276 ⸗ 285
Einundzwanzigſtes Kapitel. Von Johann Hus, und Hieronymus von Prag. 286 ⸗ 297
Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Vom Zuſtande Europa's um die Zeit der Kirchenverſammlung zu Koſtniz. Von Italien. 298 ⸗ 309

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Von Frankreich und England, zu Philipp's von Valois, Eduard's des II. und Eduard's des III. Zeiten. Abſezung des Königs Eduard's des II. durch das Parliament. Eduard der III. Ueberwinder von Frankreich. Beleuchtung des Saliſchen Geſezes. von der Artillerie u. ſ. w. 310 – 339
Vierundzwanzigſtes Kapitel. Von Frankreich unter dem Könige Johann. Berühmte Generalverſammlung der Landſtände. Schlacht bei Poitiers. Johann's Gefangenſchaft. Frankreich's Verfall. Ritterweſen u. ſ. w. 339 – 353
Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Vom ſchwarzen Prinzen, vom Könige Don Pedro dem Grauſamen von Kaſtilien, und vom Connetable dü Guesclin. 353 – 360
Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Von Frankreich und England, zu des Königs Karl's des V. Zeiten. Wie dieſer geſchikte Fürſt den Engländern ihre Eroberungen abnimmt. Seine Regierung. Richard der II. König von England, ein Sohn des vom Thron geſtoſſnen ſchwarzen Prinzen. 361 – 370
Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Von dem Könige Karl'n dem VI. von Frankreich. Von ſeiner Krankheit. Von dem neuen Angrif auf Frankreich durch den König Heinrich den V. von England. 371 – 390
Achtundzwanzigſtes Kapitel. Von Frankreich zu Karl's des VII. Zeiten. Von dem Mädchen von Orleans, und von Jaques Coeur. 390 – 404
Neunundzwanzigſtes Kapitel. Sitten, Gebräuche, Handlung und Reichthümer um das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert. 405 – 412

Dreiſſigſtes Kapitel. Schöne Künſte und Wiſſenſchaften, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte. 413 ⸗ 441
Einunddreiſſigſtes Kapitel. Befreiungen von der Leibeigenſchaft, Vorrechte der Städte, Generalverſammlung der Landſtände. 441 ⸗ 447
Zweiunddreiſſigſtes Kapitel. Steuern und Münzen. 447 ⸗ 454
Dreiunddreiſſigſtes Kapitel. Von dem Pariſer Parlamente bis auf Karl'n den VII. 454 ⸗ 469
Vierunddreiſſigſtes Kapitel. Von der Kirchenverſammlung zu Baſel, zu Karl's des VII. Zeiten, im funfzehnten Jahrhunderte. 469 ⸗ 484
Fünfunddreiſſigſtes Kapitel. Verfall des Griechiſchen Kaiſerthums, welches ſich das Römiſche nannte. Seine Schwäche, ſein Aberglaube u. ſ. w. 485 ⸗ 491
Sechsunddreiſſigſtes Kapitel. Vom Timur⸗Lenk. 492 ⸗ 505
Siebenunddreiſſigſtes Kapitel. Verfolg der Geſchichte der Türken und der Griechen, bis zur Einname von Konſtantinopel. 505 ⸗ 512
Achtunddreiſſigſtes Kapitel. Von Skanderbeg. 512 ⸗ 515
Neununddreiſſigſtes Kapitel. Von der Einname der Stadt Konſtantinopel durch die Türken. 515 ⸗ 534
Vierzigſtes Kapitel. Muhammed's des II. kriegriſche Unternemungen und Tod. 534 ⸗ 540
Einundvierzigſtes Kapitel. Griechenland's Zuſtand unter dem Joche der Türken Regierungsverfaſſung derſelben, und ihre Sitten. 541 ⸗ 557

Verſuch
einer
Schilderung der Sitten
und des
Geiſtes der Nationen
wobei
Hauptthatſachen in der Geſchichte von Karl dem Groſſen an bis zu Ludwig XIII. aufgeſtellt werden.

Dritter Theil.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Von dem Orient zur Zeit der Kreuzzüge, und von dem Zuſtande des gelobten Landes.

Die Religionen dauern immer länger, als die Reiche. Der Muhammedismus blühte, und das Reich der Kalifen ward durch die Nation der Turkomanen vertilgt. Man giebt ſich viel Mühe, den Urſprung dieſer Türken zu unterſuchen. Er war derſelbe, den alle erobernde Völker hatten. Alle waren anfänglich Wilde, welche vom Raube lebten. Die Türken wohnten ehmals jenſeit des Taurus und Imaus, und weit, wie man ſagt, vom Araxes. Sie gehörten zu denen Tatarn, welche das Alterthum Scythen nannte. Dieſes groſſe feſte Land der Tatarei, welches weit gröſſer als Europa iſt, ward immer nur von Barbaren bewohnt. Ihre Alterthümer verdienen eben ſo wenig eine zuſammenhängende Geſchichte, als die Wölfe und Ti-

ger ihres Landes. Dieſe Nordiſchen Völker thaten zu allen Zeiten Einfälle in die ſüdlichen Gegenden. Um das elfte Jahrhundert breiteten ſie ſich gegen Rusland aus. Sie überſchwemmten die Küſten des Kaspiſchen Meeres. Die Araber, unter Muhammed's erſten Nachfolgern, hatten ſich beinahe ganz Kleinaſien, Syrien und Perſien unterworfen; endlich kamen die Turkomanen und unterwarfen ſich die Araber.

Ein Kalif vom Stamme der Abaſſiden, Namens Motaſſem, ein Sohn des groſſen Almamon's, und ein Enkel des berühmten Harun Alraſchid, der, ſo wie jener, alle Künſte ſchäzte, und mit Ludwig dem Gutmütigen, oder dem Schwachen, zu gleicher Zeit lebte, legte den erſten Grundſtein zu dem Gebäude, unter welchem ſeine Nachfolger endlich zerſchmettert wurden. Er lies eine Türkiſche Miliz zu ſeiner Leibwacht kommen. Es giebt kein gröſſers Beiſpiel von der Gefahr, fremde Truppen zu halten. Fünf bis ſechshundert Türken in Motaſſem's Solde ſind der Urſprung der Osmaniſchen Macht, welche, vom Euphrat bis an das Ende von Griechenland alles verſchlungen, und in unſern Tagen Wien belagert hat.

Dieſe mit der Zeit vermehrte Türkiſche Miliz ward ihren Herren gefärlich. Es kamen immer mehr Türken an, und machten ſich die um das Kalifat entſtandne bürgerliche Kriege zu Nüze. Die Abaſſidiſchen Kalifen von Bagdad verloren bald Syrien, Aegypten und Afrika, durch die Fatimiſchen Kalifen. Die Türken endlich plünderten ohne Unterſchied die Abaſſiden und die Fatimiten.

Togrul Beg, oder Ortogrul Bel, von welchem man das Geſchlecht der Osmanen herleitet, zog in Bagdad ungefähr eben ſo 1050.
ein, wie ſo mancher Kaiſer in Rom. Er machte ſich zum Herrn der Stadt und des Kalifen, indem er ſich vor dem Leztern niederwarf. Ortogrul führte das Maulthier, worauf der Kalif Caiem ſas, bis nach deſſen Palaſte; aber mit mehrerer Geſchiklichkeit, oder mit mehrerem Glük, als die Teutſchen Kaiſer in Rom hatten, gründete er ſeine Macht, und lies dem Kalifen nichts, als die Sorge, des Freitags die Gebete in der Moſchee anzuſtimmen, und die Ehre, alle Muhammedaniſche Tyrannen, welche ſich unabhängig machten, mit ihren Staaten zu belehnen.

Man mus ſich erinnern, daß dieſe Turkomanen die Franken, Normänner und Gothen, ſo wie in ihren Einfällen, alſo auch darin, nachahmten, daß ſie ſich den Geſezen, den Sitten, und der Religion der Ueberwundenen, unterwarfen. Eben ſo haben es andere Tataren mit den Schineſen gemacht, und dies iſt ein Vorzug, den jedes polizirte, obgleich ſchwächere Volk über das Barbariſche, obgleich ſtärkere, haben mus.

Solchergeſtalt waren die Kalifen weiter nichts mehr, als die Oberhäupter der Religion; ſo wie der Dairi, der Hoheprieſter in Japan, welcher heut zu Tage dem Kubo zu befelen ſcheint, in der That aber ihm gehorcht; ſo wie der Sherif von Mekka, welcher den Türkiſchen Sultan ſeinen Statthalter nennt; oder ſo wie die Päbſte unter den Longobardiſchen Königen. Ich vergleiche hier nicht die Muhammedaniſche Religion mit der Chriſtlichen; ich vergleiche nur die Staatsverändrungen. Ich bemerke, daß die Kalifen die mächtigſten Beherrſcher des Orients, zu gleicher Zeit aber die Römiſchen Hohenprieſter noch gar nichts waren. Das Kalifat iſt, ohne Hofnung der Wiederauflebung, zu Grunde gegangen; die Päbſte hingegen ſind nach und nach groſſe, in Anſehn ſtehende Selbſtherrſcher ge-

worden, und haben Rom zur ſchönſten Stadt des Erdbodens gemacht.

Es waren alſo, zur Zeit des erſten Kreuzzuges, zu Bagdad, ein Kalif, welcher die Belehnungen ertheilte, und ein Türkiſcher Sultan, welcher regierte. Verſchiedne andre Türkiſche und einige Arabiſche Uſurpatoren hielten ſich in Perſien, Arabien und Kleinaſien, auf. Alles war in Zwieſpalt, und dies hätte die Kreuzzüge glüklich machen können. Alles aber war auch in Waffen, und dieſe Völker mußten auf ihrem eignen Grund und Boden notwendig mit vielem Vorzuge kämpfen.

Das Konſtantinopoliſche Reich hielt ſich noch; es waren nicht alle ſeine Fürſten des Thrones unwürdig geweſen. **Konſtantin Porphyrogeneta**, ein Sohn Leo's des Philoſophen, und ſelbſt ein Philoſoph, brachte, wie ſein Vater, glükliche Zeiten zurük. Wenn das Reich unter **Konſtantin**'s Sohne, **Romanus**, in Verachtung fiel, ſo ward es den Nationen wieder ehrwürdig unter **Nicephorus Phokas**, welcher, eh' er Kaiſer ward, im Jahr 961 die Inſel Kandia wieder eingenommen hatte.

Wenn **Johann Zimiſces** dieſen **Nicephorus** meuchelmordete, die Kaiſerliche Burg mit

Blut beſudelte, und ſeine Verbrechen durch Heu=chelei noch ſchlimmer machte; ſo war er doch übri=gens ein Verfechter des Reichs gegen die Türken, und die Bulgaren. Aber unter **Michael Paphlagonatus** war Sicilien verloren gegan=gen; unter **Romanus Diogenes** faſt alles übrige gegen Morgen, die einzige Provinz Pon=tus ausgenommen; und dieſe Provinz, welche heut zu tage Tukumanien heiſſt, fiel bald nachher unter des Türken **Soliman's** Herrſchaft, welcher, als Beherrſcher des gröſſten Theils von Kleinaſien, den Siz ſeiner Herrſchaft zu Nicäa aufſchlug, und von dort aus, zu der Zeit, da die Kreuzzüge ih=ren Anfang namen, Konſtantinopel bedrohte.

Von der Seite der Türken war alſo das Griechiſche Reich beinahe auf die Kaiſerſtadt ein=geſchränkt; erſtrekte ſich aber auf der andern Seite über ganz Griechenland, Macedonien, Theſſalien, Thracien, Illyrien, Epirus, und beſas ſogar noch die Inſel Kandia. Die beſtän=digen, obgleich immer unglüklichen, Kriege gegen die Türken unterhielten einen Ueberreſt von Tapferkeit. Alle reiche Chriſten Aſien's, welche ſich nicht unter das Muhammedaniſche Joch be=quemen wollten, hatten ſich in die Kaiſerſtadt begeben, und dieſe bereicherte ſich ſolchergeſtalt von dem, was den Provinzen entzogen ward.

Kurz, dieſe zwar zurükgekommne, aber uner- meslich groſſe, volkreiche, wohlhabende und üp- pige Stadt betrachtete ſich, ungeachtet ſo man- cher Einbuſſen, und ungeachtet der in der Burg herrſchenden Verbrechen und Staatsveränderun- gen, als die erſte Stadt des Erdbodens. Die Einwohner nannten ſich Römer, und nicht Griechen. Ihr Staat war das Römiſche Reich, und ſie betrachteten die Occidentaliſchen Völker, welche ſie Lateiner nannten, ledig- lich als Barbaren, die ſich empört hatten.

Paläſtina war nichts mehr und nichts we- niger, als was es noch jezt iſt, das elendeſte al- ler bewohnten Länder Aſien's. Dieſe kleine Pro- vinz iſt etwa fünf und vierzig Meilen lang, und dreiſſig bis fünf und dreiſſig breit. Sie iſt faſt überall voll dürrer Felſen, auf welchen nicht einen Zoll tief Erde zu finden iſt. Wäre dieſer Winkel der Erde angebaut, ſo könnte man ihn mit der Schweiz vergleichen. Der Flus Jor- dan, welcher in der Mitte ſeines Laufs etwa funfzig Fus breit iſt, gleicht dem Flus Aar bei den Schweizern, welcher in einem Thale flieſſt, das fruchtbarer iſt, als die übrigen Kantone. Der See Tiberias reicht nicht an den Genferſee. Reiſende, welche Beides, die Schweiz und Pa-

läſtina, genau unterſucht haben, geben der Schweiz ohn' alle Vergleichung den Vorzug. Es iſt wahrſcheinlich, daß Judäa ehmals, als es von den Juden bewohnt ward, beſſer angebaut geweſen iſt. Sie waren gezwungen worden, etwas Erde auf die Felſen zu bringen, um Weinſtökke zu pflanzen. Dieſe wenige mit Felſenſplittern vermiſchte Erde ward von kleinen Mauern feſtgehalten, wovon man noch hin und wieder die Ueberbleibſel gewahr wird.

Alles, was gegen Mittag liegt, beſteht in Sandwüſten gegen das Mittelländiſche Meer und Aegypten hin, und in entſezlichen Gebürgen bis nach Ezeon-geber, gegen das rote Meer zu. Dieſe Sandwüſten und dieſe Felſen, welche heut zu tage von einigen Arabiſchen Räubern bewohnt werden, ſind das alte Vaterland der Juden. Sie breiteten ſich etwas gegen Norden in das Peträiſche Arabien aus. Das kleine Land Jericho, welches ſie an ſich riſſen, iſt eins der beſten von denen, die ſie beſaſſen. Der Boden um Jeruſalem iſt weit dürrer; er hat nicht einmal den Vortheil, an einem Fluſſe zu liegen.

Es giebt da ſehr wenig Weide. Die Einwohner konnten niemals Pferde halten; Eſel waren die gewöhnlichen Thiere zum Reiten.

Die Ochſen ſind dort nicht fett; die Hammel gedeihen beſſer. Die Oelbäume tragen an einigen Orten recht gute Früchte. Man findet noch einige Palmbäume daſelbſt, und dieſes Land, welches die Juden mit groſſer Mühe verbeſſerten, wenn es ihre immer unglükliche Lage ihnen erlauben wollte, war für ſie ein herrliches Land, in Vergleichung mit den Wüſten Paran, Sin und Kades.

Der heilige **Hieronymus**, welcher ſo lange Zeit zu Bethlehem lebte, geſteht, daß man beſtändig Dürre und Durſt leiden mus in dieſem Lande voll dürrer Berge, Sand und Kieſel, wo es nur ſelten regnet, wo an Brunnen Mangel iſt, und wo der Fleis ſich gezwungen ſieht, dieſem Mangel, mit groſſen Koſten durch Ziſternen abzuhelfen.

Der Anſtrengung der Hebräer ungeachtet, konnte Paläſtina niemals ſeine Einwohner ernähren, und ſo wie die dreizehn Kantone ihr überflüſſiges Volk wegſchikken, um bei den Armeen der Fürſten zu dienen, die es bezalen können, ſo gingen die Juden nach Aſien und Afrika, um dort ſtatt Mäkler zu dienen. Kaum war Alexandrien erbaut, als ſie ſich daſelbſt niederlieſſen. Wenige von den handelnden Juden

wohnten zu Jeruſalem, und ich zweifle daran, daß jemals, in den blühendſten Zeiten dieſes kleinen Staats, dort ſo wohlhabende Leute gewohnt haben, als es heut zu tage viele Juden ſind, welche in Amſterdam, im Haag, in London und in Konſtantinopel wohnen.

Als **Omar**, einer der erſten Nachfolger **Muhammed's**, ſich der fruchtbaren Ländereien Syrien's bemächtigte, nam er auch Paläſtina ein, und weil Jeruſalem für die Muhammedaner eine heilige Stadt iſt, zog er in einem härenen Kleide, und im Sakke eines Büſſenden in dieſelbe ein, und forderte keinen andern Tribut, als dreizehn Drachmen für jeden Kopf, wie es der Pabſt eingeführt hatte. So erzält es wenigſtens **Nicetas Koniates**.

Omar bereicherte Jeruſalem mit einer prächtigen Moſchee von Marmor, welche mit Blei gedekt, und inwendig mit einer überaus groſſen Anzal ſilberner Lampen verziert war, worunter ſich viele von lauterm Golde befanden. Als nachher die Türken, die nun ſchon Muhammedaner waren, ſich um das Jahr 1055 des Landes bemächtigten, verſchonten ſie dieſe Moſchee, und die Stadt blieb immer mit ſieben bis achttauſend Einwohnern bevölkert. Das war alles,

was ihr Umkreis damals faſſen, und die ganze umliegende Gegend ernähren konnte. Uebrigens hatte dies Volk wenig Gelegenheit ſich zu bereichern, als durch die Pilgrimſchaften der Chriſten und der Muſulmanen. Dieſe beſuchten die Moſchee, und jene den Ort, wo Jeſus ſoll ſein begraben worden. Alle bezalten eine kleine Erkenntlichkeit an den Türkiſchen Emir, der in der Stadt ſeinen Siz hatte, und an einige Imans, welche von der Neugier der Pilgrimme lebten.

Zweites Kapitel.

Von dem erſten Kreuzzuge bis zur Einname von Jeruſalem.

So war der Zuſtand von Kleinaſien beſchaffen, als ein Pilger von Amiens die Kreuzzüge veranlaſſte. Er hatte keinen andern Namen, als Kukupeter, oder Kukupieter, wie die Tochter des Kaiſers **Komnenus** ſagt, die ihn zu Konſtantinopel geſehn hat. Wir kennen ihn unter dem Namen Petrus Eremita, oder Peter der Einſiedler. Dieſer Franzoſe aus der Pikardie, der von Amiens abgereiſt war,

um nach Arabien zu wallfahrten, war Schuld daran, daß der Occident gegen den Orient die Waffen ergrif, und daß Millionen Europäer in Aſien umkamen. So ſind die Begebenheiten der Welt verkettet!

Er führte bittre Klagen bei dem heimlichen Biſchof, welcher, mit dem Titel eines Patriarchen von Jeruſalem, im Lande reſidirte, über die Bedrükkungen, welche die Pilgrimme auszuſtehn hatten; auch fehlte es ihm nicht an Offenbarungen. Wilhelm von Tyrus verſichert, daß Jeſus Chriſtus dem Einſiedler erſchien, und zu ihm ſagte: Ich will mit Dir ſein; es iſt Zeit, meinen Dienern beizuſtehn.

Bei ſeiner Zurükkunft nach Rom ſprach er mit ſolchem Eifer, und machte ſo rührende Schilderungen, daß der Pabſt Urban der II. dieſen Menſchen für tüchtig hielt, den groſſen Entwurf zu unterſtüzen, womit die Päbſte ſeit langer Zeit umgingen, die Chriſtenheit gegen die Muhammedaner zu bewafnen. Er ſchikte Peter'n von Provinz zu Provinz, um durch ſeine ſtarke Einbildungskraft ſeine feurigen Geſinnungen mitzutheilen, und die Schwärmerei zu verbreiten.

Urban der II. hielt hierauf bei Piacenza auf 1094.
ofnem Felde eine Kirchenverſammlung, wobei ſich, auſſer den Geiſtlichen, mehr als dreiſſigtauſend Weltliche einfanden. Man beratſchlagte über die Art, die Chriſten zu rächen. Der Griechiſche Kaiſer **Alexis Komnenus**, der Vater der Prinzeſſinn, welche die Geſchichte ihrer Zeit beſchrieb, ſchikte Geſandten an dieſe Verſammlung, um ſich einige Beihülfe gegen die Muſulmanen auszubitten; aber die muſſte er weder von dem Pabſte, noch von den Italienern erwarten.

Die Normänner namen damals den Griechen Neapel und Sicilien weg, und der Pabſt, welcher wenigſtens Oberlehnsherr dieſer Königreiche ſein wollte, und überdies ein Nebenbuhler der Griechiſchen Kirche war, muſſte notwendig, ſeinem Stande gemäs, der erklärte Feind der Orientaliſchen Kaiſer werden, wie er der heimliche Feind der Teutſchen Kaiſer war. Der Pabſt, weit entfernt, den Griechen beizuſtehn, wollte vielmehr den Orient den Lateinern unterwerfen.

Uebrigens ward der Entwurf, nach Paläſtina zu gehn, von allen, die der Kirchenverſammlung bei Piacenza beiwohnten, gelobt, aber von

keinem einzigen derſelben in's Werk geſezt. Die vornemſten Italieniſchen Herren hatten daheim zu viel eigne wichtige Angelegenheiten zu beſorgen, und wollten nicht gern ein angenemes Land verlaſſen, um ſich in den Wüſten des Petrâiſchen Arabien's zu ſchlagen.

1095. Man muſſte alſo eine andre Kirchenverſammlung zu Clermont in Auvergne halten. Der **Pabſt** hielt daſelbſt eine Rede auf dem groſſen Markte. In Italien hatte man über das Elend der Chriſten in Aſien Thränen vergoſſen. In Frankreich grif man zu den Waffen. Dieſes Land war voll von neuen, unruhigen, unabhängigen Edelleuten, welche die Zerſtreuung und den Krieg liebten, und mehrentheils in den Verbrechen, welche die Schwelgerei erzeugt, und in Unwiſſenheit verſunken waren, welche eben ſo gros waren, als ihre Ausſchweifungen.

Der **Pabſt** bot ihnen die Vergebung aller ihrer Sünden an, ſchlos ihnen den Himmel auf, und legte ihnen zur Buſſe auf, ihrer liebſten Neigung zu folgen, und auf Plünderung auszugehn. Man nam alſo das Kreuz gleichſam in die Wette. Die Kirchen und Klöſter kauften nun für den elendeſten Preis viele Güter der Edelleute, welche nichts weiter nötig zu haben

glaubten, als etwas Geld und ihre Waffen, um in Aſien Königreiche zu erobern. **Godefroi von Bouillon**, Herzog von Braband, zum Beiſpiel, verkaufte ſein Gut Bouillon an das Stift Lüttich, und Stenay an den Biſchof von Verdun. **Godefroi's** Bruder, **Baudouin**, verkaufte an eben den Biſchof das wenige, was er in dortigem Lande beſas. Die geringſten Gutsbeſizer zogen auf eigne Koſten mit; die armen Edelleute dienten den Reichern als Schildknappen.

Die Beute ſollte nach dem Range und den Ausgaben der Kreuzritter vertheilt werden. Dies war eine Quelle groſſer Streitigkeiten, aber auch ein mächtiger Sporn. Religion, Geiz und Unruhe munterten zu gleichen Theilen zu dieſen Auswanderungen auf. Man brachte eine unzälbare Infanterie und viele gemeine Reiter, unter tauſend verſchiednen Panieren, zuſammen. Dieſer Haufe von Kreuzrittern beſtimmte ſich Konſtantinopel zum Sammelplaz. Mönche, Weiber, Kaufleute, Marketender, Handwerksleute, alles zog mit und glaubte, auf dem Zuge nichts als Chriſten anzutreffen, welche ſie ernähren würden, um ſich den Ablas zu verdienen.

Mehr als achtzigtauſend von dieſen Landſtreichern ſtellten ſich unter **Kukupeter's** Fahne, den ich immer **Peter den Eremit** nennen werde. Er marſchirte in Sandalen, und mit dem Strikke um den Leib, an der Spize ſeines Heers. Eine ganz neue Art von Eitelkeit! Nie hatte das Alterthum ſolche Auswanderungen einer Hälfte der Welt in die andre, und zwar aus Religionsſchwärmerei geſehn. Dieſe anſtekkende Raſerei äuſſerte ſich damals zum erſtenmal, damit keine Landplage übrig bliebe, welche nicht irgend einmal das menſchliche Geſchlecht heimgeſucht hätte.

Die erſte Kriegsunternemung dieſes Einſiedlergenerals war die Belagerung der erſten Chriſtlichen Stadt Malavilla in Ungarn, weil ſie ſich geweigert hatte, Lebensmittel für dieſe Soldaten Jeſu Chriſti herzugeben, welche ſich, troz ihrer heiligen Unternemung, wie wahre Straſſenräuber betrugen. Die Stadt ward mit ſtürmender Hand eingenommen, ausgeplündert und die Einwohner niedergemacht. Der **Eremit** war nun nicht mehr Herr über ſeine Kreuzſoldaten, welche der Durſt nach Räubereien anſpornte. Einer von den Unterbefelshabern des **Eremiten**, Namens **Walter ohne Geld**, welcher die Hälfte der Truppen kommandirte, machte es in

der

der Bulgarei eben ſo. Man trat bald gegen dieſe Straſſenräuber zuſammen, welche faſt alle ausgerottet wurden, und der **Einſiedler** kam endlich mit zwanzigtauſend Mann, die beinahe verhungert waren, vor Konſtantinopel an.

Ein Teutſcher Prieſter, Namens **Gottſchalk**, welcher die nemliche Rolle ſpielen wollte, kam noch weit übler weg. Sobald er mit ſeinen Anhängern nach Ungarn kam, wo ſeine Vorgänger ſo ſchlimm gehauſt hatten, ſo ward der Anblik des roten Kreuzes, das ſie trugen, eine Loſung, ſie alle niederzumachen.

Eine andre Horde dieſer Landſtreicher, über zweimalhunderttauſend Köpfe ſtark, Weiber, Prieſter, Bauern, Schüler und dergleichen, glaubte, ſie zöge zur Vertheidigung Jeſu Chriſti aus, und müſſte daher alle Juden ausrotten, welche ihr aufſtieſſen. An der Franzöſiſchen Grenze wohnten viele Juden, welche den ganzen Handel in Händen hatten. Die Kreuzchriſten glaubten, Gott zu rächen, und brachten alle dieſe Unglüklichen um's Leben. Seit **Hadrian's** Zeiten war kein ſolches Blutbad unter dieſer Nation angerichtet worden. Sie wurden zu Verdun, Speier, Worms, Kölln und Mainz ermordet, und viele tödteten

ſich ſelbſt, nachdem ſie ihren Weibern den Leib aufgeſchnitten hatten, um nicht dieſen Unmenſchen in die Hände zu fallen. Auch dieſe dritte Armee von Kreuzfahrern fand ihr Grab in Ungarn.

Inzwiſchen fand **Peter der Eremit** vor Konſtantinopel andre Italieniſche und Teutſche Vagabunden, welche ſich mit ihm vereinigten, und die umliegende Gegend verheerten. Der Kaiſer **Alexis Komnenus**, der damals regierte, war gewis weiſ' und ſanftmütig. Er begnügte ſich damit, ſich dieſe Gäſte auf's ſchleunigſte vom Halſe zu ſchaffen. Er gab ihnen Schiffe, um über den Bosphorus zu kommen. Der General **Peter** ſah ſich endlich an der Spize einer Chriſtlichen Armee gegen die Muſulmanen. Der Sultan **Soliman** von Nicäa fiel dieſe unordentliche Menge mit ſeinen krieggeübten Türken an. **Walter ohne Geld** kam, nebſt vielen armen Edelleuten, dabei um's Leben. Der **Eremit** kehrte indeſſen nach Konſtantinopel zurük, und ward als ein Schwärmer betrachtet, dem ein Anhang von Raſenden folgte.

Ganz anders war es mit andern Häuptern der Kreuzfahrer. Sie hatten mehr Staatsklugheit und weniger Schwärmerei, waren geübter im

Befelen, und führten Truppen, die etwas ordentlicher waren. **Godefroi von Bouillon** ſtand an der Spize von ſiebzigtauſend Mann zu Fus und zehntauſend völlig bewafneten Rittern unter den Pannieren verſchiedner Herren, die ſich alle unter ſeiner Fahne vereinigt hatten.

Unterdeſſen marſchirte **Hugo**, der Bruder des Königs **Philipp's des** I. von Frankreich, mit andern Herren, welche zu ihm geſtoſſen waren, durch Italien. Er wollte ſein Glük verſuchen. Sein ganzes Vermögen beſtand faſt lediglich darin, daß er der Bruder eines an ſich ſelbſt nicht mächtigen Königs war. Noch ſeltſamer iſt es, daß der Herzog **Robert** von der Normandie, **Wilhelm's** des Erobrers von England, älteſter Sohn, dieſe Normandie verlies, in welcher er ſich kaum erſt feſtgeſezt hatte. Er verpfändete ſeinem jüngern Bruder **Wilhelm dem Roten**, der ihn aus England verjagt hatte, noch dazu die Normandie, um die Koſten ſeines Feldzuges zu beſtreiten. Er war, wie man ſagt, ein wollüſtiger und abergläubiſcher Prinz. Dieſe beiden Eigenſchaften, welche ihren Grund in der Schwachheit haben, vermochten ihn zu dieſem Kreuzzug.

Der alte Raymund, Graf von Toulouſe, und Herr von Languedok und eines Theils von der Provence, der ſchon in Spanien gegen die Muſulmanen gefochten hatte, lies ſich weder durch ſein Alter, noch durch das Intereſſe ſeines Vaterlandes, abhalten, den Zug nach Paläſtina mit vieler Hize zu unternemen. Er war einer von den erſten, der die Waffen ergrif, und, wie man ſagt, mit beinahe hunderttauſend Mann über die Alpen ging. Er ſahe nicht voraus, daß man bald einen Kreuzzug gegen ſeine eigne Familie predigen würde.

Der klügſte, und vielleicht der einzige kluge, von allen dieſen Kreuzfahrern war **Bohemund, Robert's Guiscard's**, des Erobrers von Sicilien, Sohn. Dieſe ganze nach Italien verſezte Familie von Normännern ſuchte ſich, bald auf Koſten des Pabſtes, bald auf den Trümmern des Griechiſchen Kaiſerthums, gröſſer zu machen. Dieſer **Bohemund** hatte ſelber lange Zeit in Epirus und Griechenland gegen den Kaiſer **Alexis** Krieg geführt; und weil das kleine Fürſtenthum Tarent und ſeine Tapferkeit ſein einziges Erbgut ausmachten, ſo benuzte er die anſtekkende Schwärmerei von Europa, um etwa zehntauſend wohlbewafnete Ritter und etwas

Infanterie zuſammeuzubringen, und mit derſelben entweder von den Chriſten, oder von den Muſelmanen, Provinzen zu erobern.

Die Prinzeſſinn **Anna Komnena** ſagt, ihr Vater wäre durch dieſe ungeheure Auswanderungen, die in ſeinen Ländern einſprachen, beunruhigt worden. Man hätte glauben ſollen, ſagt ſie, daß Europa, von ſeiner Grundveſte losgeriſſen, auf Aſien zuſtürzen wollte. Was wär' es erſt geweſen, wenn beinahe dreimalhunderttauſend Mann, die theils mit **Peter'n dem Eremiten**, und theils mit dem Prieſter **Gottſchalk** gezogen waren, nicht ſchon verſchwunden geweſen wären?

Man that dem **Pabſte** den Vorſchlag, ſich an die Spize der noch übrigen ungeheuren Armeen zu ſezen. Dies war der einzige Weg zur Univerſalmonarchie, dieſem Endzwek des Römiſchen Hofes, zu gelangen. Zu dieſer Unternemung gehörte der Geiſt eines Muhammed's, oder eines Alexander's. Die Schwierigkeiten waren gros, und **Urban** ſah blos auf dieſe Schwierigkeiten.

Gregor der VII. hatte vormals dieſen Entwurf der Kreuzzüge ausgeſponnen. Er würde den Occident gegen den Orient bewafnet, und

die Griechiſche Kirche, wie die Lateiniſche, beherrſcht haben. Die Påbſte hätten alsdann beide Kaiſerthůmer unter ihrer Botmåſſigkeit gehabt. Aber zu **Gregor's** des VII. Zeiten war eine ſolche Idee nur noch eine bloſſe Schimåre. Das Konſtantinopoliſche Reich war noch nicht unterdrůkt genug, und im Occident war die Gåhrung der Schwårmerei noch nicht heftig genug. Die Gemůter waren nicht eher als unter **Urban dem** II. in der dazu nötigen Stimmung.

Der **Pabſt** und die Fůrſtlichen Kreuzfahrer hatten bei dieſer groſſen Zurůſtung ihre verſchiedne Abſichten, vor welchen allen Konſtantinopel ſich fürchtete. Man haſſte daſelbſt die Lateiner, und betrachtete ſie, als Kezer und Barbaren.

Was die Griechen am meiſten und zwar mit Grunde fůrchteten, war dieſer **Bohemund** und ſeine Neapolitaner, dieſe Feinde des Kaiſerthums. Wenn aber auch **Bohemund's** Abſichten rein geweſen wåren, mit welchem Recht wollten denn alle dieſe Abendlåndiſchen Fůrſten Provinzen an ſich reiſſen, welche die Tůrken den Griechiſchen Kaiſern abgenommen hatten?

Man kann ůberdies von dem barbariſchen Uebermut der Kreuzherren aus dem Zuge urthei-

len, welchen die Prinzeſſin **Anna Komnena** von einem gewiſſen Franzöſiſchen Grafen erzält, welcher ſich bei einer öffentlichen Feierlichkeit zur Seite des **Kaiſers** auf dem Throne niederſezte. Als Baudouin, **Godefroi's von Bouillon** Bruder, dieſen unverſchämten Menſchen bei der Hand nam, um ihn von da weg zu führen, ſagte dieſer **Graf** ganz laut in ſeiner rauhen Mundart: Der Grieche iſt wohl ein poſſierlicher Kauz und rechter Tölpel, daß er ſich vor Leuten, wie wir ſind, niederſezt. Dieſe Worte wurden dem **Alexis** verdolmeſcht, welcher blos dazu lächelte. Eine oder zwei ſolche Unverſchämtheiten ſind hinreichend, eine Nation in üblen Ruf zu bringen. **Alexis** lies den **Grafen** fragen, wer er wäre? Ich bin, antwortete dieſer, aus dem edelſten Hauſe. Ich ging alle Tage in die Kirche meiner Herrſchaft, wo ſich alle brave Edelleute verſammelten, welche ſich im Zweikampfe ſchlagen wollten, und **Jeſum Chriſtum** und die heilige Jungfrau um ihren Beiſtand anriefen. Keiner von ihnen hatte jemals das Herz, ſich mit mir zu ſchlagen.

Es war moraliſch unmöglich, daß dergleichen Gäſte nicht ſollten Lebensmittel mit Ungeſtüm und Härte gefordert und die Griechen ſie bos⸗hafterweiſe verweigert haben. Dies war ein Anlas zu unaufhörlichen Gefechten zwiſchen dem Volke und **Godefroi's** Armee, welche, nach den Räubereien der unter **Peter dem Eme⸗riten** ziehenden Kreuzfahrern, zuerſt erſchien. **Godefroi** ging ſo weit, daß er die Vorſtädte von Konſtantinopel angrif, welche der **Kaiſer** in Perſon vertheidigte. Der Biſchof von Puy in Auvergne, Namens Monteil, Päbſtlicher Legat bei den Armeen der Kreuzfahrer, beſtand ſchlechterdings darauf, man ſollte die Unterne⸗mungen gegen die Ungläubigen damit anfangen, daß man die Stadt belagerte, in welcher der erſte Chriſtliche Fürſt reſidirte.

Dies war auch **Bohemund's** Meinung, welcher damals in Sicilien war, und einen Ku⸗rier über den andern an **Godefroi** abſchikte, daß er ſich nicht mit dem **Kaiſer** vereinigen ſollte. **Hugo**, der Bruder des Königs von Frankreich, beging damals den Fehler, Si⸗cilien zu verlaſſen, wo er ſich mit **Bohemund** aufhielt, und faſt ganz allein die Länder des Kai⸗ſers **Alexis** zu betreten. Auſſer dieſer Unbe⸗

ſachtſamkeit beging er auch die, ſeine Briefe an denſelben mit einem Stolz abzufaſſen, der einem Fürſten ohne Truppen nicht ziemte. Die Frucht dieſes Betragens war, daß er einige Zeit gefangen gehalten ward. Endlich gelang es der Staatsklugheit des **Kaiſers**, alle dieſe Stürme abzuwenden. Er lies Lebensmittel liefern, und vermochte alle dieſe Herren, ihm wegen der Länder, die ſie erobern würden, die Lehnshuldigung zu leiſten. Er lies ſie alle, einen nach dem andern, nach Aſien hinüberſchaffen, nachdem er ſie mit Geſchenken überhäuft hatte. **Bohemund**, den er am meiſten fürchtete, ward am freigebigſten behandelt.

Als dieſer Prinz ihm in Konſtantinopel huldigte, und man demſelben die Seltenheiten des Pallaſtes zeigte, befal **Alexis**, daß man ein Zimmer mit köſtlichem Hausrat, mit goldnen und ſilbernen Gefäſſen und allerhand Kleinodien anfüllen, alles das unordentlich über einander werfen, und die Thür des Zimmers halb offen zu laſſen. **Bohemund** ſah im Vorbeigehen dieſe Schäze, auf welche ſeine Führer gar nicht zu achten ſchienen. Iſt es möglich, rief er aus, daß man ſo herrliche Geräte vernachläſſigt? Wenn ich ſie beſäſſe,

würd' ich mich für den mächtigſten Fürſten halten. Demſelben Abend ſchikte ihm der **Kaiſer** den ganzen Inhalt des Zimmers. Dies erzält ſeine Tochter, welche Augenzeugin davon war. So betrug ſich der **Kaiſer**, den jeder unbefangne Menſch klug und freigebig nennen wird, den aber die mehreſten Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge für treulos ausgegeben haben, weil er nicht der Sklave einer gefärlichen Menge ſein wollte.

Endlich, als er ſich ſeine Gäſte glüklicherweiſe vom Halſe geſchaft hatte, und alles nach Kleinaſien hinübergezogen war, ward bei Nicäa Muſterung gehalten, und man fand hunderttauſend Mann zu Pferde, und ſechsmalhunderttauſend zu Fus, mit Inbegrif der Weiber. Dieſe Anzal macht mit den Kreuzfahrern, welche unter dem **Eremiten** und andern Anführern umkamen, ungefähr elfmalhunderttauſend Köpfe aus. Dadurch werden die Erzälungen von den Armeen der Könige in Perſien gerechtfertigt, welche Griechenland überſchwemmt hatten, wie auch alles, was man von den Wanderungen ſo vieler Barbaren erzält. Kurz, die Franzoſen, und beſonders **Raymund von Touloufe**, befanden ſich überall auf dem nemlichen Strich

Landes, welchen die mittägigen Gallier, dreizehnhundert Jahre zuvor, durchſtreift hatten, als ſie Kleinaſien verheerten und der Provinz Galata ihren Namen gaben.

Die Geſchichtſchreiber ſagen uns ſelten, wie man es anfing, dieſe ungeheure Menge zu ernähren. Dies war ein Unternemen, welches eben ſo viel Sorgfalt erfoderte, als der Krieg ſelber. Venedig wollte ſich anfänglich nicht damit abgeben; es bereicherte ſich mehr, als jemals, durch ſeinen Handel mit den Muhammedanern, und fürchtete die Privilegien zu verlieren, welche es bei denſelben hatte. Die Genueſer, die Piſaner, und die Griechen rüſteten Schiffe aus und beluden ſie mit Lebensmitteln; fuhren damit an der Küſte von Kleinaſien hinauf, und verkauften ſie an die Kreuzfahrer. Der Reichthum der Genueſer vermehrte ſich dadurch, und man wunderte ſich, als Genua bald nachher eine Macht geworden war.

Der alte Türkiſche Sultan **Soliman** von Syrien, der unter den Kalifen von Bagdad eben das war, was die *Majores domus* unter **Chlodowich's** Geſchlecht geweſen waren, konnte, ungeachtet des Beiſtandes ſeines Sohns, dem erſten Sturm aller dieſer Kreuzfürſten nicht wi-

verſtehn. Ihre Truppen waren auserleſner, als die Truppen **Peters des Eremiten**, und ſo geübt, als es Ausgelaſſenheit und Schwärmerei erlauben wollte.

1097. Nicäa ward eingenommen, und die von **Soliman's** Sohn angeführten Heere zweimal geſchlagen. Die Türken und Araber konnten bei dieſem Anfange dem Anfall dieſer mit Eiſen bewafneten Menge und ihrer Streitroſſe, und den Wäldern von Lanzen, nicht widerſtehn, an welche ſie noch nicht gewöhnt waren.

1098. **Bohemund** hatte die Geſchiklichkeit, ſich von den Kreuzfahrern das fruchtbare Land Antiochien abtreten zu laſſen. **Baudouin** gieng bis nach Meſopotamien, nam die Stadt Edeſſa weg, und bildete ſich daſelbſt einen kleinen Staat. Endlich belagerte man Jeruſalem, deſſen ſich der Kalif von Aegypten durch ſeine Stathalter bemächtigt hatte. Die mehreſten Geſchichtſchreiber ſagen, daß die Armee der Belagerer, welche durch Schlachten, Krankheiten, und die in die eroberten Städte gelegte Beſazungen war verringert worden, bis auf zwanzigtauſend Mann zu Fus und funfzehnhundert Pferde geſchmolzen war, und daß Jeruſalem Vorrat in Ueberflus und eine Beſazung von vierzigtauſend

Soldaten hatte. Man ermangelt nicht, hinzuzuſezen, daß auſſer dieſer Beſazung noch zwanzigtauſend wehrhafte Einwohner darin waren.

Jeder vernünftige Leſer ſieht gleich ein, daß es nicht wohl möglich iſt, daß eine Armee von zwanzigtauſend Mann eine von ſechzigtauſend in einer befeſtigten Stadt belagern kann; aber die Geſchichtſchreiber haben immer nach dem Wunderbaren gehaſcht.

Die Wahrheit iſt, daß die Stadt, nach einer fünfwöchentlichen Belagerung, mit Sturm eingenommen, und alles, was nicht chriſtlich war, ermordet ward. **Peter der Eremit**, der aus einem General ein Kapellan geworden war, befand ſich bei der Einname und bei dem Blutbade. Einige Chriſten, welchen die Muſulmanen in der Stadt das Leben gelaſſen hatten, führten die Sieger in die entlegenſten Keller, wohin ſich die Mütter mit ihren Kindern verkrochen hatten, und nichts ward verſchont.

Faſt alle Geſchichtſchreiber ſtimmen darin überein, daß nach dieſem Gemezel die Chriſten, ſo wie ſie von Blut trieften, in Proceſſion nach dem Ort hingingen, den man für die Grabſtäte Jeſu Chriſti ausgiebt, und zerfloſſen daſelbſt in Thränen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie da-

ſelbſt Merkmale von Religion und Frömmigkeit äuſſerten, aber dieſe in Thränen ausbrechende Zärtlichkeit reimt ſich nicht zu dem Geiſte des Schwindels, der Raſerei, der Schwelgerei und des Wütens. Ein Menſch kann zornig und zärtlich ſein, aber nicht beides in demſelben Augenblik.

Elmacim berichtet, daß man die Juden in die Synagoge einſperrte, welche die Türken ihnen verwilligt hatten, und daß man ſie alle verbrannte. Nach der Wut, womit man dieſelben auf dem Marſch ausgerottet hatte, läſſt ſich dieſe Handlung wohl glauben.

Jeruſalem ward von den Kreuzfahrern den 5. Juli 1099 eingenommen, als **Alexis Komnenus** im Orient, und **Heinrich der IV**, im Occident Kaiſer war, und **Urban der II**, als Oberhaupt der Römiſchen Kirche, noch lebte. Er ſtarb, eh' er dieſen Triumph des von ihm angeſtifteten Kreuzzuges erfuhr.

Die Kreuzherren, die nun Meiſter von Jeruſalem waren, verſammleten ſich ſchon, um für Judäa einen König zu wählen. Die Geiſtlichen, welche bei den Kreuzherren waren, begaben ſich in die Verſammlung, und unterſtanden ſich, die Wahl, die man vornemen würde, für null und nichtig

zu erklären, weil man, ihrer Auſſage nach, erſt einen Patriarchen erwählen müſſte, ehe man einen König machte.

Indeſſen ward **Godefroi von Bouillon**, nicht zum König, ſondern zum Herzog von Jeruſalem erwählt. Einige Monate nachher kam ein Legat, Namens D a m b e r t o, an, der ſich von der Kleriſei zum Patriarchen ernennen lies; und das Erſte, was dieſer Patriarch that, war, daß er das kleine Königreich Jeruſalem, im Namen des Pabſtes, für ſich forderte. **Godefroi von Bouillon**, der die Stadt mit Aufopferung ſeines Bluts, erobert hatte, muſſte ſie dieſem Biſchof abtreten. Er behielt ſich den Hafen zu Joppe und einige Vorrechte in Jeruſalem vor. Was er in ſeinem Vaterlande verlaſſen, war ungleich mehr wert, als was er in Paläſtina erobert hatte.

Drittes Kapitel.

Kreuzzüge nach der Einname von Jeruſalem. Ludwig der Jüngere nimmt das Kreuz. Der heilige Bernhard, welcher überdies Wunder thut, prophezeiht Siege, und man wird geſchlagen. Saladin erobert Jeruſalem; ſeine Thaten; ſein Betragen. Was es mit der Eheſcheidung Ludwig's des VII, mit dem Beinamen der Jüngere, für eine Bewandnis hatte.

Seit dem vierten Jahrhunderte iſt ein Drittheil des Erdbodens faſt beſtändigen Auswanderungen unterworfen. Die aus der Schineſiſchen Tatarei gekommne Hunnen ſezen ſich endlich an den Ufern der Donau feſt, und nachdem ſie von dort, unter dem Attila, in Gallien und Italien eingedrungen waren, ſchlagen ſie in Ungarn ihren beſtändigen Siz auf. Die Heruler und Gothen bemächtigen ſich der Stadt Rom. Die Vandalen kommen von den Küſten der Oſtſee, und unterjochen Spanien und Afrika. Die Burgunder überfallen einen Theil von Gallien; die Franken laſſen ſich in dem andern nieder. Die Mauren bringen die Weſtgothen, welche Spanien erobert hatten, unter das Joch, unterdeſſen

daß

daß andre Araber ihre Eroberungen in Perſien, Kleinaſien, Syrien und Aegypten ausbreiten. Die Türken kommen von der öſtlichen Küſte des Kaspiſchen Meers und theilen die eroberten Länder mit den Arabern. Die Europäiſchen Kreuzfahrer überſchwemmen Syrien in weit gröſſrer Menge, als alle dieſe Nationen jemals bei ihren Auswanderungen zuſammengebracht haben, unterdeſſen daß der Tatar Dſchingiskan ſich das obere Aſien unterwirft. Indeſſen iſt nach einiger Zeit von den Eroberungen der Kreuzfahrer nicht die geringſte Spur mehr übrig; da Dſchingiskan hingegen, ſo wie die Türken, Araber und andre, weit von ihrem Vaterlande, groſſe Staaten geſtiftet haben. Es wird vielleicht leicht ſeyn, die Urſachen zu entdekken, warum die Kreuzfahrer nicht glüklicher geweſen ſind.

Einerlei Umſtände bringen einerlei Wirkungen hervor. Wir haben geſehn, daß Muhammed's Nachfolger, nachdem ſie ſo viele Staaten erobert hatten, durch Zwietracht getrennt wurden. Die Kreuzfahrer erfuhren ungefähr das nemliche Schikſal. Sie eroberten weniger, und veruneinigten ſich ſchneller. Wir haben nun ſchon drei kleine in Aſien plözlich er-

richtete Staaten, Antiochien, Jeruſalem und Edeſſa. Einige Jahre nachher entſtand der vierte, nemlich Tripoli in Syrien, welches der junge Bertrand, des Grafen von Toulouſe Sohn, bekam. Um aber Tripoli zu erobern, muſste man die Schiffe der Venetianer zu Hülfe nemen. Dieſe namen nun Theil an den Kreuzzug, und lieſſen ſich einen Theil dieſer neuen Eroberung abtreten.

Von allen dieſen neuen Fürſten, welche verſprochen hatten, dem Griechiſchen Kaiſer ihrer Eroberungen wegen, die Lehnshuldigung zu leiſten, hielt kein einziger ſein Verſprechen, und alle waren auf einander eiferſüchtig. In kurzer Zeit kamen dieſe neue Staaten getheilt und zerſtükkelt in mehrere Hände. Es entſtanden, wie in Frankreich, kleine Herren, Grafen von Joppe, Marquis von Galiläa, von Sidon, von Acra und von Cäſarea.

Soliman, der Antiochien und Nicäa verloren hatte, hielt noch immer das Feld, welches übrigens von Muſulmaniſchen Anbauern bewohnt ward; und unter Soliman, und nach demſelben, ſah man in Aſien ein Gemenge von Chriſten, Türken und Arabern, welche alle einander bekriegten. Ein Türkiſches Schlos lag

bei einem Chriſtlichen, ſo wie in Teutſchland die Güter der Proteſtanten und der Katholiken untereinander vermiſcht liegen.

Damals waren von der Million der Kreuzfahrer nur noch ſehr wenige übrig. Auf das Geräuſch von ihren Siegen, welches der Ruf noch vergrößſerte, gingen neue Schwärme derſelben von Weſten aus. Der Prinz **Hugo, Philipp's des I.** Bruder, führte wieder eine neue Menge, wozu ſich Italiener und Teutſche geſelleten. Man zälte deren dreimalhunderttauſend. Will man dieſe Zahl auch auf zwei Drittheile herunterſezen, ſo bleiben noch immer zweimalhunderttauſend Menſchen, welche die Chriſtenheit einbüßte. Dieſe wurden in der Gegend von Konſtantinopel ungefähr eben ſo behandelt, wie das Gefolge **Peter's des Eremiten.** Die nach Aſien herüberkamen, wurden von dem Sultan **Soliman** aufgerieben; und der Prinz **Hugo** ſtarb, faſt gänzlich verlaſſen, in Kleinaſien.

Was, meines Bedünkens, die auſſerordentliche Schwäche des Fürſtenthums Jeruſalem noch mehr beweiſt, iſt die Errichtung jener mönchiſchen Soldaten, der Tempelherren und Hoſpitaliten. Dieſe Mönche, die anfänglich zur Wartung der Kranken angeſezt wurden, müſſen wohl

wenig Sicherheit gefunden haben, weil ſie die Waffen ergriffen. Ueberdies denkt man ſelten auf beſondre Geſellſchaften, wenn die allgemeine Geſellſchaft gut regiert wird.

Nachdem die zum Dienſte der Verwundeten angeſtellten Mönche um das Jahr 1118 das Gelübde gethan hatten, Waffen zu tragen, entſtand plözlich eine ähnliche Miliz von Leuten, welche ſich Tempelherren nannten, weil ſie bei der Kirche wohnten, die vormals, wie man ſagte, der Tempel Salomon's geweſen war. Dieſe Stiftungen rühren lediglich von Franzoſen, oder von Bewohnern des Landes, her, welches in der Folge mit Frankreich iſt vereinigt worden. **Raymund Düpuy**, der erſte Stifter und Grosmeiſter der Hospitalritter war aus dem Delphinat.

Kaum waren dieſe beiden Orden durch Päbſtliche Bullen eingeführt und beſtätigt, als ſie auch ſchon reich und Nebenbuhler wurden. Sie ſchlugen ſich unter einander eben ſo oft, als mit den Muſulmanen. Bald nachher ward noch ein neuer Orden, zum Beſten der in Paläſtina verlaſſenen armen Teutſchen errichtet, und dies war der Orden der Teutſchen Mönche, aus welchem hernach in Teutſchland eine Miliz von Eroberern entſtand.

Kurz, die Lage der Chriſten war ſo wenig ſicher, daß **Baudouin**, der erſte König von Jeruſalem, welcher nach dem Tode ſeines Bruders **Godefroi** regierte, faſt unter den Thoren der Stadt von einem Türkiſchen Prinzen gefangen genommen ward.

Die Eroberungen der Chriſten wurden mit jedem Tage ſchwächer. Die erſten Eroberer waren nicht mehr vorhanden, und ihre Nachfolger waren weichlich geworden. Schon im Jahr 1140 hatten die Türken den Staat von Edeſſa wieder weggenommen und Jeruſalem bedroht. Die Griechiſchen Kaiſer, die in ihren Nachbaren, den Fürſten von Antiochien, nichts, als neue Uſurpatoren ſahen, überzogen ſie mit Krieg und hatten nicht Unrecht. Die Aſiatiſchen Chriſten, die im Begrif ſtanden, von allen Seiten unterdrükt zu werden, hielten in Europa um einen neuen allgemeinen Kreuzzug an.

Frankreich hatte den Anfang der erſten Ueberſchwemmung gemacht; man wandte ſich wegen der zweiten eben dahin. Der Pabſt **Eugen der III**, geweſner Schüler des heiligen Bernhard's, der Clervaux geſtiftet hatte, wählte mit Recht ſeinen vormaligen Lehrer zum Werkzeug einer neuen Entvölkerung. Nie hatte

ein Mönch beſſer, als dieſer, das Getümmel der Geſchäfte mit der Strenge ſeines Standes zu verbinden gewuſſt. Niemand hatte, ſo wie er, ſich die blos perſönliche Hochachtung erworben, die noch über die Gewalt geht. Sein Zeitgenoſſe, der Abt **Süger**, war Premierminiſter von Frankreich; ſein Schüler war Pabſt; aber **Bernhard** bloſſer Abt von Clervaux, war das Orakel von Frankreich und Europa.

Zu Vezelai in Bourgogne ward auf öffentli= chem Markte ein Gerüſt errichtet, wo **Bern= hard** an der Seite des Königs von Frankreich,
1126. **Ludwig's des Jüngern**, auftrat. Er ſprach zuerſt und nach ihm der **König**. Alles was ge= genwärtig war, nam das Kreuz. **Ludwig** em= pfing es zuerſt aus des heiligen **Bernhard's** Händen. Der Miniſter **Süger** war nicht der Meinung, daß der **König** das gewiſſe Gute, was er in ſeinen Staaten ſtiften konnte, hintan= ſezen ſollte, um in Syrien ungewiſſe Eroberun= gen zu verſuchen. Aber **Bernhard's** Bered= ſamkeit und der Geiſt der damaligen Zeit, ohne welchen dieſe Beredſamkeit nichts geweſen wäre, überwogen den Rat des **Miniſters**.

Man ſchildert uns **Ludwig** den **Jün= gern**, als einen Fürſten, der reicher an Gewiſ=

ſensſkrupeln, als an Tugenden, war. In einem von den kleinen Bürgerkriegen, welche die Lehnsverfaſſung in Frankreich unvermeidlich machte, hatten des **Königs** Truppen die Kirche zu Vitry abgebrannt, und das in dieſe Kirche geflüchtete Volk war in den Flammen umgekommen. Der **König** lies ſich leicht überreden, daß er dieſes Verbrechen nicht anders, als in Paläſtina abbüſſen könnte, ob er es gleich durch weiſe Regierung weit eher in Frankreich hätte gut machen können. Seine junge Gemalin, **Eleonora von Guienne**, nam das Kreuz mit ihm, es ſei nun, daß ſie ihn damals liebte, oder daß es der Wohlſtand damals erfoderte, einen Gemal in dergleichen Kriege zu begleiten.

Bernhard hatte ſich ein ſo auſſerordentliches Anſehn erworben, daß man auf einer neuen Verſammlung zu Chartres ihn ſelbſt zum Oberhaupte des Kreuzzuges erwählte. Dieſes Faktum ſcheint faſt unglaublich; aber von der religiöſen Hize des Volks läſſt ſich alles glauben. Der heilige **Bernhard** hatte zu viel Verſtand, um ſich der Gefahr, lächerlich zu werden, womit er bedroht ward, auszuſezen. **Peter's des Eremiten** Beiſpiel war noch neu. Er ſchlug alſo den Poſten eines Generals

aus, und begnügte ſich mit der Würde eines Propheten.

Aus Frankreich eilt er nach Teutſchland. Er findet da einen andern Mönch, der den Kreuzzug predigt. Er heiſſt dieſen Nebenbuhler ſchweigen, der keine Vollmacht vom Pabſt hatte. Er ſelbſt giebt endlich dem Kaiſer **Konrad den** III. das rote Kreuz, und verſpricht öffentlich im Namen Gottes, Sieg gegen die Ungläubigen. Bald nachher ſchrieb einer ſeiner Anhänger, Namens **Philipp**, nach Frankreich: **Bernhard** hätte in Teutſchland viel Wunder gethan. Todte hatte er zwar nicht auferwekt; aber Blinde hatten ſehn, Lahme hatten gehn gelernt, und Kranke waren geneſen. Unter dieſe Wunder kann man noch das zälen, daß er den Teutſchen aller Orten in Franzöſiſcher Sprache predigte.

Die Hofnung eines gewiſſen Siegs vergröſſerte das Gefolge des **Kaiſers** und des **Königs von Frankreich** mit dem gröſſten Theil der Ritter aus ihren Staaten. In jedem der beiden Heere ſollen ſiebzigtauſend bewafnete Ritter, nebſt einer ungeheuren Menge leichter Reiterei geweſen ſein, ohne das Fusvolk zu rechnen. Man kann dieſe zweite Auswanderung nicht füg=

lich geringer anſchlagen, als zu dreimalhundert⸗tauſend Perſonen, welche mit den dreizehnmal⸗hunderttauſenden, die wir vorher hatten, bis auf dieſen Zeitpunkt ſechszehnmalhunderttauſend ausgewanderte Einwohner ausmachen. Die Teutſchen zogen voran, und die Franzoſen folg⸗ten nach. Es iſt natürlich, daß von dieſen Schaa⸗ren, die ſich nach einen andern Himmelsſtrich begeben, ein groſſer Theil durch Krankheiten weggeraft wird. Unmäſſigkeit hauptſächlich ver⸗urſachte ein Sterben unter **Konrad's** Heere in den Ebnen bei Konſtantinopel. Daher entſpran⸗gen die im Occident ſich ausbreitenden Gerüchte, daß die Griechen die Brunnen und Quellen ver⸗giftet hätten. Eben die Ausſchweifungen, wel⸗che die erſten Kreuzfahrer begangen hatten, wur⸗den von den zweiten erneuert, und verurſachten dem Kaiſer **Manuel Komnenus** eben die Un⸗ruhen, die ſein Grosvater **Alexis** erlitten hatte.

Konrad, nachdem er über den Boſphorus gegangen war, betrug ſich mit der dieſen Zügen eignen Unbedachtſamkeit. Das Fürſtenthum Antiochien beſtand noch. Man konnte ſich mit dieſen Syriſchen Chriſten vereinigen und die An⸗kunft des **Königs von Frankreich** erwarten. Alsdann muſſte wahrſcheinlich die groſſe Anzal

ſtegen. Aber der **Teutſche Kaiſer**, der auf den Fürſten von Antiochien und auf den **König von Frankreich** eiferſüchtig war, drang bis in die Mitte von Kleinaſien. Ein Sultan von Cogni, geſchikter als er, lokte die ſchwere Teutſche Reuterei, die abgemattet, verdrüslich, und in dieſen engen Wegen zu unbehülflich war, zwiſchen die Felſen. Die Türken durften nur todtſchlagen. Der verwundete **Kaiſer**, der nichts mehr um ſich hatte, als einige Flüchtlinge, rettete ſich nach Antiochien, und ging von dort als Pilger nach Jeruſalem, wo er eigentlich als kommandirender General hätte erſcheinen ſollen. Der berühmte **Friedrich der Rotbärtige**, ſein Neffe und ſein Nachfolger im Teutſchen Kaiſerthum, folgte ihm auf dieſen Reiſen, und lernte bei den Türken den Mut üben, welchen einſt die Päbſte auf noch gefährlichere Proben ſtellen ſollten.

Die Unternemung **Ludwig's des Jüngern** hatte eben den Erfolg. Man mus geſtehn, daß ſeine Begleiter nicht mehr Klugheit und noch weit weniger Gerechtigkeit bewieſen, als die Teutſchen. Kaum war man in Thracien angekommen, als ein Biſchof von Langres den Vorſchlag that, ſich zum Meiſter von Konſtan-

ſtinopel zu machen. Aber der Schimpf einer ſol-
chen Handlung war zu gewis und der Erfolg zu
ungewis. Die Franzöſiſche Armee ging, dem 1147.
Kaiſer **Konrad** nach, über den Helleſpont.

Es hat wohl ein jeder, wie ich glaube, die
Bemerkung gemacht, daß dieſe mächtige Chriſt-
liche Heere in eben den Ländern Krieg führten,
wo Alexander immer mit weit wenigern
Truppen den Sieg über Feinde davon trug,
welche ohne allen Vergleich mächtiger waren,
als damals die Türken und die Araber. Es
muſſte in der Kriegszucht dieſer kreuzfahrenden
Fürſten, irgend ein Hauptfehler verborgen lie-
gen, welcher ihren Mut notwendigerweiſe frucht-
los machen muſſte. Dieſer Fehler war wahr-
ſcheinlicherweiſe der Geiſt der Unabhängigkeit,
welchen die Lehnsverfaſſung in Europa eingeführt
hatte. Befehlshaber ohne Erfahrung und ohne
Geſchiklichkeit führten ordnungsloſe Haufen in
unbekannten Ländern an. Der **König von
Frankreich** ward, wie der **Kaiſer**, bei Laodi-
cea zwiſchen Felſen überfallen und geſchlagen,
wie er. Aber in Antiochien erlitt er ein Haus-
kreuz, welches empfindlicher war, als ſeine Nie-
derlagen. Der Fürſt **Raymund** von Antio-
chien, zu welchem er mit ſeiner Gemalinn, der

Königinn **Eleonore**, geflüchtet war, ſpielte öf⸗fentlich den Liebhaber dieſer Prinzeſſinn. Man ſagt ſogar, daß ſie ſich für die Beſchwerlichkeiten dieſer grauſamen Reiſe mit einem jungen Türken von ſeltner Schönheit, Namens Saladin, ſchadlos hielt.

Ludwig nam **ſeine Gemalinn** von Antio⸗chien weg, und führte ſie nach Jeruſalem, unter beſtändiger Gefahr, mit derſelben entweder von den Muſulmanen, oder von den Truppen des Fürſten von Antiochien, gefangen zu werden. Wenigſtens hatte er das Vergnügen, ſein Ge⸗lübde zu erfüllen, und einſt dem heiligen **Bernhard** ſagen zu können, er habe Bethle⸗hem und Nazareth geſehn. Während dieſer Reiſe aber ward alles, was er von Soldaten übrig hatte, von allen Seiten geſchlagen und
1184. zerſtreut. Endlich gingen auf einmal dreitau⸗ſend Franzoſen durch und wurden Muhameda⸗ner, um Brod zu bekommen.

Das Ende dieſes Kreuzzuges war, daß der Kaiſer **Konrad** faſt ganz allein nach Teutſchland zurükkehrte. Der König **Ludwig** der Jün⸗gere brachte nichts, als **ſeine Gemalinn**, und einige Höflinge, nach Frankreich zurük. Bei ſeiner Ankunft lies er ſeine Ehe mit **Eleonore**

von Guienne, unter dem Vorwande der Verwandſchaft, aufheben; denn Ehebruch, wie wir ſchon bemerkt haben, hebt das Sakrament der Ehe nicht auf; nach dem ungereimteſten Geſez aber ward dieſes Sakrament durch das Verbrechen, ſeine entfernteſte Verwandte geheuratet zu haben, aufgehoben.

Ludwig war nicht mächtig genug, das Heuratsgut an ſich zu behalten, indem er die Perſon zurükſchikte. Er verlor Guienne, dieſe ſchöne Provinz von Frankreich, nachdem er in Aſien die ſchönſte Armee eingebüſſt, welche ſein Land jemals auf die Beine gebracht hatte. Tauſend jammernde Familien ſchrien vergeblich über die Weiſſagungen des heiligen **Bernhard's**, welcher damit davon kam, daß er ſich mit Moſe'n verglich, welcher, wie er ſagte, ſo wie er, den Iſraeliten im Namen Gottes verheiſſen hatte, ſie in ein glükliches Land zu führen, und welcher die erſte Generation in den Wüſten umkommen ſah.

Viertes Kapitel.

Von Saladin.

Nach dieſen unglüklichen Zügen waren die Chriſten in Aſien untereinander uneiniger, als jemals. Eben dieſe Raſerei herrſchte bei den Muſulmanen. Der Vorwand der Religion hatte keinen Theil mehr an den Staatsangelegenheiten. Es trug ſich ſogar um das Jahr 1166 zu, daß ſich der König Amauri von Jeruſalem mit dem Sultan von Aegypten gegen die Türken verband. Aber kaum hatte der König von Jeruſalem dieſen Traktat unterzeichnet, als er denſelben ſchon wieder brach. Die Chriſten beſaſſen noch Jeruſalem, und machten den Türken und Tatarn einige Ländereien in Syrien ſtreitig. Unterdeſſen daß Europa durch dieſen Krieg erſchöpft war; unterdeſſen daß **Andronikus Emanuel** durch den Mord ſeines Neffen den wankenden Thron von Konſtantinopel beſtieg, und **Friedrich der Rotbärtige** und die Päbſte Italien in Waffen
1182. hielten: brachte die Natur eine von den Begebenheiten hervor, welche die Menſchen zum Nachdenken leiten und ihnen begreiflich machen ſollten, wie wenig ſie ſind, und wie gering das iſt, warum ſie ſich zanken. Ein Erdbeben, das

ſich viel weiter erſtrekte, als das vom Jahre 1755, warf die mehreſten Städte von Syrien und von dem kleinen Staate von Jeruſalem über den Haufen, und Menſchen und Vieh wurden an hundert Orten von der Erde verſchlungen. Man predigte den Türken, daß Gott die Chriſten züchtigte; man predigte den Chriſten, daß Gott ſich wider die Türken erklärte; und dabei fuhr man immer fort, ſich auf den Trümmern Syrien's zu würgen.

Mitten unter dieſen Verwüſtungen ſtand der groſſe **Salaheddin** auf, den man in Europa **Saladin** nannte. Er war ein geborner Perſer, aus dem kleinen Lande der Kurden, einer Nation, die immer frei und kriegeriſch war. Er befand ſich mit unter den Hauptleuten, welche ſich der Länder des Kalifen bemächtigten, und keiner war ſo mächtig, als er. Er eroberte in kurzer Zeit Aegypten, Syrien und Arabien, Perſien und Meſopotamien. Als **Saladin** Herr ſo vieler Länder war, dachte er bald darauf, das Königreich Jeruſalem zu erobern. Heftige Faktionen zerrütteten dieſen kleinen Staat, und beſchleunigten ſeinen Untergang. **Gui de Lüſignan**, der zum König gekrönt war, dem man aber die Krone ſtreitig machte, verſammlete in

Galiläa alle Chriſten, die ſonſt uneinig, durch die Gefahr aber vereinigt waren, und marſchirte dem **Saladin** entgegen. Der Biſchof von Ptolemais trug die Kutte über den Küras und in den Armen ein Kreuz, welches man den Chriſten als dasjenige anpries, an welchem Jeſus Chriſtus geſtorben wäre. Indeſſen wurden alle Chriſten niedergemacht oder gefangen. Der gefangne König, der nichts gewiſſer erwartete, als den Tod, ſah ſich mit groſſer Verwunderung vom **Saladin** behandelt, wie Kriegsgefangne zu unſern Zeiten von den menſchlichſten Feldherren behandelt werden.

Saladin reichte dem **Lüſignan** mit eigner Hand eine Schale mit Getränk, welches in Schnee abgekühlt war. Als der **König** getrunken hatte, wollte er die Schaale einem ſeiner Hauptleute, **Renaud de Chatillon**, geben. Es war bei den Muſulmanen eine unverbrüchliche Gewohnheit, die ſich noch bei einigen Arabern erhält, daß man den Gefangnen nicht das Leben nam, wenn man ihnen zu eſſen und zu trinken gegeben hatte. Dieſes Recht der alten Gaſtfreiheit war dem **Saladin** heilig. Er lies es nicht zu, daß **Renaud de Chatillon** nach dem Könige trank. Dieſer Hauptmann

hatte mehr als einmal ſein Wort gebrochen. Der Ueberwinder, welcher geſchworen hatte, ihn zu beſtrafen, zeigte, daß er ſo wohl Rache üben, als vergeben konnte, und hieb dem Treuloſen den Kopf ab.

Als er vor Jeruſalem ankam, welches ſich 1187. nicht mehr wehren konnte, bewilligte er der Königinn, **Lůſignan's** Gemalinn, eine Kapitulation, die ihre Hofnung übertraf. Er erlaubte ihr, ſich hinzubegeben, wohin ſie wollte, und forderte nicht das geringſte Löſegeld von den Griechen, die in der Stadt wohnten. Bei ſeinem Einzuge in Jeruſalem warfen ſich ihm verſchiedne Weiber zu Füſſen, und baten theils um ihre Männer, theils um ihre Kinder, theils um ihre Väter, welche in Ketten waren. Er gab ſie ihnen mit einer Grosmut wieder, wovon man in dieſem Welttheile noch kein Beiſpiel geſehn hatte. **Saladin** lies die Moſchee, welche in eine Kirche war verwandelt worden, von den Chriſten ſelbſt mit Roſenwaſſer waſchen, gebot eine prächtige Kanzel hineinzubringen, an welcher der Sultan Noradin von Aleppo ſelbſt gearbeitet hatte, und lies folgende Inſchrift über die Thür ſezen: Der König **Saladin**, ein Diener **Gottes**, lies dieſe Inſchrift

ſezen, nachdem Gott durch ſeine Hände Jeruſalem erobert hatte.

Er legte Muſulmaniſche Schulen an; aber, ungeachtet ſeiner Anhänglichkeit an dieſe Religion, gab er doch den Orientaliſchen Chriſten die Kirche des heiligen Grabes zurük. Wir müſſen noch hinzuſezen, daß **Saladin** nach Verlauf eines Jahres dem **Gui de Lüſignan** die Freiheit wieder ſchenkte, nachdem er ihn hatte ſchwören laſſen, daß er nie gegen ſeinen Befreier die Waffen ergreifen wollte. **Lüſignan** hielt ſeinen Eid nicht.

Unterdeſſen daß Kleinaſien ſo vielen tauſend Kreuzfahrern zum Schauplaz des Eifers, des Ruhms, der Verbrechen und des Elends diente, hatte ſich die Raſerei, die Religion mit den Waffen in der Hand zu predigen, bis in den innerſten Norden ausgebreitet.

Wir haben kurz vorher geſehn, daß **Karl der Groſſe** das nördliche Teutſchland mit Feuer und Schwert bekehrte. Wir haben hernach geſehn, wie die abgöttiſchen Dänen Europa zittern machten und die Normandie eroberten, ohne daß ſie jemals die Abgötterei bei den Ueberwundnen einzuführen verſuchten. Kaum war das Chriſtenthum in Dännemark, Sachſen

und Skandinavien befeſtigt, als man daſelbſt einen Kreuzzug gegen die Nordiſchen Helden predigte, die man Sklaven oder Slaven nannte, und die dem an Ungarn grenzenden Lande Sklavonien den Namen gegeben haben. Die Chriſten ergriffen die Waffen wider ſie von Bremen an bis an das äuſſerſte Ende von Skandinavien. Mehr als hunderttauſend Kreuzfahrer ſuchten dieſe Völker mit Verwüſtungen heim. Man erſchlug eine ganze Menge von Menſchen, ohne einen einzigen zu bekehren. Den Verluſt dieſer hunderttauſend Menſchen kann man zu den ſechszehnmalhunderttauſend hinzufügen, um welche die Schwärmerei dieſer Zeiten Europa gebracht hatte.

Inzwiſchen blieb den Chriſten von Aſien nichts übrig, als Antiochien, Tripoli, Joppe und die Stadt Tyrus. **Saladin** beſas alles Uebrige, theils in Perſon, theils durch ſeinen Schwiegerſohn, den Sultan von Cogni.

Der Ruf von **Saladin's** Siegen erſchütterte ganz Europa. Der Pabſt **Klemens** der III. brachte Frankreich, Teutſchland und England in Bewegung. **Philipp August**, der damals in Frankreich regierte, und der alte König **Heinrich** der II. von England, ſezten ihre

Streitigkeiten bei Seite, und wetteiferten blos in der Bereitwilligkeit, Aſien zu Hülfe zu eilen. Beide befalen in ihren Staaten, daß diejenigen, welche nicht das Kreuz nämen, den Zehnten von ihren Einkünften und von ihrer fahrenden Habe zu den Unkoſten der Ausrüſtung hergeben ſollten. Dies nennt man den Saladinſchen Zehnten. Dieſe Auflage war ein Siegeszeichen mehr für den Ruhm des Erobrers.

Der Kaiſer **Friedrich** der **Rotbärtige**, eben ſo berühmt durch die Verfolgungen, welche er von den Päbſten auszuſtehn hatte, und die ſie wieder von ihm erdulden muſſten, nam das Kreuz faſt zu eben der Zeit. Er ſchien bei den Aſiatiſchen Chriſten das zu ſein, was **Saladin** bei den Türken war. Als ein ſtaatskluger, groſſer, von dem Glükke ſchon geprüfter Feldherr, führte er ein Herr von hundertundfunfzigtauſend Mann. Er war der erſte, der die Vorſichtigkeit hatte, zu befelen, daß man keinen Kreuzfahrer annemen ſollte, der nicht wenigſtens hundertundfunfzig Franken baar Geld hätte, damit ein jeder durch ſeine Betriebſamkeit dem ſchreklichen und häufigen Mangel an Lebensmitteln vorbeugen könnte, welcher zur Vernichtung der vorigen Heere ſo viel beigetragen hatte.

Er muſſte gleich anfangs die Griechen bekriegen. Der Hof von Konſtantinopel war es überdrüſſig, ſich immer von den Lateinern drohen zu laſſen, und ſchlos endlich mit **Saladin** ein Bündnis. Durch dieſe Verbündung fand Europa ſich beleidigt; ſie war aber offenbar unumgänglich notwendig. Man verbindet ſich nicht ohne Not mit ſeinem natürlichen Feinde. Unſre jezigen Bündniſſe mit den Türken, die vielleicht nicht ſo notwendig ſind, geben keinen Anlas zum Murren. **Friedrich** machte ſich, mit den Waffen in der Hand gegen den Kaiſer **Iſaak Angelo**, einen Weg nach Thracien, beſiegte die Griechen und ſchlug den Sultan von Cogni zweimal; badete ſich aber in vollem Schweis in einem Flus, den man für den Cydnus hält, wovon er ſtarb und wodurch der Vortheil von ſeinen Siegen verloren ging. Dieſe Siege hatten freilich auch viel gekoſtet; denn ſein Sohn, der **Herzog von Schwaben**, konnte von dieſen hundertundfunfzigtauſend Mann nicht mehr, als höchſtens ſieben- bis achttauſend zuſammenbringen. Er führte ſie nach Antiochien, und vereinigte ſie mit den Ueberbleibſeln der Armee des Königs von Jeruſalem, **Gui de Lüſignan**, welcher, ſeinem Eide zum Troz, und ungeachtet

der Ungleichheit an Kräften, ſeinen Ueberwinder Saladin nochmals angreifen wollte.

Nach verſchiednen Treffen, wovon kein einziges entſcheidend war, verlor dieſer Sohn Friedrich's des Rotbärtigen, welcher hätte Abendländiſcher Kaiſer werden können, bei Ptolemais ſein Leben. Diejenigen, welche behauptet haben, er wäre als Märtirer der Keuſchheit geſtorben, und hätte gerettet werden können, wenn er ſich ein Frauenzimmer hätte zulegen wollen, ſind eben ſo dreiſte Lobredner, als unwiſſende Naturforſcher. Man hat hernach von dem König Ludwig dem VIII. von Frankreich eben dasſelbe geſagt.

Kleinaſien war ein ofnes Grab, in welches Europa ſich ſtürzte. Nicht allein die ungeheure Armee des Kaiſers Friedrich ging verloren; ſondern Engliſche, Franzöſiſche, Italieniſche und Teutſche Flotten, welche vor Philipp Auguſt und Richard Löwenherz hergingen, hatten auch neue Kreuzfahrer und neue Schlachtopfer überbracht.

Die Könige von Frankreich und England kamen endlich vor Ptolemais in Syrien an. Faſt alle Chriſten des Orients hatten ſich verſammlet, dieſe Stadt zu belagern. Saladin

war in der Gegend des Euphrat's in einem bürgerlichen Krieg verwikkelt. Als die beiden Könige ihre Macht mit den Orientaliſchen Chriſten vereinigt hatten, zälte man über dreimalhunderttauſend Mann.

Ptolemais ward zwar eingenommen; aber 1190. die Zwietracht, welche zwiſchen ſolchen Nebenbuhlern um Ruhm und Intereſſe, als **Philipp** und **Richard** waren, notwendig herrſchen muſſte, that mehr Schaden, als dieſe dreimalhunderttauſend Mann Gutes ſtifteten. **Philipp**, der dieſer Zwiſtigkeiten, noch mehr aber der Gewalt und Ueberlegenheit überdrüſſig ward, welche ſein Vaſall **Richard** in allen Stükken über ihn behauptete, kehrte in ſein Vaterland zurük, welches er vielleicht nicht verlaſſen, immer aber doch mit mehr Ruhm hätte wiederſehen ſollen.

Richard, als Meiſter vom Felde der Ehre, nicht aber von jener Menge von Kreuzfahrern, welche unter ſich uneiniger waren, als die beiden Könige, bewies ganz ohne Nuzen die heldenmütigſte Tapferkeit. **Saladin**, der als Ueberwinder aus Meſopotamien zurükkam, lieferte den Kreuzfahrern bei Cäſarea eine Schlacht. **Richard** erwarb ſich den Ruhm, den **Saladin** zu

entwafnen; das war beinahe alles, was er in dieſer merkwürdigen Expedition gewann.

Die Mühſeligkeiten, die Krankheiten, die kleinen Scharmüzel und die beſtändigen Uneinigkeiten rieben dieſe groſſe Armee auf, und **Richard** ging zwar mit gröſſerm Ruhm, aber mit weit mindrer Vorſichtigkeit zurük, als **Philipp**
1191. **Auguſt.** Er begab ſich mit einem einzigen Schiff fort, und als daſſelbe an den Venetianiſchen Küſten geſcheitert war, durchwanderte er, verkleidet und mit einem ſchlechten Gefolge, die Hälfte von Teutſchland. In Syrien hatte er durch ſein hochfahrendes Weſen einen Herzog von Oeſtreich beleidigt, und beging die Unvorſichtigkeit, den Grund und Boden deſſelben zu betreten. Dieſer Herzog von Oeſtreich lies ihn in Ketten legen, und lieferte ihn dem grauſamen und feigherzigen Kaiſer **Heinrich den** IV. aus, der ihn wie einen kriegsgefangnen Feind im Gefängnis behielt, und zum Löſegelde von ihm hunderttauſend Mark Silbers gefordert haben ſoll. Aber hunderttauſend Mark würden jezt fünf Millionen ausmachen, und eine ſolche Summe zu bezalen, war England damals nicht vermögend; es waren alſo wahrſcheinlicherweiſe

hunderttauſend Marcas, welche etwa hunderttauſend Thaler betrugen.

Saladin, welcher mit **Richard** einen Traktat geſchloſſen hatte, kraft deſſen er den Chriſten die Küſte des Meeres von Tyrus bis nach Joppe überlies, hielt ſein Wort treulich. Er ſtarb drei Jahre nachher zu Damasko, von den Chriſten ſelbſt bewundert. Er hatte in ſeiner lezten Krankheit anſtatt der Fahne, die man vor ſeine Thür pflanzte, ſein Leichentuch herbeibringen laſſen; und derjenige, der dieſe Fahne des Todes emporhielt, rief mit lauter Stimme: Das iſt alles, was **Saladin**, der Ueberwinder des Orient's, von ſeinen Eroberungen mitnimmt.

Man ſagt, daß er in ſeinem Teſtamente gleichſtarke Almoſenaustheilungen an arme Muhammedaner, Juden und Chriſten verordnete, wodurch er zu erkennen geben wollte, daß alle Menſchen Brüder ſind, und daß man, um ihnen beizuſtehn, ſich nicht darnach erkundigen mus, was ſie glauben, ſondern was ſie leiden.

Die Hize der Kreuzzüge war noch nicht abgekühlt, und **Philipp Auguſt's** Kriege gegen England und Teutſchland verhinderten nicht, daß eine groſſe Menge Franzöſiſcher Edlen das

Kreuz nam. Der Hauptanſtifter dieſer Aus-
wanderung war ein Flämiſcher Fürſt, ſo wie
Godefroi von Bouillon das Haupt der erſten
geweſen war, nemlich der Graf **Baudouin von**
Flandern. Viertauſend Ritter, neuntauſend
Schildknappen und zwanzigtauſend Mann zu
Fus, machten dieſen neuen Kreuzzug aus, den
man den fünften nennen kann.

Venedig ward von Tage zu Tage eine furcht-
bare Republik, welche ihren Handel durch die
Waffen unterſtüzte. Man muſſte ſich an ſie vor-
züglich vor allen Königen von Europa wenden.
Sie hatte ſich in den Stand geſezt, Flotten aus-
zurüſten, welche die Könige von England,
Teutſchland und Frankreich damals nicht auf-
bringen konnten. Dieſe betriebſamen Republi-
kaner gewannen Geld und Land bei dieſem Kreuz-
zuge. Erſtlich lieſſen ſie ſich blos für die Ueber-
fahrt der Armee fünfundachtzigtauſend Goldtha-
ler Fracht bezalen. Zweitens bedienten ſie ſich
dieſer Armee ſelbſt, welcher ſie noch funfzig Ga-
1202. leeren beifügten, um gleich Eroberungen in Dal-
matien zu machen.

Der Pabſt **Innocenz der** III. that ſie in
den Bann, es ſei nun blos der Förmlichkeit we-
gen, oder weil er ſich ſchon vor ihrer Gröſſe

fürchtete. Dieſe exkommunicirten Kreuzfahrer namen darum nichts deſto weniger Zara und das umliegende Gebiet ein, und vermehrten dadurch Venedig's Macht.

Dieſer Kreuzzug unterſchied ſich von allen andern dadurch, daß er Konſtantinopel in Uneinigkeit fand, und daß die vorhergehenden feſtſizende Kaiſer vorgefunden hatten. Die Venetianer, der Graf von Flandern, der zu ihnen geſtoſſne Marquis von Montferrat, kurz die vornemſten Häupter, die immer der Staatsklugheit Gehör geben, wenn der groſſe Haufe zügellos iſt, ſahen, daß der Zeitpunkt gekommen war, den alten Entwurf gegen das Griechiſche Kaiſerthum auszuführen. Alſo richteten die Chriſten ihren Kreuzzug gegen den erſten Fürſten der Chriſtenheit.

Fünftes Kapitel.

Die Kreuzfahrer greifen Konſtantinopel an. Unglük dieſer Stadt und der Griechiſchen Kaiſer. Kreuzzug in Aegypten. Seltſames Abenteuer des heiligen Franz von Aſſiſi. Unglüksfälle der Chriſten.

Das Konſtantinopoliſche Kaiſerthum, welches immer den Titel des Römiſchen Kaiſerthums führte, beſas noch Thracien, ganz Griechenland, die Inſeln und Epirus, und erſtrekte ſeine Herrſchaft in Europa bis nach Belgrad und in die Wallachei. Um den Ueberreſt von Kleinaſien ſtritt es ſich mit den Arabern, Türken und Kreuzfahrern. In der Kaiſerſtadt wurden noch immer ſchöne Künſt' und Wiſſenſchaften getrieben. Es war daſelbſt eine ununterbrochne Reihe von Geſchichtſchreibern bis zu der Zeit, da ſich **Muhammed der II.** derſelben bemächtigte. Die Geſchichtſchreiber waren Kaiſer, oder Prinzen, oder Staatsmänner, ſchrieben aber deswegen um nichts beſſer. Sie ſprechen von lauter Andacht; verunſtalten alle Begebenheiten; ſuchen blos ihre Worte zierlich zu ordnen, und haben von dem alten Griechenlande nichts behalten, als die Geſchwäzigkeit.

Der Hof legte ſich beſonders auf die Polemik. Der Kaiſer **Emanuel** diſputirte im zwölften Jahrhundert lange Zeit mit ſeinen Biſchöſen über die Worte: Mein Vater iſt gröſſer, denn ich, unterdeſſen, daß er die Türken und die Kreuzfahrer zu fürchten hatte. Es war ein Griechiſcher Katechiſmus vorhanden, worin man den bekannten Vers des Korans verdammte und verfluchte, welcher ſagt: Gott iſt ein unendliches Weſen; er iſt nicht gezeugt worden, und hat Niemanden gezeugt. **Emanuel** wollte, man ſollte dieſe Verfluchung aus dem Katechiſmus wegnemen. Dieſe Streitigkeiten zeichneten ſeine Regierung aus und ſchwächten ſie. **Emanuel's** Schonung der Muſulmanen bei dieſem Streit iſt merklich und bemerkenswert. Er wollte nicht, daß in dem Griechiſchen Katechiſmus ein ſiegreiches Volk beſchimpft würde, welches nur Einen unmittelbaren Gott erkannte, und dem unſre heilige Dreifaltigkeit ungeniesbar war.

Sein Sohn **Alexis Emanuel**, welcher eine Tochter des Königs **Ludwig's des Jüngern** von Frankreich heuratete, ward von einem ſeiner Verwandten, Namens **Andronikus**, vom 1185.
Thron geſtoſſen. Dieſen verjagte wieder ein

Hofbedienter, **Iſaak Angelus**. Der Kaiſer **Andronikus** ward durch die Straſſen geſchleift. Man hieb ihm eine Hand ab, ſtach ihm die Augen aus, gos ihm ſiedendes Waſſer über den Leib und brachte ihn mit den grauſamſten Martern um's Leben.

Iſaak Angelus, der einen Uſurpator mit ſolcher Grauſamkeit beſtraft hatte, ward ſelbſt von ſeinem eignen Bruder, **Alexis Angelus**, des Reichs beraubt, der ihm die Augen ausſtechen lies. Dieſer **Alexis Angelus** nam den Namen **Komnenus** an, ob er gleich nicht von der Kaiſerlichen Familie der Komnenen herſtammte, und er war Schuld daran, daß die
1195. Kreuzfahrer ſich Konſtantinopel's bemächtigten.

Iſaak Angelus Sohn ſuchte bei dem Pabſt, und beſonders bei den Venetianern, Beiſtand gegen ſeines Oheims Barbarei. Um ſich ihrer Hülfe zu vergewiſſern, entſagte er der Griechiſchen Kirche und ging zur Lateiniſchen über. Die Venetianer und einige Kreuzfürſten, als **Baudouin**, Graf von Flandern, und **Bonifaz**, Marcheſe von Montferrat, leiſteten ihm ihren gefährlichen Beiſtand. Dergleichen Helfer waren allen Parteien gleich verhaſſt. Sie lagerten ſich auſſerhalb der Stadt, die immer

noch voll Tumult und Gährung war. Der junge Alexis, den die Griechen verwünſchten, weil er die Lateiner herbeigezogen hatte, ward bald das Opfer einer neuen Faktion. Einer ſeiner Verwandten, mit dem Zunamen Mirziflos, erdroſſelte ihn mit eignen Händen, und nam die roten Halbſtiefeln, welche das Zeichen der Kaiſerlichen Würde waren.

Die Kreuzfahrer, welche nun den Vorwand hatten, ihre Anhänger zu rächen, benuzten die Unruhen, welche die Stadt zerrütteten, um ſie zu verheeren. Sie drangen faſt ohne Wider- 1204.
ſtand in Konſtantinopel ein, und überlieſſen ſich, nachdem ſie alles, was ihnen vorkam, niedergemacht hatten, allen Ausſchweifungen der Wut und des Geizes. **Nicetas** verſichert, daß allein die Beute der Franzöſiſchen Edlen auf zweimalhunderttauſend Pfund Silbers am Gewicht ſei gewürdigt worden. Die Kirchen wurden geplündert, und zum Beweis, daß der Karakter der Nation immer derſelbe geweſen iſt und ſich nie verleugnet hat, tanzten die Franzoſen mit den Frauenzimmern im Allerheiligſten der Sankt Sophienkirche, unterdeſſen daß eine von den lüderlichen Dirnen, welche mit **Baudouin's Armee** mitgelaufen war, auf der

Kanzel des Patriarchen ſas und Lieder ſang, die ihrem Gewerbe angemeſſen waren.

Dies war das erſtemal, daß die Stadt Konſtantinopel von Fremden eingenommen und geplündert ward, und dies geſchah von Chriſten, welche ein Gelübde gethan hatten, blos gegen die Ungläubigen zu fechten.

Man findet nicht, daß das von den Geſchichtſchreibern ſo hoch gerühmte Griechiſche Feuer die geringſte Wirkung gethan hat. Wär' es ſo geweſen, wie man es beſchreibt, ſo hätt' es immer zu Lande und zur See gewiſſen Sieg gegeben. Wär' es unſerm Phoſphor ähnlich, ſo könnt' es im Waſſer zwar dauren, aber weiter keine Wirkung in demſelben thun. Kurz, ungeachtet dieſes Arkans, hatten die Türken den Griechen faſt ganz Kleinaſien abgenommen, und die Lateiner entriſſen ihnen den Ueberreſt.

Der mächtigſte der Kreuzfahrer, Graf **Baudouin** von F l a n d e r n, lies ſich zum Kaiſer wählen. Der Mitwerber waren viere. Man ſezte vier groſſe mit Wein gefüllte Kelche vor ſie hin. Der für den zu Erwählenden beſtimmte war ganz allein geweiht. **Baudouin** ergrif den geweihten Kelch, trank ihn aus, nam die roten Halbſtiefeln und ward als Kaiſer erkannt.

Dieſer

Dieſer neue Kronenräuber verurtheilte den andern Kronenräuber **Mirziflos**, von dem Gipfel einer Säule heruntergeſtürzt zu werden.

Die übrigen Kreuzfahrer theilten das Reich unter ſich. Die Venetianer namen den Peloponnes, die Inſel Kandia und verſchiedne Städte auf den Phrygiſchen Küſten weg, welche ſich noch nicht den Türken ergeben hatten. Der Marcheſe von Montferrat nam Theſſalien. **Baudouin** behielt alſo für ſich nicht viel mehr, als Thracien und Myſien. Was den Pabſt betrift, ſo eroberte derſelbe hierbei, wenigſtens auf einige Zeit, die Orientaliſche Kirche. Dieſe Erobrung hätte mit der Zeit ein Königreich aufwiegen können. Konſtantinopel war von andrer Bedeutung, als Jeruſalem.

Dieſe Kreuzfahrer, welche Chriſten, ihre Brüder, zu Grunde richteten, hätten weit leichter, als alle ihre Vorgänger, die Türken aus Aſien vertreiben können. **Saladin's** Staaten waren zerriſſen. Von ſo vielen Rittern aber, welche das Gelübde gethan hatten, Jeruſalem zu Hülfe zu kommen, kamen nur die wenigen nach Syrien, welche an den erbeuteten Griechiſchen Ländern keinen Theil haben konnten. Unter dieſer kleinen Anzal war **Simon**

von Montfort, welcher, nachdem er in Griechenland und Syrien vergeblich auf einen Staat gehoft hatte, ſich endlich an die Spize eines Kreuzzuges gegen die Albigenſer ſezte, um, mit Hülfe des Kreuzes, wenigſtens von den Chriſten etwas zu erhaſchen.

Von der Kaiſerlichen Familie der **Komnenen** waren noch viele Prinzen übrig, die bei der Zerſtörung ihres Reichs den Mut nicht ſinken lieſſen. Einer derſelben, der auch **Alexis** hies, flüchtete mit einigen Schiffen nach Kolchis, und ſtiftete daſelbſt zwiſchen dem Meer und dem Berge Kaukaſus einen kleinen Staat, den man das Kaiſerthum von Trebiſond oder Trapezunt nannte; ſo ſehr ward der Titel Kaiſerthum gemisbraucht.

Theodor Laſkaris nam Nicäa wieder ein, und lies ſich in Bithynien nieder, wobei er ſich zur rechten Zeit der Araber gegen die Türken bediente. Er gab ſich auch den Kaiſertitel, und lies einen Patriarchen von ſeiner Kommunion erwählen. Andre Griechen, welche mit den Türken ſelbſt ein Bündnis geſchloſſen hatten, riefen ihre alten Feinde, die Bulgaren, gegen den neuen Kaiſer, **Baudouin von Flandern**, zu Hülfe, welcher ſeiner Erobrung faſt gar nicht

genos. Sie ſchlugen ihn bei Adrianopel, hieben ihm Arm' und Beine ab, und lieſſen ihn von den wilden Thieren freſſen. 1205.

Die Quellen dieſer Auswanderung hätten nun wohl verſiegen ſollen, aber die Gemüter waren einmal in Bewegung. Die Beichtväter befalen den Büſſenden, nach dem gelobten Lande zu gehn. Die falſchen Nachrichten, welche täglich von dort ankamen, wekten falſche Hofnungen.

Ein Mönch aus Bretagne, Namens **Esloin**, führte um das Jahr 1204 eine Menge Bretagner nach Syrien. Die Witwe eines Königs von Ungarn nam nebſt einigen Frauen das Kreuz, weil ſie glaubte, daß man den Himmel nicht anders, als durch dieſe Reiſe erwerben könnte. Dieſe anſtekkende Krankheit ging bis auf die Kinder, wovon Tauſende unter der Anführung von Schulmeiſtern und Mönchen die Häuſer ihrer Aeltern verlieſſen, weil geſchrieben ſteht: Herr! Du haſt Dir von den Kindern Ruhm zubereitet. Ihre Führer verkauften ſie zum Theil an die Muſulmanen; die übrigen ſtarben vor Hunger und Ermüdung.

Der Staat von Antiochien war das Anſehnlichſte, was die Chriſten in Syrien behalten hat-

ten. Das Königreich Jeruſalem beſtand nur noch in Ptolemais. Indeſſen hatte man im Occidente beſchloſſen, daß durchaus ein König von Jeruſalem ſein müſſte. Als der Titularkönig Emery oder Emmerich von Lüſignan, um das Jahr 1205 geſtorben war, that der Biſchof von Ptolemais den Vorſchlag, man möchte ſich von Frankreich einen König von Judäa ausbitten. Philipp Auguſt ernannte dazu einen jüngſten Sohn aus dem Hauſe Brienne in Champagne, der kaum ein Erbgut hatte. Aus der Wahl des Königs kann man auf die Beſchaffenheit des Känigreichs ſchlieſſen.

Dieſer Titularkönig, ſeine Ritter, die Bretagner, die über das Meer gegangen waren, verſchiedne Teutſche Prinzen, ein Herzog von Oeſtreich, der König Andreas von Ungarn an der Spize von ziemlich guten Truppen, die Tempelherren, die Hoſpitaliers, die Biſchöfe von Münſter und Utrecht — alles dieſes konnte noch ein Heer von Erobrern abgeben, wenn es nur ein Oberhaupt gehabt hätte; aber daran fehlte es beſtändig.

Nachdem der **König von Ungarn** abgegangen war, unternam ein Graf von Holland, was ſo viel Könige und Fürſten nicht

hatten ausrichten können. Die Chriſten ſchienen dem Zeitpunkte nahe, wo ſie wieder emporkommen ſollten. Ihre Hofnungen lebten durch die Ankunft einer Menge von Rittern wieder auf, die ein Päbſtlicher Legat ihnen zuführte. Ein Erzbiſchof von Bordeaux, und die Biſchöfe von Paris, Angers, Autun und Beauvais, begleiteten den Legaten mit anſehnlichen Trüppen. Viertauſend Holländer und eben ſo viel Engländer, kamen unter verſchiednen Fahnen an. Kurz, **Johann von Brienne**, der faſt ganz allein zu Ptolemais angekommen war, ſahe ſich ſich an der Spize von beinahe hunderttauſend Mann.

Saphadin, des berühmten **Saladin's** Bruder, der Aegypten zu ſeinen andern Staaten ſeit Kurzem hinzugefügt, hatte eben den Ueberreſt der Mauern von Jeruſalem niederreiſſen laſſen, welches nun nur noch ein zerſtörter Flekken war. Weil aber **Saphadin** in Aegypten nicht recht feſt zu ſizen ſchien, ſo glaubten die Kreuzfahrer, ſich dieſes Orts bemächtigen zu können.

Von Ptolemais bis zu den Mündungen des Nilſtroms iſt nur eine kurze Ueberfahrt. Die Schiffe, welche ſo viele Chriſten übergeführt

hatten, brachten ſie in drei Tagen in die Gegend des alten Peluſium.

Bei den Trümmern von Peluſium liegt Damiette auf einem Damm, welcher es gegen die Ueberſchwemmungen des Nilſtroms ſchüzt. Die
1218. Kreuzfahrer fingen die Belagerung in **Saphadin's** lezter Krankheit an, und ſezten ſie nach ſeinem Tode fort. Sein älteſter Sohn **Meledin** regierte damals in Aegypten, und ſtand in den Ruf, daß er die Geſeze, die Wiſſenſchaften und die Ruhe mehr als den Krieg liebte. Der Sultan **Korradin** von Damaſko, dem Syrien zu Theil geworden war, kam ihm gegen die Chriſten zu Hülfe. Die Belagerung, welche zwei Jahr dauerte, war in Europa, Aſien und Afrika merkwürdig.

Der heilige **Franz von Aſſiſi**, welcher damals ſeinen Orden ſtiftete, kam ſelbſt in's Lager der Belagrer, und weil er glaubte, den Sultan **Meledin** mit leichter Mühe bekehren zu können, ging er mit ſeinem Begleiter, dem Bruder **Illuminat**, in das Lager der Aegypter. Man ergrif ſie und führte ſie zu dem Sultan. **Franz** hielt demſelben eine Italieniſche Predigt. Er that dem Sultan **Meledin** den Vorſchlag, ein groſſes Feuer anzünden zu laſſen, worin ſich ſeine Imans von der einen Seite, **Franz** und

Illuminat aber von der andern Seite werfen ſollten, um zu beweiſen, welche Religion die wahre ſei.

Meledin, dem ein Dollmetſcherr dieſen ſonderbaren Vorſchlag erklärte, antwortete mit Lachen: ſeine Prieſter wären die Leute nicht, die ſich ihrem Glauben zu gefallen in's Feuer würfen. **Franz** erbot ſich nun, es ganz allein zu thun. **Meledin** ſagte, wenn er dieſes Anerbieten annäme, ſo würd' es ausſehn, als er wenn er einen Zweifel in ſeine Religion ſezte. Darauf ſchikte er liebreich **Franzen** zurük, weil er wohl ſahe, daß dieſer Menſch nicht gefährlich ſein konnte.

Die Gewalt des Fanatismus geht ſo weit, daß **Franz**, weil es ihm nicht geglükt war, ſich in Aegypten in's Feuer werfen und den **Sultan** zum Chriſten machen zu können, dieſes Abenteuer in Marokko verſuchen wollte. Er ging zuerſt nach Spanien unter Segel, weil er aber krank ward, beredete er ſeinen Bruder **Gille** und vier andre von ſeinen Anhängern, daß ſie hingehn und die Marokkaner bekehren ſollten. Bruder **Gille** und die vier Mönche ſegeln nach Tetuan, kommen zu Marokko an, und predigen Italieniſch auf einem Karrn. Der Miramolin

1218. hat Mitleid mit ihnen, und ſchikt ſie wieder zu Bord nach Spanien. Sie kamen zum zweitenmal wieder und wurden nochmals zurükgeſchikt. Als ſie das drittemal wiederkamen, entging dem Kaiſer die Geduld. Er verurtheilte ſie in ſeinen Divan zum Tode, und hieb ihnen ſelbſt die Köpfe ab.

Es iſt eine eben ſo abergläubiſche als barbariſche Gewohnheit, daß die Kaiſer von Marokko die erſten Scharfrichter in ihrem Reiche ſind. Die Miramoline gaben ſich für **Muhammed's** Nachkömmlinge aus. Die erſten, welche unter ihrer Regierung zum Tode verurtheilt wurden, baten es ſich aus, von der Hand ihres Herrn zu ſterben, in Hofnung, daß ſie dadurch in ihrer Buſſe reiner werden würden. Die abſcheuliche Gewohnheit hat ſich ſo gut erhalten, daß der lezte Kaiſer, **Muley Iſmael**, in ſeinem langen Leben beinahe zehntauſend Menſchen mit eigner Hand hingerichtet hat.

Dieſer Tod der fünf Begleiter des heiligen **Franz von Aſſiſi** wird noch alle Jahr zu Koimbra durch eine Prozeſſion gefeiert, welche eben ſo ſonderbar iſt, als das Abenteuer, das ſie veranlaſſte. Man behauptete, die Leiber dieſer Franziſkaner wären nach ihrem Tode nach

Europa zurükgekommen, und hätten zu Koimbra in der Kirche zum heiligen Kreuze Stillſtand gemacht. Die jungen Leute, die Weiber und die Mädchen gehn alle Jahre in der Nacht, in welcher dieſe Märtrer angekommen ſind, von der Kreuzkirche nach der Franziſkanerkirche. Die Mannsperſonen ſind lediglich mit kleinen Unterhoſen bekleidet, welche nicht weiter als bis auf den oberſten Theil der Lenden herabreichen, die Weiber und Mädchen haben ein Rökchen an, das um nichts länger iſt. Der Weg iſt weit, und es wird öfters angehalten.

Damiette ward unterdeſſen eingenommen, und ſchien den Weg zur Erobrung von Aegypten zu bahnen. Aber **Pelagius Albano**, ein Spaniſcher Benediktiner, Päbſtlicher Legat und Kardinal, war Schuld daran, daß alles fehlſchlug. Er behauptete, da der Pabſt das Oberhaupt aller Kreuzzüge wäre, ſo müſſte derjenige, der ſeine Perſon vorſtellte, ohne alle Widerrede das Heer kommandiren, und der König von Jeruſalem, der blos König wäre, weil es der Pabſt erlaubte, müſſte in allen Stükken dem Legaten gehorchen. Dieſe Uneinigkeiten namen viel Zeit weg. Man muſſte nach Rom ſchreiben. Der Pabſt befal dem Könige, in's Lager zurükzukehren, und der

König ging hin und diente unter dem Benedikti-
ner. Dieſer General drängte die Armee zwiſchen
zwei Aerme des Nilſtroms zuſammen, grade zu
einer Zeit, da dieſer Flus, welcher Aegypten
nährt und ſchüzt, anfing auszutreten. Der
Sultan ſezte vermittelſt der Schleuſen das Lager
1221. der Chriſten unter Waſſer. Von der einen
Seite verbrannte er ihre Schiffe; von der andern
ſtieg der Nilſtrom immer höher und drohte, des
Legaten Armee zu verſchlingen, die ſich in der
Lage befand, in welcher man Pharao's Ae-
gypter ſchildert, als ſie das Meer im Begrif ſa-
hen, über ihren Häuptern zuſammenzuſchlagen.

Die Zeitgenoſſen geſtehn, daß man in dieſer Not mit dem Sultan in Unterhandlung trat. Er lies ſich Damiette wiedergeben, ſchikte die Armee nach Phönicien, nachdem ſie hatte ſchwören müſſen, in acht Jahren keinen Krieg mit ihm anzufangen, und behielt den König Jean de Brienne als Geiſſel.

Die Chriſten hatten nun keine Hofnung weiter, als auf den Kaiſer **Friedrich den** Dieſem gab **Jean de Brienne**, ſo bald er nicht mehr Geiſſel war, ſeine Tochter, und mit ihr die Anſprüche auf das Königreich Jeruſalem zur Mitgabe.

Der Kaiſer **Friedrich der** II. ſah vollkommen ein, wie unnüz die Kreuzzüge waren; aber man muſſte Schonung gegen das Volk beweiſen, und ſich vor den Streichen der Päbſte in Sicherheit ſezen. Sein Betragen ſcheint mir ein Muſter von geſunder Staatsklugheit zu ſein. Er unterhandelt zu gleicher Zeit mit dem Pabſt und dem Sultan **Meledin.** Sobald ſein Traktat mit dem Sultan war unterzeichnet worden, geht er nach Paläſtina, aber mehr mit einem Ehrengefolge, als mit einer Armee. Kaum iſt er angekommen, ſo macht er den Traktat öffentlich bekannt, durch welchen ihm Jeruſalem, Nazareth und etliche Dörfer abgetreten wurden. In Europa läſſt er die Nachricht ausbreiten, daß er die heiligen Oerter wieder erobert habe, ohne einen Tropfen Bluts zu vergieſſen. Man warf ihm vor, daß er durch den Traktat eine Moſchee in Jeruſalem geduldet hätte. Der Patriarch dieſer Stadt gab ihn für einen Gotteslängner aus. An andern Orten ward er als ein Fürſt betrachtet, der zu regieren verſtand.

Man mus geſtehn, wenn man die Geſchichte dieſer Zeiten lieſt, daß die Romandichter mit ihrer Erfindungs- und Einbildungskraft nicht leicht haben weiter gehn können, als das, was hier

die Wahrheit an die Hand giebt. Nicht genug, daß wir geſehn haben, wie einige Jahre vorher ein Graf von Flandern, der das Gelübde gethan hatte nach dem gelobten Lande zu ziehn, ſich unterwegs im Vorbeigehn des Konſtantinopoliſchen Kaiſerthums bemächtigt. Nicht genug, daß **Jean de Brienne**, der jüngſte Sohn eines Edelmanns in Champagne, nachdem er König von Jeruſalem geworden, im Begrif ſtand, ſich Aegypten zu unterwerfen. Eben dieſer **Jean de Brienne**, als er kein Land mehr hat, marſchirt beinahe ohne alle Begleitung Konſtantino-
1224. pel zu Hülfe. Er kömmt zur Zeit eines Zwiſchenreichs an, und wird zum Kaiſer erwählt. Sein Nachfolger **Baudouin der** II, der lezte Lateiniſche Kaiſer zu Konſtantinopel, der immer von den Griechen gedrängt ward, lief, mit einer Päbſtlichen Bulle in der Hand, umher, und ſprach alle Europäiſche Fürſten vergeblich um Hülfe an. Damals war kein einziger Fürſt zu Hauſe. Die Occidentaliſchen Kaiſer rannten nach dem gelobten Lande; die Päbſte waren faſt immer in Frankreich, und die Könige ſtanden ohn' Unterlas auf dem Punkte, nach Paläſtina zu gehn.

Thibaud de Champagne, König von **Navarra**, eben ſo berühmt durch die ihm ange-

dichtete Liebe zur Königin Blanka, als durch 1240.
ſeine Gedichte, war auch einer von denen, wel⸗
che ſich damals nach Palåſtina einſchiften. Er
kam in demſelben Jahre zurük, und das war ein
Glük für ihn. Ungefähr ſiebzig Franzöſiſche
Ritter, welche ſich nebſt ihm hervorthun wollten,
wurden alle gefangen und nach Gros⸗Kairo ge⸗
bracht. Meledin's Neffe, Namens Melek⸗
ſala, der die Staaten und die Tugenden ſeines
Oheims geerbt hatte, begegnete ihnen ſehr leut⸗
ſelig, und lies ſie endlich, gegen Erlegung eines
måſſigen Löſegeldes, nach ihrem Vaterlande zu⸗
rükgehn.

Zu dieſer Zeit gehörte das Gebiet von Jeru⸗
ſalem weder den Syriern mehr, noch den Aegyp⸗
tern, noch den Chriſten, noch den Muſulmanen.
Eine Staatsveränderung ohne Beiſpiel gab dem
gröſſten Theil von Aſien eine andre Geſtalt.
Dſchingiskan war mit ſeinen Tatarn über den
Kaukaſus, Taurus und Imaus gegangen. Die
Völker, die vor ihnen flohen, wie wilde Thiere,
die von ſchreklichern Thieren aus ihren Hölen
vertrieben werden, fielen nun wieder auf die
verlaſſnen Länder.

Die von den Tatarn verdrångten Einwohner 1244.
von Koraſan, welche man Korasminen nann⸗

te, fielen auf Syrien los, wie ſich im vierten Jahrhundert die von den Scythen verjagten Gothen auf das Römiſche Kaiſerthum warfen. Dieſe abgöttiſchen Korasminen machten alles, was an Türken, Chriſten und Juden in Jeruſalem geblieben war, nieder. Die in Antiochien, Tyrus, Sidon und auf den Küſten Syrien's noch übriggebliebnen Chriſten lieſſen ihre Privatſtreitigkeiten eine Zeitlang ruhen, um ſich dieſen neuen Räubern zu widerſezen. Dieſe Chriſten ſtanden damals mit dem Sultan von Damaſko im Bündnis. Die Tempelherren, die Johanniterritter, die Teutſchen Ritter, waren Vertheidiger, die nie aus den Waffen kamen. Europa ſchikte ohne Unterlas einige Freiwillige. Kurz, alles, was man zuſammenraffen konnte, ſchlug auf die Korasminen los. Die Kreuzfahrer erlitten eine vollſtändige Niederlage. Dies war noch nicht das Ende ihres Unglüks. Andre Türken kamen nach den Korasminen, verheerten dieſe Küſten von Syrien, und rotteten beinahe alles aus, was von Rittern übrig war. Aber dieſe vorüberrauſchende Ströme lieſſen den Chriſten noch immer die auf der Küſte liegenden Städte.

Die in ihren Seeſtädten eingeſperrten Lateiner ſahen ſich nun ganz hülflos, und ihre Streitigkeiten vergröſſerten noch ihr Unglük. Die Fürſten von Antiochien beſchäftigten ſich blos damit, einige Armeniſche Chriſten zu bekriegen. Die Faktionen der Venetianer, Genueſer und Piſaner machten ſich die Stadt Ptolemais ſtreitig. Die Tempelherren und Johanniterritter zankten ſich um alles. Das kalt gewordne Europa ſchikte faſt gar keine bewafnete Pilger mehr. Die Hofnungen der Orientaliſchen Chriſten verloſchen allmälig, als der heilige **Ludwig** den lezten Kreuzzug unternam.

Sechſtes Kapitel.

Von dem heiligen **Ludwig**. Seine Regierung, ſein Kreuzzug, Anzal ſeiner Schiffe, ſeine Ausgaben, ſeine Tugend, ſeine Unvorſichtigkeit und ſein Unglük.

Ludwig der IX. war ein Fürſt, welcher dazu beſtimmt zu ſein ſchien, Europa, wenn es dazu fähig geweſen wäre, auf einen beſſern Fus zu ſezen, Frankreich ſiegreich und polizirt zu machen, und in allen Stükken ein Muſter zu ſein.

Seine Frömmigkeit, die ihn zum wahren Anachoreten machte, ſtand keiner einzigen von ſeinen Königlichen Tugenden im Wege. Seine weiſe Sparſamkeit benam ſeiner Freigebigkeit nichts. Er wuſſte die tiefſte Staatskunſt mit der pünktlichſten Gerechtigkeit zu vereinigen, und er iſt vielleicht der einzige Monarch, der dieſen Lobſpruch verdient. Er war klug und ſtandhaft im Rat, unerſchrokken ohne Tollkühnheit im Gefecht, und mitleidig, als wenn er beſtändig ſelbſt unglüklich geweſen wäre. Es iſt dem Menſchen nicht gegeben, die Tugend weiter zu treiben.

Gemeinſchaftlich mit ſeiner Mutter, welche die Regierung verwaltete und ſelbſt zu regieren verſtand, hatte er den Misbrauch der gar zu weit ausgedehnten Gerichtsbarkeit der Geiſtlichen abgeſchaft. Sie wollten, daß die weltlichen Gerichte die Güter eines jeden einziehn ſollten, der in den Bann gethan würde, ohne zu unterſuchen, ob der Bannſpruch gerecht oder ungerecht wäre. Der König machte weislich einen Unterſchied zwiſchen den Civilgeſezen, welchen ſich alles unterwerfen, und den Kirchengeſezen, deren Gewalt ſich nur über die Gewiſſen erſtrekken mus, und lies die Geſeze des Königreichs nicht unter dieſen Exkommunikationsmis-

bräuchen

bräuchen erliegen. Gleich vom Anfange ſeiner Regierungsverwaltung an hatte er die Anmaſſungen der Biſchöfe und der Laien in ihren Schranken gehalten, und die Faktionen in Bretagne unterdrükt, auch bei der Heftigkeit Gregor's des IX. und der Rachſucht des Kaiſers **Friedrich's des II.** eine weiſe Neutralität gehalten.

Seine ohnehin ſchon anſehnliche Domänen waren durch den Ankauf verſchiedner Ländereien noch gröſſer geworden. Die Einkünfte der Könige von Frankreich floſſen damals aus ihren eignen Gütern, nicht aus den Beſizungen der Unterthanen. Ihre Gröſſe hing, wie die Gröſſe eines Privatgutsbeſizers, von einer wohleingerichteten Wirtſchaft ab.

Dieſe Einrichtung hatte **Ludwigen** in den Stand geſezt, ſtarke Armeen gegen den König **Heinrich den III** von England, und gegen die mit England verbundne Franzöſiſche Vaſallen, auf die Beine zu bringen. **Heinrich der III**, der nicht ſo reich war, und dem ſeine Engländer weniger gehorchten, hatte weder ſo gute, noch ſo geſchwind in Bereitſchaft ſtehende Truppen. **Ludwig** ſchlug ihn zweimal, hauptſächlich bei Taillebourg in Poitou. Der Engliſche König muſſte vor ihm fliehen. 1241.

Auf dieſen Krieg folgte ein für Frankreich ſehr nüzlicher Friede. Die Franzöſiſchen Vaſallen kehrten auf immer zu ihrer Schuldigkeit zurük. Der König lies ſich ſogar von dem Engländer fünftauſend Pfund Sterling für die Unkoſten des Feldzugs bezalen.

Wenn man bedenkt, daß er noch nicht vierundzwanzig Jahr alt war, als er ſich ſo betrug, und daß ſeine Denkungsart über ſein Glük weit erhaben war, ſo ſieht man, was er gethan hätte, wenn er in ſeinem Vaterlande geblieben wäre, und beklagt, daß Frankreich durch eben dieſe Tugenden ſo unglüklich ward, welche das Glük der Welt machen ſollten.

Ludwig, der im Jahr 1244 von einer heftigen Krankheit angefallen ward, glaubte, wie man ſagt, in einer Schlafſucht eine Stimme zu hören, die ihm befal, das Kreuz gegen die Unglaubigen zu nemen. Kaum war er ſeiner Sprache mächtig, als er das Gelübde that, einen Kreuzzug zu thun. Die Königin Mutter, die regierende Königin, ſein Staatsrat, alles, was um ihn war, fühlte das Gefärliche dieſes nachtheiligen Gelübdes. Selbſt der Biſchof von Paris führte ihm die verderblichen Folgen davon zu Gemüte. Aber **Ludwig** betrachtete ſein Ge-

lübde wie ein geheiligtes Band, welches Menſchen nicht auflöſen dürften. Vier Jahre brachte er mit den Anſtalten zu dieſem Feldzuge hin. Endlich überträgt er ſeiner Mutter die Verwaltung der Regierung, und reiſt mit ſeiner Gemalin und ſeinen drei Brüdern ab, welchen auch ihre Gemalinnen folgen. Faſt die ganze Franzöſiſche Ritterſchaft begleitete ihn. Es waren bei der Armee beinahe dreitauſend Pannerherren oder Edelleute, welche Fahnen führten. Ein Theil der ungeheuren Flotte, welche ſo viel Prinzen und Soldaten trägt, geht von Marſeille ab, und der andre Theil von Aiguemortes, welches heut zu Tage kein Seehafen mehr iſt.

Die mehrſten groſſen und runden Schiffe, welche die Truppen überſezten, wurden in Franzöſiſchen Häfen gebaut. Es waren ihrer achtzehnhundert. Jezt würde ein König von Frankreich ſo viel nicht ausrüſten können, weil das Holz ohne Vergleich ſeltner, der Betrag der Unkoſten verhältnismäſſig gröſſer, die Ausgabe, wegen des unumgänglich nötigen ſchweren Geſchüzes, ſtärker, und die Ausrüſtung überhaupt ſehr viel ſchwieriger iſt.

Aus des heiligen Ludwig's Rechnungen ſieht man, wie ſehr ſeine Kreuzzüge das Land

arm machten. Dem Herrn von Valeri gab er für dreiſſig Ritter achttauſend Pfund, welches beinahe hundertundneunundſechzigtauſend Livres unſrer heutigen Münze beträgt. Der Erzbiſchof von Rheims und der Biſchof von Langers bekamen ein jeder viertauſend Pfund für funfzehn Ritter, welche ein jeder von ihnen herbeiführte. Der Konnetable erhielt für funfzehn Ritter dreitauſend Pfund. Einhundertundſechzig Ritter ſpeiſten an Königlichen Tafeln. Dieſe Ausgaben und die Anſtalten dazu waren unermeslich.

Hätte die Sucht nach Kreuzzügen und das Heilighalten des Eides dem tugendhaften **Ludwig** erlaubt, der Vernunft Gehör zu geben, ſo hätt' er nicht allein den Schaden eingeſehn, den er ſeinem Lande zufügte, ſondern auch die äuſſerſte Ungerechtigkeit einer Kriegsrüſtung anerkannt, die ihm ſo gerecht vorkam.

Wäre die Abſicht auch nur geweſen, die Franzoſen in den Beſiz von Jeruſalem zu ſezen, ſo hatten ſie nicht das mindeſte Recht dazu. Aber man zog gegen den alten und weiſen Sultan **Melekſala** von Aegypten zu Felde, der mit dem Könige von Frankreich ſicherlich nichts zu theilen hatte. **Melekſala** war ein Muſulman,

und dies nam man zum einzigen Vorwande, ihn zu bekriegen. Aber es war eben ſo wenig Grund vorhanden, Aegypten zu verheeren, weil es Muhammed's Lehren befolgte, als heut zu Tage vorhanden ſein würde, Schina mit Krieg zu überziehn, weil es die Sittenlehren eines Konfutſee befolgt.

Ludwig landete auf der Inſel Cypern. Der König dieſer Inſel vereinigt ſich mit ihm. Man macht eine Landung in Aegypten. Der Sultan von Aegypten beſas Jeruſalem nicht. Paläſtina ward damals von den Korasminen verheert. Der Sultan von Syrien gab ihnen dieſes unglükliche Land Preis, und der Kalife von Bagdad, der immer anerkannt ward, aber immer ohne Gewalt war, miſchte ſich nicht mehr in dieſe Kriege. Den Chriſten war noch Ptolemais, Tyrus, Antiochien und Tripoli übrig geblieben. Ihre Uneinigkeiten ſezten ſie ohn' Unterlas der Gefahr aus, von den Türkiſchen Sultanen und den Korasminen erdrükt zu werden.

Bei dieſen Umſtänden läſſt ſich nicht leicht begreifen, warum der König von Frankreich Aegypten zum Schauplaz ſeines Krieges wählte. Der alte kranke **Melekſala** hielt um den Frieden an; allein er ward ihm abgeſchlagen. **Ludwig** war

durch neue aus Frankreich angekommne Truppen verſtärkt, ſah ſich an der Spize von ſechzigtauſend Streitern gehorcht und geliebt, und hatte ſchon überwundne Feinde und einen Sultan vor ſich, der ſeinem Ende nahe war. Wer hätte nicht glauben ſollen, daß Aegypten und bald auch Syrien würde bezwungen werden? Inzwiſchen kam die Hälfte dieſer blühenden Armee
1250. durch Krankheit um, und die andre Hälfte ward geſchlagen. Der heilige **Ludwig** ſieht ſeinen Bruder, **Robert von Artois**, erſchlagen. Er ſelbſt wird mit ſeinen beiden andern Brüdern, dem Grafen von Anjou und dem Grafen von Poitiers, gefangen. **Melekſala** herrſchte nun nicht mehr in Aegypten, ſondern ſein Sohn **Almoadan**. Dieſer neue Sultan hatte eine groſſe Seele. Der König **Ludwig** bot ihm für ſich und die übrigen Gefangnen ein Löſegeld von einer Million Goldmünzen, und **Almoadan** erlies ihm den fünften Theil.

Dieſer Sultan ward von Mammeluken ermordet, welche ſein Vater auf den Fus einer Miliz errichtet hatte. Der nun getheilte Divan ſchien den Chriſten nicht viel Gutes zu verheiſſen. Indeſſen ſezte die Aegyptiſche Regierung die Unterhandlungen mit dem Könige fort. Der

Herr de Joinville berichtet, daß die Emire ſogar in einer ihrer Verſammlungen den Vorſchlag thaten, **Ludwigen** zu ihrem Sultan zu erwählen.

Joinville war mit dem **Könige** gefangen. Was ein Mann von ſeiner Art erzält, iſt allerdings nicht ohne Gewicht; aber man bedenke nur, wie wenig man in einem Lager, oder in einem Hauſe mit Zuverläſſigkeit von den beſondern Begebenheiten erfahren kann, welche in einem benachbarten Lager oder Hauſe vorgehn, und wie ſehr unwahrſcheinlich es iſt, daß Muſulmanen daran denken ſollten, ihren Chriſtlichen Feind zu ihrem Regenten zu nemen, der weder ihre Sprache noch ihre Sitten kennt, der ihre Religion verabſcheut, und den ſie nicht anders betrachten können, als wie ein Oberhaupt auswärtiger Räuber, und man wird finden, daß **Joinville** eine bloſſe Volksſage nacherzält. Getreulich nachzuſagen, was man gehört hat, heiſſt oft in aller Unbefangenheit Dinge erzälen, die wenigſtens verdächtig ſind. Allein, was wir vom **Joinville** haben, iſt nicht ſeine wirkliche Geſchichte, ſondern nur die zu **Franzens des** I. Zeiten gemachte ungetreue Ueberſezung einer Schrift, die

man heut zu Tage nur mit der gröſſten Schwie-
rigkeit verſtehn würde.

Auch das kann ich nicht wohl zuſammenreimen, was die Geſchichtſchreiber von der Art und Weiſe ſagen, wie die Muſulmanen die Gefangnen behandelten. Sie erzälen, daß man ſie Mann vor Mann aus einem verſchloſſnen Plaz heraus-lies, worin ſie verſperrt waren, einen jeden befragte, ob er Jeſum Chriſtum verläugnen wolle? und denen den Kopf abhieb, die im Chriſtenthum verharrten.

Andrerſeits verſichern ſie, daß ein alter Emir die Chriſten durch einen Dollmetſcher befragen lies, ob ſie an Jeſum Chriſtum glaubten? Und als die Gefangnen ſolches bejahten, ihnen zur Antwort gab: Tröſtet Euch! Da er für Euch geſtorben iſt, und wieder aufzuſtehn gewuſſt hat, ſo wird er Euch auch zu retten wiſſen.

Dieſe beide Erzälungen ſcheinen einigermaaſſen widerſprechend zu ſein, und noch widerſprechender iſt es, daß dieſe Emire Gefangne tödten lieſſen, von welchen ſie ſich ein Löſegeld verſprachen.

Uebrigens hielten ſich dieſe Emire an die achtmalhunderttauſend Goldmünzen, welche ſich

ihr Sultan als Löſegeld für die Gefangnen hatte gefallen laſſen. Und als die in Damiette 1250. befindlichen Franzöſiſchen Truppen dieſe Stadt dem Traktat gemäs übergaben, ſo findet man nicht, daß die Sieger die Frauenzimmer auf irgend eine Art mishandelten. Man lies mit allen Ehrfurchtsbezeugungen die Königinn und ihre Schwägerinnen abreiſen. Alle Muſulmaniſche Soldaten waren freilich ſo enthaltſam nicht; der Pöbel iſt aller Orten zügellos; es wurden allerdings Gewaltthätigkeiten verübt, und Gefangne gemishandelt und getödtet; aber ich wundre mich doch, daß die Muhammedaniſchen Soldaten nicht eine gröſſre Anzal dieſer Fremden ausrotteten, welche aus Europäiſchen Häfen angekommen waren, die Aegyptiſchen Ländereien ohne den allergeringſten Grund zu verheeren.

Der heilige **Ludwig** begiebt ſich, nach ſeiner Befreiung aus der Gefangenſchaft, nach Paläſtina, und bleibt daſelbſt beinahe vier Jahre mit dem Ueberreſt ſeiner Schiffe und ſeiner Armee. Er beſucht Nazareth, anſtatt nach Frankreich zurükzureiſen, und kommt nicht eher, als nach dem Tode ſeiner Mutter, der Königinn **Blanka**, in ſein Vaterland zurük, und das

blos in der Abſicht, einen neuen Kreuzzug zu veranſtalten.

Sein Aufenthalt zu Paris verſchafte ihm ohn' Unterlas Vortheil und Ruhm. Er erlebte eine Ehre, die nur einem tugendhaften Könige widerfahren kann. Der König **Heinrich** der III. von England und ſeine Baronen wählten ihn zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten. Er ſprach das Urtheil wie ein unumſchränkter Herr, und wenn dieſer für **Heinrich** den III. günſtige Ausſpruch die Unruhen in England nicht ſtillen konnte, ſo ſah Europa wenigſtens daraus, welche Ehrfurcht die Menſchen auch wider Willen für die Tugend hegen. **Ludwig's** Ruf, und die gute Ordnung in ſeinem Reiche, zog ſeinem Bruder, dem Grafen von Anjou, die Ehre zu, von dem Pabſte zum Könige von Sicilien erwählt zu werden.

Ludwig vermehrte indeſſen ſeine Domänen durch die Erwerbung von Namur, Peronne, Avranche, Mortagne und Perche. Er konnte den Königen von Frankreich alles nemen, was ſie in Frankreich beſaſſen. **Heinrich's** des III. und ſeiner Baronen Streitigkeiten erleichterten ihm die Mittel; aber er zog die Gerechtigkeit der gewaltſamen Beſizergreifung vor. Er lies

ihnen Guienne, Perigord und Limoges; aber auf Touraine, Poitou und die Normandie, welche **Philipp August** wieder mit der Krone vereinigt hatte, muſſten ſie Verzicht thun. So ward der Friede auf eine für ihn ehrenvolle Art befeſtigt.

Er war der erſte, der die in Sprengel abgetheilte Gerichtsbarkeit einführte, und die durch willkürlichen Richterſpruch der Baroneigerichte unterdrükten Unterthanen konnten nun ihre Klagen bei vier groſſen Königlichen Aemtern anbringen, welche blos dazu angeſezt waren, ihre Beſchwerden zu hören. Unter ihm wurden zuerſt Gelehrte zu den Sizungen der Parlamenter zugezogen, in welchen Ritter, die ſelten leſen konnten, über das Glük und das Vermögen der Bürger richteten. Mit der Frömmigkeit eines Ordensgeiſtlichen verband er die aufgeklärte Standhaftigkeit eines Königs, indem er die Unternemungen des Römiſchen Hofes durch die berühmte pragmatiſche Verordnung in Schranken hielt, welche die alten Rechte der Kirche, oder die ſogenannten Freiheiten der Gallikaniſchen Kirche, aufrecht erhält.

Kurz, ſeine dreizehnjährige Anweſenheit machte in Frankreich alles wieder gut, was ſeine

Abweſenheit verdorben hatte. Aber ſein Hang zu den Kreuzzügen ris ihn hin. Die Päbſte hezten ihn auf. **Klemens der IV.** bewilligte ihm einen Zehnten von der Geiſtlichkeit auf drei Jahre. Er reiſt endlich zum zweitenmale ab, und zwar ungefähr mit einer gleichen Macht. Sein Bruder, der durch ihn König von Sicilien geworden war, ſoll ihm folgen. Diesmal aber richtet er ſeine Andacht und ſeine Waffen weder nach Paläſtina, noch nach Aegypten, ſondern läſſt ſeine Flotte nach Tunis ſteuern.

Die Chriſten in Syrien waren nicht mehr von dem Geſchlechte jener erſten Franken, welche ſich in Antiochien und Tyrus niedergelaſſen hatten. Es war ein aus Syriern, Armeniern und Europäern vermiſchtes Geſchlecht, und dieſe entnervten Ueberbleibſel waren gröſtentheils den Aegyptern unterworfen. Die Chriſten hatten weiter keine feſten Städte, als Ptolemais und Tyrus.

Die Tempelherren und Hoſpitaliers, die man gewiſſermaaſſen mit der Mammelukenmiliz vergleichen kann, führten, ſelbſt in dieſen Städten, einen ſo bittern Krieg mit einander, daß in einem Treffen dieſer kriegriſchen Mönche kein einziger Tempelherr am Leben blieb.

Was hatte nun dieſe Lage etlicher Halbchriſten auf der Syriſchen Küſte und des heiligen **Ludwig**'s Fahrt nach Tunis mit einander zu ſchaffen? Sein Bruder, Karl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, war ehrgeizig, grauſam und eigennüzig, und gebrauchte **Ludwig**'s Einfalt und Heldenmut zu ſeinen Abſichten. Er behauptete: der König von Tunis wäre ihm einige Jahre Tribut ſchuldig. Er wollte ſich ihrer Länder bemächtigen, und der heilige **Ludwig**, wie alle Geſchichtſchreiber, ich weis nicht aus welchem Grunde, ſagen, hatte Hofnung, den König von Tunis zu bekehren. Eine ſonderbare Art, dieſen Muhammedaner zum Chriſtenthum zu bringen! Man machte mit gewafneter Hand eine Landung auf ſeinem Gebiet, nicht weit von den Ruinen der Stadt Karthago.

Bald aber ſieht ſich der **König** in ſeinem eignen Lager von den vereinigten Mauren belagert. Eben die Krankheiten, welche die Unmäſſigkeit ſeiner unter einen fremden Himmelsſtrich verſezten Unterthanen in ſein Lager in Aegypten gezogen hatte, entvölkerten auch ſein Lager bei Karthago. Einer ſeiner Söhne, der während ſeiner Gefangenſchaft, zu Damiette geboren war,

ſtarb an dieſer Art von Peſt vor Tunis. End-
1270. lich ward auch der **König** davon befallen, lies ſich auf einen Aſchenhaufen legen, und ſtarb in einem Alter von fünfundfunfzig Jahren mit der Andacht eines Mönchs und mit dem Muthe eines groſſen Mannes. Es gehört nicht unter die wichtigſten Beiſpiele von dem Spiele des Glüks, daß bei den Ruinen von Karthago ein Chriſtlicher König ſtarb, der die Muſulmanen in einem Lande bekriegte, wohin Dido die Götter der Syrier gebracht hatte. Kaum hat er die Augen geſchloſſen, ſo kommt ſein Bruder, der König von Sicilien, an. Man macht Friede mit den Mauren, und führt die Ueberbleibſel der Chriſten wieder nach Europa.

Man kann nicht leicht weniger, als hunderttauſend Perſonen rechnen, welche in den beiden Kreuzzügen des heiligen **Ludwig's** ſind aufgeopfert worden. Wenn man dazu rechnet, hundertundfunfzigtauſend, welche mit **Friedrichen dem Rotbärtigen** zogen, dreimalhunderttauſend von dem Kreuzzuge **Philipp Auguſt's** und **Richard's**, zweimalhunderttauſend wenigſtens zur Zeit **Jean's de Brienne**, der hundertundſechzigtauſend Kreuzfahrer, welche ſchon vorher nach Aſien gezogen waren, diejenigen

nicht zu vergeſſen, die bei der Unternemung auf Konſtantinopel und in den Kriegen umkamen, welche auf dieſe Staatsveränderung folgten, ſo wird man, ohne den Nordiſchen Kreuzzug und den Kreuzzug gegen die Albigenſer mitzurechnen, finden, daß mehr, als zwei Millionen Europäer im Orient ihr Grab gefunden haben.

Verſchiedne Länder wurden dadurch entvölkert und arm gemacht. Der Herr de **Joinville** ſagt ausdrüklich, er hätte den König **Ludwig** auf ſeinem zweiten Kreuzzuge nicht begleitet, weil er es nicht gekonnt, und der erſte Kreuzzug ſeine ganze Herrſchaft zu Grunde gerichtet hätte.

Des heiligen **Ludwig's** Löſegeld hatte achtmalhunderttauſend Goldmünzen (oder Byzantinen) gekoſtet, alſo ungefähr neun Millionen jeziger Münze. Wenn von den zwei Millionen Menſchen, welche in der Levante umkamen, jeder im Durchſchnitte nur hundert Franken mitgenommen hatte, ſo ſind das noch zweihundert Millionen Livres, welche verloren gingen. Die Genueſer, Piſaner und hauptſächlich die Venediger wurden daſelbſt reich; aber Frankreich, England und Teutſchland, erſchöpften ſich gänzlich.

Man ſagt, die Könige von Frankreich hätten bei dieſen Kreuzzügen gewonnen, weil der heilige **Ludwig**, durch Ankauf der verarmten Edelleute, ſeine Domänen vermehrte. Aber dies geſchah blos in den dreizehn Jahren ſeiner Anweſenheit durch ſeine gute Wirtſchaft.

Das einzige Gute, was ſeine Unternemungen hervorbrachten, war die Freiheit, welche ſich einige Städte von den Edelleuten erkauften. Die ſtädtiſche Verfaſſung erholte ſich ein wenig durch den Umſturz der Lehnsbeſizer. Da dieſe Gemeinen nun für ihre eigne Rechnung arbeiten und handeln konnten, ſo trieben ſie nach und nach Künſt' und Handlung, welche die Sklaverei unterdrükt hatte.

Unterdeſſen wurden die wenigen Halbchriſten, die ſich auf den Syriſchen Küſten aufhielten, bald ausgerottet, oder zu Knechten gemacht. Ptolemais, ihr vornemſter Zufluchtsort, der in der That weiter nichts war, als ein Schlupfwinkel von Räubern, die durch ihre Miſſethaten berüchtigt waren, konnte der Macht des Sultans Melekſeraph von Aegypten nicht widerſtehn. Er nam es im Jahr 1291 ein, und Tyrus und Sidon ergaben ſich ihm gleichfalls. Endlich war, gegen das Ende des zwölften

Jahrhunderts, von dieſen Auswanderungen der Chriſten, in Aſien keine Spur mehr ſichtbar.

Siebentes Kapitel.

Folgen der Einname von Konſtantinopel durch die Kreuzfahrer. Was damals das ſogenannte Griechiſche Kaiſerthum war.

Die Franzöſiſche Lehnsverfaſſung hatte, wie wir geſehn haben, viele Erobrer hervorgebracht. Ein Pair von Frankreich, und Herzog der Normandie, hatte England, ſo wie einige Edelleute Sicilien, unterjocht; und unter den Kreuzfahrern hatten Franzöſiſche Edelleute auf einige Zeit Antiochien und Jeruſalem beſeſſen. **Baudouin** endlich, Pair von Frankreich und Graf von Flandern, hatte Konſtantinopel erobert. Wir haben geſehn, wie die Muhammedaner in Aſien den flüchtigen Griechiſchen Kaiſern Nicäa einräumten. Dieſe Muhammedaner verbanden ſich ſogar mit den Griechen gegen die Franken und Lateiner, ihre gemeinſchaftliche Feinde, und während dieſer Zeit verhinderten die Einbrüche der Tatarn in Aſien und Europa die Muſulmanen, dieſe Griechen zu unterdrükken. Die Franken,

Bayeriſche Staatsbibliothek München

im Beſiz von Konſtantinopel, erwählten ihre Kaiſer, und die Päbſte beſtätigten ſie.

1216. **Pierre de Courtenai**, Graf von Auxerre, aus dem Hauſe Frankreich, ward nach ſeiner Erwählung von dem Pabſt **Honorius dem** III. in Rom gekrönt und geſalbt. Die Päbſte ſchmeichelten ſich damals, die Kaiſerkronen vom Orient und Occident zu vergeben. Wir haben geſehn, was für Recht ſie auf den Occident hatten, und wie viel Blut dieſe Anmaaſſung koſtete. Was den Orient betrift, ſo ſchränkte ſich alles auf Konſtantinopel und auf einen Theil von Thracien und Theſſalonien ein. Indeſſen behauptete der Lateiniſche Patriarch, ſo ſehr er auch dem Pabſt ergeben war, daß es nur ihm zukäme, ſeine Herren zu krönen, mittlerweile der bald zu Nicäa, bald zu Adrianopel reſidirende Patriarch den Lateiniſchen Kaiſer, ſamt dem Patriarchen dieſer Kirche, und den Pabſt ſelbſt, mit dem Bannfluch belegte. Mit dieſem Lateiniſchen Kaiſerthum zu Konſtantinopel hatte es ſo wenig zu bedeuten, daß **Pierre de Courtenai**, als er von Rom zurückkam, es nicht vermeiden konnte, den Griechen in die Hände zu fallen. Nach ſeinem Tode hatten ſeine Nachfolger grade nichts weiter, als die Stadt Konſtanti-

Bayerische Staatsbibliothek München

nopel mit ihrem Gebiet. Achaja ward von Franzoſen, und Morea von Venedigern be- 1218.
ſeſſen.

Das ehmals ſo reiche Konſtantinopel war ſo arm geworden, daß **Baudouin der** II. (es wird mir ſauer, ihn Kaiſer zu nennen) die Dornenkrone Jeſu Chriſti, ſeine Windeln, ſeinen Rok, ſein Barttuch, ſeinen Schwamm, und viele Stükken von dem wahren Kreuz, den Venedigern für etwas Geld verpfändete. Der heilige **Ludwig** löſte dieſe Pfänder von den Venedigern ein, und verſezte ſie in die heilige Kapelle zu Paris, nebſt andern Reliquien, welche mehr Beweiſe der Frömmigkeit, als der Alterthumskenntnis, ſind.

Man ſah dieſen **Baudouin den** II. im Jahre 1245. auf die Kirchenverſammlung zu Lyon kommen, auf welcher der Pabſt **Innocenz der** IV. den Kaiſer **Friedrich den** II. ſo feierlich in den Bann that. Er hielt daſelbſt vergeblich um die Hülfe eines Kreuzzuges an, und kam blos nach Konſtantinopel zurük, um zu ſehn, wie dieſe Stadt endlich wieder in die Hände der Griechen, ihrer rechtmäſſigen Beſizer, zurükfiel. **Michael Paläologus**, Kaiſer und Vormund des jungen Kaiſers **Laſkaris**, nam die Stadt durch

ein geheimes Verſtändnis wieder ein. **Bau-**
1261. **douin** entfloh endlich nach Frankreich, wo er von dem Gelde lebte, das er aus dem Verkauf ſeines Marquiſats Namur an den König **Ludwig den Heiligen** zog. So nam dieſes Kaiſerthum der Kreuzfahrer ein Ende.

Die Griechen brachten ihre Sitten wieder in ihr Kaiſerthum zurük. Die Gewohnheit, die Augen auszuſtechen, ward wieder eingeführt. **Michael Paläologus** zeichnete ſich gleich Anfangs dadurch aus, daß er ſeinen Mündel des Geſichts und der Freiheit beraubte. Man bediente ſich vormals eines dünnen Blechs von glühendem Metal; **Michael** brauchte ſiedenden Weineſſig dazu, und dieſe Gewohnheit erhielt ſich; denn die Mode herrſcht ſogar bei Verbrechen.

Paläologus ermangelte nicht, ſich von dieſer Grauſamkeit auf das feierlichſte von ſeinem Patriarchen und von ſeinen Biſchöfen abſolviren zu laſſen, welche, der Erzälung nach, bei dieſer Frömmigkeitsceremonie Thränen vergoſſen. **Paläologus** ſchlug ſich an die Bruſt, bat Gott um Vergebung, und hütete ſich wohl, ſeinen Mündel, der ſein Kaiſer war, aus dem Gefängnis loszulaſſen.

Wenn ich ſage, daß der Aberglaube mit den Griechen nach Konſtantinopel zurükkam, ſo will ich nur dasjenige zum Beweiſe anführen, was ſich im Jahr 1284 zutrug. Das ganze Reich war zwiſchen zwei Patriarchen getheilt. Der Kaiſer befal, daß jede Partei in der Sankt Sophienkirche Gott ein Verzeichnis ihrer Gründe überreichen ſollte, dieſe beiden Verzeichniſſe ſollten in ein geweihtes Kohlfeuer geworfen werden, und alsdann würde Gott ſich ſichtbarlich erklären. Aber der Wille Gottes gab keine nähere Erklärung von ſich, als daß er beide Papiere verbrennen lies, und die Griechen ihren fernern Kirchenſtreitigkeiten Preis gab.

Das Orientaliſche Kaiſerthum erlangte indeſſen wieder Kräfte. Griechenland war vor den Kreuzzügen zu demſelben hinzugekommen; aber es hatte beinahe ganz Kleinaſien und Syrien verloren. Nach den Kreuzzügen ward Griechenland davon getrennt, aber es blieb ihm etwas von Kleinaſien, und in Europa erſtrekte es ſich noch bis Belgrad.

Der ganze Ueberreſt dieſes Kaiſerthums war in den Händen neuer Nationen. Aegypten war ein Raub der Mammelukenmiliz geworden, die anfänglich aus Sklaven, und hernach aus Er-

obrern beſtand. Dies waren Soldaten, die man von den nördlichen Küſten des ſchwarzen Meeres zuſammengeraft hatte, und dieſe neue Art von Räuberei war zu den Zeiten der Gefangenſchaft **Ludwig's des Heiligen** eingeriſſen.

Das Kalifat war in dieſem dreizehnten Jahrhunderte ſeinem Ende nahe, mittlerweile **Konſtantin's** Kaiſerthum ſich zu dem ſeinigen neigte. Zwanzig neue Uſurpatoren zerriſſen von allen Seiten die von **Muhammed** geſtiftete Monarchie, indem ſie ſeine Religion annamen. Und endlich wurden die Babyloniſchen Kalifen, oder ſogenannte Abaſſiden, von der Familie des **Dſchingiskan** völlig ausgerottet.

So gab es alſo im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte auf der ganzen Halbkugel des Erdbodens eine ununterbrochne Folge von Verheerungen. Die Nationen ſtürzten ſich eine auf die andre mittelſt ungeheurer Auswanderungen, woraus nach und nach groſſe Reiche entſtanden ſind. Denn unterdeſſen daß die Kreuzfahrer über Syrien herfielen, untergruben die Türken die Araber, und endlich kamen die Tataren zum Vorſchein, welche ſich auf die Türken, Araber, Indier und Schineſen warfen. Dieſe von **Dſchingiskan** und ſeinen Söhnen angeführte Tatarn

gaben dem ganzen groſſen Aſien eine andre Geſtalt, mittlerweile Kleinaſien und Syrien für Franken und Saracenen ein ofnes Grab waren.

Achtes Kapitel.

Vom Orient und vom Dſchingiskan.

Auf jener Seite von Perſien, gegen den Gihon und den Oxus hin, hatte ſich von den Trümmern des Kalifats ein neues Reich gebildet. Wir nennen daſſelbe Karismien, oder Kuaresme, nach dem verſtümmelten Namen ſeiner Erobrer. Sultan **Muhammed** herrſchte daſelbſt am Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als die groſſe Ueberſchwemmung der Tataren ſo viel weitläufige Staaten verſchlang. **Muhammed der Karismine** herrſchte im Innern von Irak, welches das alte Medien iſt, bis jenſeit der Sogdiane, und weit hinein in das Land der Tataren. Er hatte ſeinen Staaten noch einen Theil von Indien hinzugefügt, und war einer der gröſſten Selbſtherrſcher in der Welt, erkannte aber immer den Kalifen an, auf deſſen Unkoſten er ſich gros machte, und dem nichts weiter übrig blieb, als Bagdad.

Ueber den Taurus und den Kaukaſus hinüber, an der öſtlichen Seite des Kaſpiſchen Meers, von der Wolga bis nach Schina, und im Norden bis an den kalten Erdgürtel, erſtrekken ſich jene ungeheure Länder der alten Scythen, welche ſich in der Folge nach dem Namen des Tatarkans, eines ihrer gröſſten Fürſten, Tataren nannten, und die wir auch ſo nennen. Dieſe Länder ſcheinen von undenklichen Zeiten her bevölkert zu ſein, ohne daß man daſelbſt faſt jemals Städte gebaut hat. Die Natur hat dieſen Völkern, wie den Arabiſchen Beduinen, einen Hang zur Freiheit und zum unſteten Leben eingeflöſſt, vermöge deſſen ſie immer die Städte für Gefängniſſe angeſehen haben, worinn die Könige, wie ſie ſagen, ihre Sklaven eingeſperrt halten.

Ihre unaufhörliche Streifereien, ihre aus Not mäſſige Lebensart, wenig Ruhe, die ſie, nur im Vorbeigehn, unter einem Zelt, oder auf einem Wagen, oder auf der Erde, genoſſen, machten aus denſelben ein Geſchlecht ſtarker, zu Mühſeligkeiten abgehärteter Menſchen, welche, wie die wilden Thiere, die ſich zu ſehr vermehren, ſich, weit von ihren Hölen, bald an den Palus Mäotis verſezten, von wo ſie im fünf-

ten Jahrhundert die Bewohner dieſer Gegenden vertrieben, die auf das Römiſche Reich losſtürzten; bald gegen Oſten und Süden nach Armenien und Perſien; bald nach Schina und gar bis nach Indien. So hat dieſer weitläufige Behälter unwiſſender und kriegriſcher Menſchen ſeine Fluten faſt über unſre ganze Halbkugel ausgegoſſen, und die von aller Kenntnis entblößten heutigen Bewohner dieſer Wüſteneien, wiſſen weiter nichts, als daß ihre Väter die Welt erobert haben.

Jede Horde, oder jeder Stamm vielmehr, hatte ſein Oberhaupt, und viele Oberhäupter vereinigten ſich unter einem Kan. Die dem Dalailama benachbarten Stämme beteten denſelben an, und dieſe Anbetung beſtand vornemlich in Erlegung eines kleinen Tributs. Die übrigen opferten Gott, ſtatt aller Anbetung, jährlich einmal einige Thiere. Man findet nicht, daß ſie der Gottheit jemals Menſchen geopfert, oder an ein ſo bösartiges und mächtiges Weſen, als der Teufel iſt, geglaubt haben. Bedürfniſſe, und die Thätigkeit eines herumſchweifenden Lebens, ſchüzten ſie auch vor manchem Aberglauben, der aus dem Müſſiggange entſpringt. Sie hatten keine andre Fehler, als die von roher

Wildheit und einer harten rauhen Lebensart unzertrennlich ſind, und dieſe Fehler ſelbſt machten ſie zu Erobrern.

Alles, was ich mit Gewisheit über den Urſprung der groſſen Staatsveränderung zuſammenbringen kann, welche dieſe Tataren im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte bewirkten, iſt dieſes, daß die Horden der Monguln, oder Mogoln, an der Oeſtlichen Seite von Schina, welche die beſten Eiſenminen im Beſiz hatten, dieſes Metal verarbeiteten, mit deſſen Hülfe man ſich diejenigen unterwirft, die alles Uebrige beſizen. **Dſchingiskan's** Grosvater, **Kalkan** oder **Gaſſarkan**, an der Spize dieſer beſſer als andre geübten und bewafneten Stämme, zwang verſchiedne ſeiner Nachbarn, ſeine Vaſallen zu werden, und ſtiftete eine Art von Monarchie, ſo wie ſie bei umherſchweifenden und des Jochs ungewohnten Völkern ſtatt finden kann. Sein Sohn, welchen die Europäiſchen Geſchichtſchreiber Piſuka nennen, befeſtigte dieſe aufkeimende Herrſchaft, und **Dſchingis** endlich verbreitete ſie über den gröſſten Theil des bekannten Erdbodens.

Es lag noch ein mächtiger Staat zwiſchen ſeinen und den Schineſiſchen Ländern. Dies

war das Reich eines Kan's, deſſen Voråltern dem umherſchweifenden Leben der Tatarn entſagt hatten, um, nach dem Beiſpiel der Schineſen, Stådte zu bauen. Er war ſogar in Europa bekannt, wo man ihn den Prieſter Johann zu nennen pflegte.

Der Ruf von ſeiner Hauptſtadt, welche in Aſien viel Aufſehns machte, hatte die Habſucht Armeniſcher Kaufleute angelokt, welche dem alten Glaubensbekenntniſſe des Neſtorius anhingen. Einige ihrer Mönche machten ſich mit ihnen auf den Weg, und, um ſich bei den Chriſtlichen Fürſten einzuſchmeicheln, welche damals in Syrien Krieg führten, ſchrieben ſie, daß ſie dieſen groſſen und mächtigſten Kan der Tatarn bekehrt, ihm den Namen Johann gegeben, und daß er ſogar verlangt hätte, zum Prieſter geweiht zu werden. Das iſt die Fabel, welche den Prieſter Johann in unſern alten Chroniken von den Kreuzzügen ſo berühmt gemacht hat.

Man ſuchte nachher den Prieſter Johann in Aethiopien, und gab dieſen Namen jenem Negerfürſten, der halb ſchiſmatiſcher Chriſt und halb Jude iſt. Indeſſen unterlag der Tatariſche Prieſter Johann in einer

Schlacht den Waffen des **Dſchingis.** Der Sieger bemächtigte ſich ſeiner Staaten, und lies ſich unter dem Namen **Dſchingiskan**, welcher König der Könige, oder Oberkan, bedeutet, zum oberſten Beherrſcher aller Tatariſchen Kans erwälen. Vorher war ſein Name **Temudſchin.** Die Tatariſchen Kans ſcheinen die Gewohnheit gehabt zu haben, gegen das Frühjahr Reichstage zuſammen zu berufen. Dieſe Reichstage hieſſen Kurilti. Wer weis, ob unſre allgemeine Ständeverſammlungen, oder volle Hofaſſembleen zu den Zeiten der Karolinger und Kapetinger nicht einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben?

Dſchingiskan machte in dieſer Verſammlung bekannt, daß man nur einen Gott glauben, und Niemanden ſeiner Religion wegen verfolgen müſſte. Ein ſichrer Beweis, daß ſeine Vaſallen nicht alle einerlei Glauben hatten! Die Kriegszucht ward auf das ſtrengſte eingeführt. Unter den Generalen ſtanden Befelshaber über zehn, über hundert, über tauſend und über zehntauſend Mann, und allen wurden Pflichten vorgeſchrieben, welche alle Tage erfüllt werden muſſten. Wer nicht in den Krieg zog, muſſte wöchentlich einen Tag in den Dienſten des groſſen

Kan's arbeiten. Der Ehebruch ward um ſo ſtrenger verboten, da die Vielweiberei erlaubt war. Nur in einer Katariſchen Provinz behielt man die Erlaubnis, ſeine Weiber ſeinen Gäſten anzubieten. Zauberei ward ausdrüklich bei Lebensſtrafe verboten. Wir haben geſehn, daß **Karl der Groſſe** nur Geldſtrafen darauf ſezte. Aber es erhellet daraus, daß die Teutſchen, die Franken und die Tataren, ohne Unterſchied an die Macht der Zaubrer glaubten. **Dſchingiskan** ſezte in dieſer groſſen Verſammlung barbariſcher Fürſten eine Triebfeder in Bewegung, welche man in der Geſchichte unſrer Welt oft angewendet findet. Ein Prophet nemlich weiſſagte dem **Dſchingiskan**, daß er Herr des ganzen Erdbodens werden würde, und ſeine Vaſallen munterten ſich dazu auf, dieſe Prophezeihung wahr zu machen.

Der Schineſiſche Schriftſteller, welcher **Dſchingiskan's** Eroberungen beſchrieben, und den der Pater Gaubil überſezt hat, verſichert, daß ſeine Tataren von der Kunſt zu ſchreiben nicht die mindeſte Kenntnis hatten. Dieſe Kunſt war immer den Ländern von Archangel an bis jenſeits der groſſen Mauer, ſo wie auch den Celten, Britanniern, Germaniern, Skandinaviern,

und allen Völkern von Afrika jenſeits dem Berge Atlas, unbekannt geblieben. Die Kunſt, alle Sprachtöne und alle Gedanken der Seele, der Nachkommenſchaft mitzutheilen, iſt eine von den hohen verfeinerten Erfindungen der ſchon vervollkommneten Geſellſchaft, die nur einigen höchſt policirten Nationen bekannt ward, und auch bei dieſen Nationen nie in allgemeinen Gebrauch kam. Die Katariſchen Geſeze wurden mündlich und ohne die allergeringſte Darſtellungszeichen bekannt gemacht, wodurch ihnen ein unvergängliches Andenken hätte verſchaft werden können. So gab **Dſchingis** ein neues Geſez, welches ſeine Soldaten zu Helden umſchaffen ſollte. Er verordnete Todesſtrafe für diejenigen, welche in der Schlacht von ihren Kameraden zu Hülfe gerufen würden, ſtatt aber zu kommen die Flucht ergriffen. Er bezwang bald alle Länder zwiſchen der Wolga und der Schineſiſchen Mauer, und grif endlich das alte Reich an, das damals Katai hies. Er eroberte Kambalu, die Hauptſtadt des Nördlichen Katai. Dies iſt dieſelbe Stadt, die wir heutiges Tages Peking nennen. Als Oberherr der Hälfte von Schina, trieb er ſeine Eroberungen bis in das Innerſte von Korea.

Die Einbildungskraft müſſiger Köpfe, wenn ſie ſich auch in romantiſchen Erdichtungen erſchöpft, reicht nicht ſo weit, ſich vorzuſtellen, daß ein Fürſt aus dem Innern von Korea, welches die öſtlichſte Spize unſres Erdbodens ausmacht, den Krieg ſollte bis nach Perſien und Indien treiben können. Und das that **Dſchingiskan.**

Der Kalife **Naſſer** von Bagdad rief ihn unvorſichtigerweiſe zu Hülfe. Die damaligen Kalifen, wie wir ſchon geſehn haben, waren eben das, was die unthätigen Könige von Frankreich unter der Tyrannei der *Majorum Domus* waren. Die Türken waren die *Majores Domus* der Kalifen.

Der Sultan **Muhammed**, von dem vorhin erwähnten Geſchlecht der Karisminen, war Herr von beinahe ganz Perſien. Das immer ſchwache Armenien bezalte ihm Tribut. Der Kalif **Naſſer**, dem dieſer **Muhammed** endlich auch den Schatten von Würde nemen wollte, der ihm noch übrig geblieben war, rief den **Dſchingiskan** nach Perſien.

Der Tatariſche Erobrer war damals ſechzig Jahr alt, und wuſſte, wie es ſcheint, eben ſo gut zu regieren, als zu ſiegen. Sein Leben iſt einer von den Beweiſen, daß es keinen groſſen

Erobrer giebt, der nicht zugleich ein Meiſter in der Staatskunſt ſein ſollte. Ein Erobrer iſt ein Mann, deſſen Kopf ſich fremder Arme mit glük- licher Geſchiklichkeit zu bedienen weis. **Dſchin- gis** beherrſchte den eroberten Theil von Schina ſo geſchikt, daß ſich derſelbe in ſeiner Abweſen- heit nicht empörte, und wuſſte ſeine Familie ſo gut zu regieren, daß ſeine vier Söhne, die er zu ſeinen vier Unterbefelshabern ernannte, ihm mit wahrem Wetteifer dienten, und die Werk- zeuge ſeiner Siege waren.

Unſre Schlachten in Europa ſcheinen nur leichte Scharmüzel zu ſein, wenn man ſie mit jenen Schlachten vergleicht, welche zuweilen Aſien mit Blut gefärbt haben. Der Sultan **Muhammed** marſchiert, jenſeit dem Flus Jaxartes, bei der Stadt Otrar, mit viermal- hunderttauſend Mann gegen den **Dſchingis**, und ſtöſſt auf den unermeslichen Ebnen, jenſeit dieſer Stadt, im zweiundvierzigſten Grade der Breite, auf die Tatariſche Armee von ſiebenmal- hunderttauſend Mann, unter der Anführung des **Dſchingis** und ſeiner vier Söhne. Die Muhammedaner wurden geſchlagen, und Otrar eingenommen. Man bediente ſich des Mauer- brechers, oder ſogenannten Widders bei der Be-

lagerung

lagerung, und dieſe Kriegsmaſchine ſcheint, ſo wie Pfeil und Bogen, eine natürliche Erfindung faſt aller Völker zu ſein.

Von dieſen gegen das andere Ufer des Oxus gelegnen Ländern rükt der Sieger nach Bokara vor, eine Stadt, die ihrer groſſen Handlung und ihrer Zeugmanufakturen wegen berühmt war, hauptſächlich aber wegen der Wiſſenſchaften, welche die Türkiſchen Sultane von den Arabern gelernt hatten, und welche in Bokara und Samarkand getrieben wurden. Der Kan **Abulgaſi**, von welchen wir die Geſchichte der Tatarn haben, verſichert ſogar, daß Bokar in der Tatariſchmongoliſchen Sprache gelehrt bedeutet, und daß von dieſer Sprachableitung, wovon heut zu Tage keine Spur mehr übrig iſt, die Stadt den Namen Bokara bekommen hat. Der Tatar legte ſie in die Aſche, nachdem er ſie gebrandſchazt hatte, ſo wie Perſepolis von **Alexander dem Groſſen** verbrannt worden war. Aber die Morgenländer, welche **Dſchingiskan's** Geſchichte geſchrieben haben, ſagen, er wollte dadurch ſeine Geſandten rächen, welche der Sultan vor dieſem Kriege wollte umbringen laſſen. Wenn auch **Dſchingis** einige Entſchul-

digung finden könnte, ſo giebt es doch keine für **Alexander'n.**

Alle dieſe Gegenden gegen Morgen und Mittag des Kaſpiſchen Meeres wurden bezwungen, und der Sultan **Muhammed**, der von Provinz zu Provinz flüchtete, und ſeine Schäze und ſein Unglük überall mit ſich umherſchleppte, ſtarb von allen den Seinigen verlaſſen.

Endlich drang der Erobrer bis zum Fluſſe Indus vor, und unterdeſſen, daß die eine ſeiner Armeen Hindoſtan bezwang, unterjochte die andre unter einem ſeiner Söhne alle Provinzen in Süden und Weſten des Kaſpiſchen Meeres, Koraſſan, Irak, Schirwan und Aran. Sie ging durch die eiſernen Pforten, in deren Nachbarſchaft **Alexander** die Stadt Derbent gebaut haben ſoll. Dies iſt auf dieſer Seite der einzige Durchgang von dem obern Aſien über die ſteilen und unwegſamen Berge des Kaukaſus. Von da marſchirte dieſe überall ſiegreiche Armee längs der Wolga nach Moſkau zu, und verheerte Rusland. Thier' und Menſchen, alles ward getödtet oder gefangen und zu Sklaven gemacht.

Mit dieſer Beute beladen ging ſie wieder über die Wolga und kehrte, durch den Nordoſt des Kaſpiſchen Meers, zum **Dſchingiskan** zu-

rük. Kein Reiſender hatte, wie man ſagt, dieſes Meer umreiſt, und dieſe Truppen waren die erſten, welche einen ſolchen Zug durch unbebaute Ländereien unternamen, die Niemanden zugänglich waren, als nur Tataren, weil dieſe weder Zelte, noch Mundvorrat, noch Gepäk brauchten, ſondern ſich von dem Fleiſch ihrer vor Alter geſtorbnen Pferde, ſo gut, als von dem Fleiſche andrer Thiere, nährten.

So ward alſo die Hälfte von Schina und die Hälfte von Hindoſtan, faſt ganz Perſien bis an den Euphrat, die Grenzen von Rusland, Kaſan, Aſtrakan und die ganze groſſe Tatarei, binnen achtzehn Jahren, vom **Dſchingiskan** unter das Joch gebracht. Es iſt gewis, daß der Theil von Tibet, welchen der groſſe Lama beherrſcht, ganz von ſeinen Staaten umringt lag, und daß dieſer Prieſter gar nicht vom **Dſchingiskan** beunruhigt ward, der viele Anbeter dieſes menſchlichen Abgottes in ſeinem Heere hatte. Alle Erobrer haben immer die Häupter der Religionen geſchont, theils weil dieſe Häupter ihnen ſchmeichelten, theils weil die Unterwerfung des Prieſters, die Unterwerfung des Volks nach ſich zieht.

Bei ſeiner Rükkehr aus Indien nach Perſien und das alte Sogdiana, machte er in der Stadt Tonkat, nordoſtwärts vom Fluſſe Jaxartas, als im Mittelpunkte ſeiner weitläuftigen Staaten, Halt. Seine überall ſiegreiche Söhne, ſeine Feldherren und alle tributbare Fürſten, überlieferten ihm die Schäze Aſien's. Er beſchenkte damit ſeine Soldaten, die dieſe Art von Ueberflus erſt durch ihn kennen lernten. Daher kommt es, daß die Ruſſen heut zu Tage oft goldne und ſilberne Zierraten und andre Beweiſe des Luxus auf den wilden Feldern der Tatarei vergraben finden. Das iſt alles, was von ſo viel Räubereien und Erbeutungen noch übrig iſt.

Er hielt auf die Ebnen von Tonkat einen groſſen triumphirenden Landtag, der eben ſo prächtig war, als jener erſte, der ihm ſo viel Siege vorbereitete, kriegriſch geweſen war. Man ſah auf demſelben Tatariſche Barbarei mit Aſiatiſchem Luxus vereinigt. Alle Kans und ihre Vaſallen, als Mitgenoſſen ihrer Siege, ſaſſen auf alten Scythiſchen Wagen, die noch heut zu Tage, ſogar bei den Krimiſchen Tatarn, in Gebrauch ſind. Aber dieſe Wagen waren mit den köſtlichen Zeugen, dem Golde und den Edelgeſteinen ſo vieler überwundnen Völker bedekt.

Einer von Dſchingis Söhnen machte ihm auf dieſem Reichstage ein Geſchenk mit hunderttauſend Pferden. Auf dieſer Generalverſammlung der Aſiatiſchen Landſtände empfing er die Huldigung von mehr als fünfhundert Geſandten der eroberten Länder.

Von dort eilte er, ein groſſes Land auf den Grenzen von Schina, welches Tangut hies, wieder zum Gehorſam zurükzubringen. Er wollte, in einem Alter von etwa ſiebzig Jahren, die Erobrung des groſſen Reichs Schina, dieſen liebſten Gegenſtand ſeines Ehrgeizes, vollenden. Allein eine tödliche Krankheit ergrif ihn in ſeinem Lager auf dem Wege nach dieſem Lande, etliche Meilen von der groſſen Mauer.

Nie hat irgend ein Mann, weder vor noch nach ihm, mehrere Völker unterjocht. Er hatte mehr als achtzehnhundert Meilen von Oſten gegen Weſten, und mehr als tauſend von Norden gegen Süden, erobert. Aber ſeine Eroberungen waren nichts, als Zerſtörung und wenn man Bokara und zwei oder drei andre Städte ausnimmt, deren Ruinen er wieder aufzubauen erlaubte, ſo war ſein ganzes Reich, von Rusland's Grenzen bis an die Grenzen von Schina, eine wahre Stäte der Zerſtörung. Schina ward

weniger verheert, weil von allem, was er nach der Eroberung von Peking angrif, ihm nicht widerſtand. Er theilte vor ſeinem Tode ſeine Staaten unter ſeine vier Söhne, und jeder derſelben war einer der mächtigſten Könige des Erdbodens.

Man verſichert, daß viele Menſchen auf ſeinem Grabe gewürgt wurden, und daß man dieſes bei dem Tode ſeiner in der Tatarei herrſchenden Nachfolger immer ſo gehalten habe. Dies iſt eine alte Gewohnheit der Scythiſchen Fürſten, die man ſeit Kurzem auch bei den Negern zu Kongo eingeführt gefunden hat, und die eine der allergrauſamſten auf Erden iſt. Man behauptet, daß die Hausgenoſſen der Tatariſchen Kans eine vorzügliche Ehre darin ſuchten, mit ihren Herren zu ſterben, und daß ſie ſich um die Ehre ſtritten, mit denſelben begraben zu werden. Wenn dieſe Schwärmerei allgemein, und der Tod in den Augen dieſer Völker ſo unbedeutend war, ſo waren ſie ganz eigentlich dazu gemacht, die andern Nationen unter das Joch zu bringen. Die Tatarn, deren Bewunderung für **Dſchingiskan** ſich verdoppelte, als ſie ihn nicht mehr ſahen, kamen auf den Einfall, daß er nicht entſtanden wäre, wie andre Menſchen, ſondern,

daß ſeine Mutter ihn mit alleiniger Hülfe eines himmliſchen Einfluſſes empfangen hätte; grade als wenn die Schnelligkeit ſeiner Eroberungen nicht Wunders genug wäre. Wenn man dergleichen Menſchen ein übernatürliches Weſen zum Vater geben müſſte, ſo müſſte man auch vorausſezen, daß es ein menſchenfeindliches Weſen wäre.

Die Griechen, und nach ihnen die Aſiaten, hatten oft ihre Vertheidiger und ihre Geſezgeber, ja ſelbſt räubriſche Erobrer, Götterſöhne genannt. In allen finſtern und unaufgeklärten Zeiten iſt man gegen diejenigen, welche das menſchliche Geſchlecht unterrichteten, oder es unterdrükten, mit der Vergötterung verſchwendriſch freigebig geweſen.

Die Kinder dieſes Erobrers erweiterten noch die Herrſchaft, welche ihr Vater hinterlaſſen hatte. **Oktai**, und bald nachher **Koblaikan**, **Oktai's** Sohn, vollendeten die Eroberung von Schina. Dies iſt eben der **Koblai**, welchen **Marko Paolo** um das Jahr 1260 ſahe, als er mit ſeinem Bruder uud mit ſeinem Oheim in die Länder eindrang, deren Name ſogar damals unbekannt war, und die er K a t a i nennt. Europa, wo dieſer **Marko Paolo** dadurch berühmt

iſt, daß er durch die von **Dſchingiskan** und ſeinen Söhnen unterjochten Länder reiſte, wuſſte lange Zeit nichts, weder von dieſen Staaten, noch von ihren Ueberwindern.

Zwar ſchikte der Pabſt Innocenz der IV. im Jahr 1246 einige Franziſkaner in die Tatarei; aber dieſe Mönche, die ſich mit dem Geſandtentitel brüſteten, bekamen nicht viel zu ſehn, wurden auf das verächtlichſte behandelt, und ſchaften nicht den geringſten Nuzen.

Man wuſſte ſo wenig von demjenigen, was in dieſem weitläufigen Theile der Welt vorging, daß ein Betrüger, Namens **David**, dem heiligen **Ludwig** in Syrien die Lüge aufheftete, er käme zu ihm im Namen des groſſen Tatarkans, welcher ſich zur Chriſtlichen Religion bekehrt hätte. Der heilige **Ludwig** ſchikte den Mönch **Rubruquis** im Jahr 1258 in dieſe Länder, um ſich zu erkundigen, was an der Geſchichte wahr wäre. Aus **Rubruquis** Bericht erhellet, daß ihn **Dſchingiskan's** Enkel, der in Schina regierte, vor ſich kommen lies. Aber was für Aufſchlüſſe kann man von einem Mönch bekommen, der bei Völkern, deren Sprache ihm unbekannt war, blos reiſt, und nicht einmal Gelegenheit hatte, dasjenige, was er ſah, recht zu

betrachten? Er brachte von ſeiner Reiſe nichts mit, als viele falſche Begriffe und einige unbedeutende Wahrheiten.

Zu eben der Zeit alſo, da die Chriſtlichen Fürſten und Barone das Königreich Neapel, Griechenland, Syrien und Aegypten mit Blute düngten, ward Aſien von den Tatarn verheert. Beinahe unſre ganze Halbkugel muſſte zugleich leiden.

Die im dreizehnten Jahrhunderte in der Tatarei reiſenden Mönche haben geſchrieben, daß **Dſchingis** und ſeine Söhne ihre Tatarn deſpotiſch beherrſchten. Aber iſt es wohl glaublich, daß Erobrer, welche ſich bewafnet hatten, um mit ihrem Oberhaupte die Beute zu theilen, daß nervichte, freigeborne, umherſchweifende Menſchen, die gewohnt waren, im Winter auf dem Schnee und im Sommer im Morgenthau zu liegen, ſich durch ihre auf ofnem Felde erwählte Anführer hätten behandeln laſſen, wie die Pferde, die ihnen zum Fortkommen und zur Nahrung dienten? Dies iſt nicht der Inſtinkt der Nordiſchen Völker. Die Alanen, die Hunnen, die Gepiden, die Türken, die Gothen, die Franken, waren alle Gefährten, aber nicht Sklaven, ihrer barbariſchen Oberhäupter. Der Deſpo⸗

tiſmus entſtand erſt mit der Zeit; denn er entſpringt aus dem Kampfe des Geiſtes der Herrſchſucht gegen den Geiſt der Unabhängigkeit. Das Oberhaupt hat immer mehr Mittel zu unterdrükken, als ſeine Gefährten haben, zu widerſtehen, und das Geld macht vollends den unumſchränkten Gebieter.

Der Mönch Plan Karpin, welcher im Jahr 1243 von dem Pabſt Innocenz dem IV. nach Carocorum, der damaligen Hauptſtadt der Tatarei geſchikt ward, und der Krönung eines Sohns des groſſen Kans Oktai beiwohnte, erzält, daß die vornemſten Tatarn dieſen Kan auf das Stük eines Balkens niederſezten, und zu ihm ſagten: Ehre die Groſſen, ſei gerecht und gutthätig gegen Jederman, ſonſt wirſt Du ſo elend werden, daß Du nicht einmal den Balken Dein nennen kannſt, auf welchem Du ſizeſt. Das ſind eben nicht Worte eines ſklaviſchen Hofſchranzen.

Dſchingis bediente ſich des Rechts, welches alle Orientaliſche Fürſten von jeher gehabt haben, und welches mit dem Rechte aller Familienhäupter nach Römiſchen Rechten übereinkommt, ſeine Erben ſelbſt zu wählen, und Thei-

lung mit den Kindern zu halten, ohne auf die Erſtgeburt Rükſicht zu nemen. Er erklärte zum groſſen Tatarkan ſeinen dritten Sohn **Oktai**, deſſen Nachkommenſchaft, bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im nördlichen Schina regierte. Die Gewalt der Waffen hatte die Tatarn dort eingeführt; Religionsſtreitigkeiten jagten ſie von dannen. Die Prieſter des Lama wollten die Bonzen vertilgen. Dieſe hezten den Pöbel auf. Die Prinzen von Schineſiſchem Geblüt machten ſich dieſe geiſtliche Zwietracht zu Nuze, und jagten endlich ihre Beherrſcher weg, die durch Ueberflus und Ruhe weichlich geworden waren.

Ein andrer Sohn **Dſchingiskan's**, Namens **Tuſchi**, bekam Turcheſtan, Baktrien, das Königreich Aſtrakan und das Land der Usbeken. Der Sohn dieſes **Tuſchi** verheerte Pohlen, Dalmatien, Ungarn und die Gegend um Konſtantinopel. Er hies **Batukan**. Von ihm ſtammen in grader männlicher Linie die Krimiſchen Fürſten und die Usbekiſchen Kans ab, welche heut zu Tage die wahre Tatarei gegen Norden und Oſten des Kaſpiſchen Meeres bewohnen. Sie beherrſchen das mitternächtige Baktrien, führen aber in dieſen ſchönen Ländern ein bloſſes

Vagabundenleben, und verheeren das Land, worin ſie wohnen.

Tuti, oder **Tuli**, ein andrer Sohn **Dſchingiskan's**, bekam Perſien bei Lebzeiten ſeines Vaters. Dieſes **Tuti's** Sohn, Namens **Hulaku**, ging über den Euphrat, über welchen **Dſchingiskan** nicht gekommen war. Er zerſtörte auf immer das Reich der Kalifen in Bagdad, und unterwarf ſich einen Theil von Kleinaſien, oder Natolien, unterdeſſen daß die natürlichen Herren dieſes ſchönen Theils des Konſtantinopoliſchen Reichs durch die Chriſtlichen Kreuzfahrer aus ihrer Hauptſtadt verjagt wurden.

Noch ein Sohn, Namens **Zagatai**, bekam das Land jenſeits dem Oxus, Kandahar, das nördliche Indien, Kaſchemir und Tibet; und alle Abkömmlinge dieſer vier Monarchen behaupteten ihre durch Räubereien erworbne Monarchien noch eine Zeitlang durch ihre Waffen.

Wenn man dieſe weitreichende und ſchnelle Erbeutungen mit demjenigen vergleicht, was ſich zu unſern Zeiten in unſerm Europa zuträgt, ſo wird man einen erſtaunlichen Unterſchied bemerken. Unſre Feldherren, welche die Kriegskunſt unendlich beſſer verſtehn, als die **Dſchingiskane**, und ſo viel andre Erobrer; unſre Ar-

meen, wovon ein Detaſchement mit einigen Kanonen alle dieſe Horden von Hunnen, Alanen und Scythen, auseinandergeſprengt hätte, können heut zu Tage in ihren glänzendſten Feldzügen kaum etliche Städte wegnemen. Dies kommt daher, weil damals gar keine Kunſt herrſchte, und Stärke allein das Schikſal der Welt entſchied.

Dſchingis und ſeine Söhne, die von Eroberung zu Eroberung fortſchritten, glaubten, daß ſie den ganzen bewohnten Erdboden unterjochen würden. Mit dieſem Vorſaze ſchikt von der einen Seite **Koblai**, der Beherrſcher von Schina, eine Armee von hunderttauſend Mann auf tauſend Schiffen, die man Jonken nannte, ab, um Japan zu erobern, und von der andern Seite dringt **Batukan** bis an die Grenzen Italien's vor. Der Pabſt Cöleſtin der IV. ſchikte demſelben vier Mönche entgegen, als die einzigen Geſandten, welche ſich zu einem ſolchen Auftrage bequemen konnten. Bruder Aſſelini berichtet, daß er nur einem der Tatariſchen Hauptleute ſei vorgeſtellt worden, welcher ihm folgenden Brief an den Pabſt mitgab.

Wenn Du auf dem Lande bleiben willſt, ſo komm und huldige uns.

Wenn Du nicht gehorchſt, ſo wiſſen wir wohl, was daraus entſtehn wird. Schikk' uns neue Deputirten, und las uns ſagen, ob Du willſt unſer Vaſall, oder unſer Feind ſein.

Man hat an **Karl'n den Groſſen** getadelt, daß er ſeine Staaten theilte, am **Dſchingiskan** mus man es loben. **Karl's des Groſſen** Staaten lagen dicht beiſammen, hatten ungefähr einerlei Geſeze, waren einerlei Religion zugethan, und konnten von einem einzelnen Menſchen beherrſcht werden. **Dſchingiskan's** Länder waren ungleich weitläufiger, von Wüſteneien durchſchnitten, unter verſchiedne Religionen vertheilt, und konnten nicht lange unter einerlei Zepter ſtehen.

Inzwiſchen ward dieſe, um das Jahr 1220 geſtiftete weitläufige Macht der Mogoliſchen Tatarn von allen Seiten geſchwächt, bis **Timurlenk**, mehr als hundert Jahre nachher, in Aſien eine Univerſalmonarchie errichtete, welche aber auch wieder getheilt ward.

Dſchingiskan's Dynaſtie in Schina dauerte lange unter dem Namen Iven fort. Es iſt glaublich, daß die Sternkunde, wodurch die Schineſer ſo berühmt geworden waren, be

dieſer Staatsveränderung ziemlich in Verfall kam; den man findet zu der Zeit nichts, als Muhammedaniſche Sternkundige in Schina, und dieſe ſind faſt immer im Beſiz geweſen, den Kalender einzurichten, bis die Jeſuiten hinkamen. Dies iſt vielleicht der Grund der Mittelmäſſigkeit, worinn die Schineſer geblieben ſind.

Das iſt alles, was wir von den Tatarn in dieſen entfernten Zeiten zu wiſſen nötig haben. Es giebt da kein bürgerliches und kein kanoniſches Recht, keine Trennung zwiſchen Thron und Altar, und zwiſchen Gerichtshöfen, keine Kirchenverſammlungen, keine Univerſitäten, nichts von allem dem, wodurch die Geſellſchaft bei uns vervollkommnet oder überladen worden iſt. Die Tatarn gingen um das Jahr 1212 von ihren Wüſteneien aus, und hatten um das Jahr 1236 die Hälfte unſrer Halbkugel erobert. Das iſt ihre ganze Geſchichte.

Wir wollen uns nun wieder zum Occident wenden und ſehn, was im dreizehnten Jahrhunderte in Europa vorging.

Neuntes Kapitel.

Von dem Könige beider Sicilien, **Karl von Anjou.** Von **Manfred, Konradin** und der Sicili≈ſchen Veſper.

In der Zeit, da die groſſe Staatsveränderung der Tataren ihren Schritt fortging, da **Dſchin≈giskan's** Söhne und Enkel den gröſſten Theil der Welt unter ſich theilten, da die Kreuzzüge noch immer fortdauerten, und **Ludwig der Heilige** unglüklicherweiſe ſeinen lezten veranſtal≈tete, nam das berühmte Schwäbiſche Kaiſer≈haus auf eine damals noch unerhörtr Weiſe ein Ende. Der lezte Reſt ſeines Blutes flos auf dem Schavott.

Der Kaiſer **Friedrich der** II. war zu glei≈cher Zeit der Kaiſer, der Vaſall und der Feind der Päbſte geweſen. Er trug von ihnen die Kö≈nigreiche Neapel und Sicilien zu Lehn. Sein Sohn **Konrad der** IV. ſezte ſich in den Beſiz dieſes Königreichs. Ich kenne keinen Schrift≈ſteller, der nicht verſicherte, daß dieſer **Kon≈rad** von ſeinem Bruder Manfred, oder Mainfried, einem unechten Sohne **Frie≈drich's des** II, ſei vergiftet worden; aber ich

kenne

kenne auch keinen einzigen, der davon den geringſten Beweis beibringt.

Eben dieſer Kaiſer **Konrad der** IV. war beſchuldigt worden, ſeinen Bruder **Heinrich** vergiftet zu haben. Man findet zu allen Zeiten den Verdacht der Vergiftungen allgemeiner, als die Vergiftungen ſelbſt.

Dieſe Lehnspflicht, die man dem Römiſchen Hofe, wegen der Königreiche Neapel und Sicilien leiſtete, war eine der Unglüksquellen für dieſe Länder, für die des Schwäbiſchen Kaiſerhauſes, und für die des Hauſes Anjou, welches elendiglich unterging, nachdem es die rechtmäſſigen Erben beraubt hatte. Dieſe Lehnspflicht war anfänglich, wie wir geſehn haben, eine bloſſe andächtige und ſchlaue Ceremonie der Normänniſchen Erobrer, welche, wie ſo manche andre Fürſten, ihre Staaten unter den Schuz der Kirche gaben, um, wo möglich, durch Exkommunikationen diejenigen in Zaum zu halten, die ihnen das, was ſie geraubt hatten, wieder abnemen wollten. Aus dieſem freiwilligen Erbieten machten die Päbſte bald eine Huldigung, und ſie, die nicht einmal in Rom unumſchränkt regierten, waren Oberlehnsherren beider Sicilien.

Der Kaiſer **Friedrich der** II. hinterlies Neapel und Sicilien in dem blühendſten Zuſtande. Eingeführte weiſe Geſeze, neuerbauete Städte, das verſchönerte Neapel, Künſt' und Wiſſenſchaften in Flor, waren die Denkmäler, die er ſich errichtet hatte. Dieſes Königreich gebührte ſeinem Sohne, dem Kaiſer **Konrad.** Man weis nicht recht, ob **Manfred**, den wir **Mainfroi** nennen, **Friedrich's des** II. rechtmäſſiger oder unechter Sohn war. Der **Kaiſer** ſcheint ihn in ſeinem Teſtamente als ſeinen rechtmäſſigen Sohn zu betrachten. Er vermacht ihm Tarent und verſchiedne andre Fürſtenthümer zur unumſchränkten Beherrſchung. Er ſezt ihn während **Konrad's** Abweſenheit zum Regenten des Königreichs, und erklärt ihn zum Nachfolger deſſelben, wenn **Konrad** und **Heinrich** ohne Kinder ſterben ſollten; bis dahin ſcheint alles ganz friedlich abzulaufen. Aber die Italiener gehorchten dem Teutſchen Geblüt nicht anders, als wider Willen; die Päbſte haſſten das Schwäbiſche Haus, und wollten es aus Italien verjagen; und die Guelfen und Ghibellinen beſtanden in ihrer ganzen Kraft, von einem Ende Italien's bis zum andern.

Der berüchtigte Pabſt **Innocenz der** IV, der zu Lyon den Kaiſer **Friedrich den** II. abgeſezt, das heiſſt, ſich unterſtanden hatte, ihn für abgeſezt zu erklären, behauptete aus allen Kräften, daß die Kinder eines Exkommunizirten ihren Vater nicht beerben könnten.

Innocenz eilte alſo von Lion weg, um an den Grenzen von Neapel die Baronen aufzuhezen, daß ſie den **Manfred**, oder **Mainfroi**, nicht gehorchen ſollten. Dieſer Biſchof ſtritt blos mit den Waffen der Meinungen, oder des Aberglaubens; aber wir haben ſchon geſehn, wie gefährlich dieſe Waffen waren. **Manfred** ſezte Mistrauen in ſeine andächtige, aufrühriſche und dem Schwäbiſchen Geblüt abgeneigte Baronen. In Apulien wohnten noch Saracenen. Sein Vater, Kaiſer **Friedrich der** II, hatte immer eine Hauptwacht gehabt, die aus ſolchen Muhammedanern beſtand. Die Stadt Lucera, oder Nocera, war mit dieſen Arabern angefüllt, und ward daher Lucera de Pagani, oder die Stadt der Heiden, genannt. Dieſen von den Italienern ihnen beigelegten Namen verdienten die Muhammedaner bei weitem nicht. Nie war ein Volk von demjenigen entfernter, was wir ganz uneigentlich das Heidenthum

nennen; nie hing es ſtärker an der unvermiſch-ten Einheit Gottes. Aber der Ausdruk Heiden hatte **Friedrich den** II, der Araber bei ſeiner Armee in Dienſte genommen hatte, verhaſſt gemacht, und machte den **Manfred** noch verhaſſter; **Manfred** indeſſen, mit Hülfe ſeiner Muhammedaner, erſtikte den Aufruhr und hielt das ganze Königreich im Zaum, die Stadt Neapel ausgenommen, welche den Pabſt **Innocenz** für ihren einzigen Herrn anerkannte.

Dieſer **Pabſt** behauptete, beide Sicilien wären ihm zugefallen, und gehörten ihm mit Recht, und zwar in Kraft der Worte, die er ausgeſprochen, als er auf der Kirchenverſammlung zu Lyon **Friedrich den** II. und ſein Geſchlecht abgeſezt hatte. Der Kaiſer Konrad erſcheint nun, und will ſein Erbtheil vertheidigen. Er nimmt ſeine Stadt Neapel mit ſtürmender Hand ein. Der **Pabſt** entflieht nach ſeinem Vaterlande Genua, und nimmt daſelbſt keinen andern Entſchluss, als daß er das Königreich dem Prinzen **Richard**, Bruder des Königs **Heinrich's des** III. von England, anbietet, einem Prinzen, der nicht im Stande war, zwei Schiffe auszurüſten, und der dem heiligen Vater ſein gefärliches Geſchenk zurükgab.

Die unvermeidlichen Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Teutſchen Könige **Konrad** und dem Italiener **Manfred**, dienten dem Römiſchen Hofe beſſer, als die Staatskunſt und die Exkommunikationen des Pabſtes. **Konrad** ſtarb, und man behauptete, wie ich ſchon geſagt habe, er wäre vergiftet worden. Der Päbſtliche Hof half dieſem Argwohn Glauben zu verſchaffen. **Konrad** hinterlies ſeine Neapolitaniſche Krone einem zehnjährigen Kinde, dem unglüklichen **Konradin**, den wir ein ſo tragiſches Ende werden nemen ſehn. **Konradin** befand ſich in Teutſchland. **Manfred** war ſehr ehrgeizig. Er ſprengte das Gerücht aus, **Konradin** wäre todt, und lies ſich, im Fall **Konradin** lebte, als Verweſer, und im Fall dieſer Kaiſerſohn nicht mehr vorhanden wäre, als König huldigen.

Innocenz hatte in dem Königreiche immer die dem Kaiſerlichen Hauſe ſo gehäſſige Partei der Guelfen, und ſeine Exkommunikationen, vor ſich. Er erklärte ſich ſelbſt zum Könige beider Sicilien, und gab Belehnungen. So waren denn endlich, in dieſem von Normänniſchen Edelleuten eroberten Lande, die Päbſte Könige. Aber dieſe Königswürde war nur vorüberrauſchend. Der **Pabſt** hatte eine Armee, verſtand

aber nicht, ſie zu kommandiren. Er ſezte einen Legaten an die Spize derſelben. **Manfred**, mit ſeinen Muhammedanern und etlichen nicht ſehr gewiſſenhaften Baronen, ſchlug den Legaten und die Päbſtliche Armee auf's Haupt.

Unter dieſen Umſtänden wandte ſich endlich der Pabſt **Innocenz**, weil er das Königreich nicht für ſich nemen konnte, an den Grafen von Anjou, Bruder des heiligen **Ludwig's**, und bot demſelben eine Krone an, über welche zu ſchalten er gar nicht befugt war, und auf welche der Graf von Anjou gar keinen rechtmäſſigen Anſpruch hatte. Aber der **Pabſt** ſtarb gleich zu Anfang dieſer Unterhandlung, und das iſt immer das Ende aller Entwürfe des Ehrgeizes, welche das Leben ſo entſezlich quaalvoll machen.

Rinaldo de Signi, unter dem Namen **Alexander der IV**, trat in den Plaz **Innocenz des IV**, und in alle ſeine Entwürfe. Mit dem **Bruder** des Königs von Frankreich, **Ludwig's des Heiligen**, wollt' es ihm nicht gelingen. Dieſer **König** hatte zum Unglük, durch ſeinen Kreuzzug und ſein Löſegeld in Aegypten, Frankreich erſchöpft, und das Wenige, was er noch übrig hatte, verwendete er darauf, die

Mauern einiger Städte auf den Küſten in Paläſtina wieder aufbauen zu laſſen, welche bald nachher für die Chriſten verloren gingen.

Der Pabſt **Alexander** **der** IV. macht den Anfang damit, daß er den König **Manfred** vor ſich fordern läſſt. Die Lehnsgeſeze gaben ihm das Recht dazu, weil dieſer Fürſt ſein Vaſall war. Da dieſes Recht aber nur in den Händen eines Stärkern gültig ſein konnte, ſo war kein Anſchein dazu vorhanden, daß ein Vaſall in Waffen ſich vor ſeinem Herrn ſtellen würde. **Alexander** war zu Neapel, deſſen Thore er ſich durch heimliche Ränke zu eröfnen gewuſſt hatte. Er trat mit ſeinem Vaſallen, der ſich in Apulien aufhielt, in Unterhandlung, und dieſer bat den heiligen Vater, ihm einen Kardinal zu ſchikken, um mit demſelben einen Traktat zu ſchlieſſen. Der Päbſtliche Hof entſchied: *id non conuenire Sanctae Sedis honori, vt Cardinales iſto mittantur;* es wäre für die Ehre des heiligen Stuhls nicht ſchiklich, auf ſolche Weiſe Kardinäle zu ſchikken.

Der Bürgerkrieg ward alſo fortgeſezt. Der Pabſt lies einen Kreuzzug predigen, wie man gegen die Muſulmanen, gegen den Kaiſer, und gegen die Albigenſer, gepredigt hatte. Eng-

land liegt ziemlich weit von Neapel, indeſſen ward doch daſelbſt dieſer Kreuzzug gepredigt, und es ging ein Nuntius dahin ab, die Zehnten einzuheben. Dieſer erlies dem Könige **Heinrich** dem III. das von demſelben beſchworne Gelübde, nach Paläſtina in den Krieg zu ziehn, und lies ihn dafür angeloben, daß er dem Pabſt, zu ſeinem Kriege wider **Manfred**, Geld und Truppen geben wollte.

Matthäus Paris berichtet, daß der Nuntius in England funfzigtauſend Pfund Sterling erhob. Wenn man die heutigen Engländer betrachtet, ſo ſollte man nicht glauben, daß ihre Vorfahren hätten ſo ſchwachköpfig ſein können. Um dieſes Geld zu erpreſſen, ſchmeichelte der Päbſtliche Hof den König mit der Neapolitaniſchen Krone für ſeinen Sohn, den Prinzen **Edmund**, unterhandelte aber zu gleicher Zeit mit **Karl'n von Anjou**, und war bereit, beide Sicilien demjenigen zu geben, der dafür das Meiſte zu bezalen Luſt hatte. Alle dieſe Unterhandlungen zerſchlugen ſich damals. Der Pabſt brachte das Geld durch, welches er in England zu dem Kreuzzuge erhoben hatte, ohne einen Kreuzzug zu machen; **Manfred**

blieb Regent, und **Alexander der IV.** ſtarb, ohne etwas anders ausgerichtet zu haben, als daß er von England Geld erpreſſt hatte.

Ein Schuflikker, der unter dem Namen **Urban der IV.** Pabſt geworden war, ſezte fort, was ſeine Vorgänger angefangen hatten. Dieſer Schuflikker war aus Troyes in Champagne. Sein Vorfahr hatte in England gegen beide Sicilien einen Kreuzzug predigen laſſen; dieſer lies einen dergleichen in Frankreich predigen. Er theilte vollkommnen Ablas verſchwendriſch aus, konnte aber weiter nichts erhalten, als wenig Geld und etliche Soldaten, welche ein Graf von Flandern, **Karl's von Anjou** Schwiegerſohn, nach Italien führte. **Karl** nam endlich die Krone von Neapel und Sicilien an; der König **Ludwig der Heilige** gab ſeine Einwilligung dazu; aber **Urban der IV.** ſtarb, ohne den Anfang dieſer Staatsverändrung erlebt zu haben.

Da haben wir alſo drei Päbſte, die ihr Leben damit zubringen, den König **Manfred** vergeblich zu verfolgen. Ein Languedokker, (Klemens der IV.) ein Unterthan **Karl's von Anjou**, vollendete, was die andern angefangen hatten, und genos der Ehre, ſeinen Herrn zum Vaſallen zu haben. Dieſer Graf **Karl von**

Anjou beſas ſchon die Provence durch Heurat, und einen Theil von Languedok; was aber ſeine Macht noch gröſſer machte, war, daß er ſich die Stadt Marſeille unterworfen hatte.

Er bekleidete noch eine Würde, welche ein Mann von Kopf hätte gelten machen können; er war nemlich einziger Senator zu Rom. Denn die Römer vertheidigten immer ihre Freiheit gegen die Päbſte, und hatten ſeit hundert Jahren die Würde eines einzigen Senator's eingeführt, wodurch die Rechte der alten Tribunen wieder auflebten. Der Senator ſtand an der Spize der Municipalregierung, und die Päbſte, die ſo freigebig Kronen verſchenkten, konnten den Römern keine Steuern auflegen, ſondern waren das, was ein Kurfürſt in der Stadt Köln iſt.

Klemens belehnte ſeinen alten Herrn nicht anders, als unter dem Beding, daß er dieſe Würde nach drei Jahren niederlegen, dem heiligen Stuhl jährlich dreitauſend Unzen Goldes, als Lehnspflicht für das Königreich Neapel bezalen, und ſich der Exkommunikation unterwerfen ſollte, wenn jemals die Zalung über zwei Monate verzögert würde. **Karl** lies ſich dieſe und alle andre Bedingungen ohne Schwierigkeit ge-

fallen. Der **Pabſt** verwilligte ihm die Erhe-
bung eines Zehnten von den geiſtlichen Gütern
in Frankreich. Er reiſt mit Geld und Truppen
ab, läſſt ſich zu Rom krönen, liefert dem **Man-
fred** eine Schlacht in den Ebnen bei Benevento,
und iſt ſo glüklich, daß **Manfred** in derſelben
das Leben verliert. Er bediente ſich ſeines Siegs
mit vieler Härte, und ſchien eben ſo grauſam zu
ſein, als ſein Bruder, **Ludwig der Heilige**,
ſanftmütig war. Der Legat verhinderte **Man-
fred's** Beerdigung. Die Könige rächen ſich nur
an Lebendigen; die Kirche rächte ſich an Leben-
digen und Todten.

Inzwiſchen war der junge **Konradin**, der
wahre Erbe des Königreichs Neapel; während
des landverderblichen Interregnums in Teutſch-
land, und in der Zeit, da man ihm das Königs-
reich Neapel raubte, ermuntern ihn ſeine An-
hänger, zu kommen, und ſein Erbtheil zu ver-
theidigen. Er war nicht älter, als funfzehn
Jahr. Sein Mut überſtieg ſein Alter. Er ſezt
ſich mit dem **Herzog von Oeſtreich**, ſeinem
Verwandten, an die Spize einer Armee, und
kömmt, um ſeine Gerechtſame zu verfechten. Die
Römer waren ihm geneigt. Der exkommuni-
cirte **Konradin** wird zu Rom unter jauchzen-

dem Zuruf des ganzen Volks empfangen, zu einer Zeit, da der Pabſt ſich nicht unterſtehn durfte, ſich ſeiner Hauptſtadt zu nähern.

Man kann ſagen, daß von allen Kriegen dieſes Jahrhunderts **Konradin's** Krieg der gerechteſte war. Aber er war auch der unglüklichſte. Der Pabſt lies einen Kreuzzeug gegen ihn predigen, und zwar eben ſo, als gegen die Türken. **Konradin** wird geſchlagen, und in Apulien mit ſeinem Verwandten, dem Herzog **Friedrich** von Oeſtreich, gefangen genommen. **Karl von Anjou**, der ihren Mut hätte ehren ſollen, lies ſie durch Rechtsgelehrte verurtheilen. In der Sentenz ſtand, daß ſie den Tod verdient, weil ſie gegen die Kirche die Waffen ergriffen hätten.

Die beiden Prinzen wurden öffentlich zu Neapel durch die Hand des Henkers hingerichtet. Der Pabſt **Klemens der** IV, welchem man dieſelben aufzuopfern ſchien, wagte es nicht, dieſe Barbarei zu billigen, die durch die Einkleidung in die Förmlichkeiten der Juſtiz noch verabſcheuungswürdiger ward. Ich kann mich nicht genug wundern, daß **Ludwig der Heilige** ſeinen **Bruder** wegen einer ſo entehrenden That niemals

Vorwürfe gemacht hat; er, der bei einer lange nicht ſo günſtigen Gelegenheit von den Aegyp⸗tern war verſchont worden; er muſſte mehr, als jeder andre, **Karl's** wilde Grauſamkeit verdam⸗men. Der **Sieger**, anſtatt den Neapolitanern freundlich zu begegnen, brachte ſie durch Unter⸗drükkungen auf. Seine Landsleute aus der Provence und er, wurden Gegenſtände des Abſcheu's.

Es iſt die allgemeine Meinung, daß ein Si⸗ciliſcher Edelmann, **Giovanni de Procida**, in einen Franziskanermönch verkleidet, jene be⸗rüchtigte Zuſammenverſchwörung anzettelte, nach welcher alle Franzoſen zu Einer Stunde, nem⸗lich am Oſtertage bei dem Veſpergeläut, umge⸗bracht werden ſollten. Das iſt gewis, daß dieſer **Giovanni de Procida**, in Sicilien alle Ge⸗müter zu einer groſſen Staatsverändrung vorbe⸗reitet hatte, daß er nach Konſtantinopel und Arra⸗gonien gereiſet war, und daß **Manfred's** Eidam, der König **Pedro** von Arragonien ſich mit dem Griechiſchen Kaiſer gegen **Karl'n von An⸗jou** verbunden hatte; aber das iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß man ſich gerade und aus⸗drüklich zur Siciliſchen Veſper ver⸗ſchworen haben ſollte. Wäre dieſe Verſchwö⸗

rung vorhanden geweſen, ſo war das Königreich Neapel der Ort, wo ſie hauptſächlich ausgeführt werden muſſte, und da ward indeſſen kein einziger Franzoſe umgebracht. Malaſpina erzält, daß ein Mann aus Provence, Namens Droguet, in Palermo am zweiten Oſterfeiertage, zu der Zeit, da das Volk in die Veſper ging, eine Frau notzüchtigte. Die Frau ſchrie, der Pöbel lief zuſammen, und Droguet ward erſchlagen. Dieſe erſte Bewegung einer Privatrache ſezte den allgemeinen Has in Thätigkeit. Die durch **Giovanni de Procida**, und durch ihre eigne Wut, aufgebrachten Sicilier ſchrieen, man müſſte alle Feinde niedermachen. Man erſchlug alſo in Palermo alles, was man von Franzoſen aus der Provence vorfand. Die nemliche Wut, welche in allen Gemütern herrſchte, brachte hernach das nemliche Blutbad auf der ganzen Inſel hervor. Man ſagt, daß man den ſchwangern Weibern den Bauch aufſchnitt, um die zur Hälfte gebildeten Kinder herauszureiſſen, und daß die Mönche ſelbſt ihre Beichttöchter aus der Provence ermordeten. Es war, wie man ſagt, nur ein einziger Edelmann, Namens des Porcellets, der davon kam. Unterdeſſen iſt es wahr, daß der Gouverneur von Meſſina mit

ſeiner Beſazung von der Inſel in das Königreich Neapel flüchtete.

Konradin's Blut ward alſo gerächt, aber nicht an dem, der es vergoſſen hatte. Die Siciliſche Veſper brachte neues Unglük über dieſe Völker, welche unter dem glüklichſten Himmelsſtrich des Erdbodens geboren, aber darum nur noch boshafter und elender waren. Es iſt Zeit, uns darnach umzuſehn, was für neue Unglüksfälle der Misbrauch der Kreuzzüge und der Misbrauch der Religion in eben dieſem Jahrhunderte hervorbrachte.

Zehntes Kapitel.

Von dem Kreuzzuge gegen die Languedokker.

Die blutigen Streitigkeiten zwiſchen dem Kaiſerthum und dem Prieſterthum, die Reichthümer der Klöſter, der Misbrauch, den ſo manche Biſchöfe von ihrer weltlichen Gewalt gemacht hatten, muſſten früh oder ſpät die Gemüter empören, und ihnen eine geheime Unabhängigkeit einflöſſen. **Arnold von Breſcia** hatte ſich unterſtanden, ſogar in Rom das Volk zum Abſchütteln des Joches aufzuhe-

zen. Von den Zeiten **Karl's des Groſſen** an, gab es in Europa viel mündliche Zänkereien über die Religion. Es iſt ausgemacht, daß die Franken und die Teutſchen damals weder Bilder, noch Reliquien, noch Transſubſtantiation kannten. In der Folge fanden ſich Leute, die kein ander Geſez anerkennen wollten, als das Evangelium, und die ungefähr dieſelben Lehrſäze predigten, welche jezt die Proteſtanten lehren. Man nannte ſie Waldenſer, weil viele davon in den Thälern von Piemont lebten; Albigenſer, wegen der Stadt Albi; gute Leute, wegen des ordentlichen Lebenswandels, den ſie ſich ſorgfältig angelegen ſein lieſſen; Manichäer endlich, weil man dieſen Namen damals überhaupt allen Kezern beilegte. Man erſtaunte, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts die ganze Provinz Languedok, mit dieſen Leuten angefüllt zu finden.

Schon im Jahre 1198. ſchikte der Pabſt **Innocenz der** III. zween gemeine Mönche von Citeaux, um die Kezer zu richten. Wir befelen, heiſſt es, den Fürſten, ihnen gegen die Kezer beizuſtehn, nach der Macht, die ſie zur Beſtrafung der Gottloſen empfangen haben;

ben; ſo daß, wenn der Bruder Rai=
nier das Exkommunikationsurtheil
gegen ſie ausgeſprochen haben wird,
dieſe Herren ihre Güter einziehen,
ſie aus ihrem Gebiete verbannen,
und, wenn ſie ſich zu widerſezen wa=
gen, ſie noch ſtrenger beſtrafen. Wie
wir denn dem Bruder Rainier Voll=
macht gegeben haben, die Herren da=
zu anzuhalten, durch Exkommunika=
tion und Interdikt auf ihre Güter
u. ſ. w. Dies war die erſte Grundlage zur In=
quiſition.

Ein Abt von Citeaux ward nachher mit an=
dern Mönchen dazu ernannt, nach Toulouſe zu
gehn, und alle dem Biſchof zukommende Ver=
richtungen daſelbſt vorzunemen. Dieſes Verfah=
ren machte den Grafen de Foix und alle
Fürſten der Provinz unwillig, die ohnehin ſchon
von den Reformatoren verführt, und gegen den
Römiſchen Hof aufgebracht waren.

Die Sekte beſtand groſſentheils aus Bür=
gern, die durch die lange Sklaverei, die kaum erſt
war abgeſchaft worden, und dann noch durch die
Kreuzzüge in Dürftigkeit verſezt waren. Der Abt
von Citeaux erſchien mit dem Aufzuge und dem

Gefolge eines Fürſten. Vergeblich wollt' er wie ein Apoſtel ſprechen. Der Pöbel rief ihm zu: Verlas den Luxus, oder das Predigen. Der Biſchof von Osma, ein Spanier und ſehr ehrlicher Mann, der damals zu Toulouſe war, riet den Inquiſitoren, ihrem prächtigen Fuhrwerk zu entſagen, zu Fus zu gehn, ein ſtrenges Leben zu führen, und ſich den Albigenſern gleich zu ſtellen, um ſie zu bekehren. Der heilige **Dominik**, der dieſen Biſchof begleitet hatte, gab, nebſt ihm, das Beiſpiel eines ſolchen apoſtoliſchen Wandels, und ſchien damals zu wünſchen, daß man ſich gegen Irrende nie andrer Waffen bedienen möchte. **Pierre de Caſtelnau** aber, einer der Inquiſitoren, ward beſchuldigt, daß er ſich Waffen bediente, die ihm eigen waren, indem er einige benachbarte Herren gegen den Grafen von Toulouſe heimlich aufhezte, und einen Bürgerkrieg erregte. Dieſer Inquiſitor ward ermordet. Der Verdacht fiel auf den Grafen von Toulouſe.

Der Pabſt **Innocenz der** III. bedachte ſich nicht lange, die Unterthanen des Grafen von Toulouſe von ihrem Eid der Treue zu entbinden. So behandelte man die Nachkommen jenes **Raimond's von Toulouſe**, welcher der Chri-

ſtenheit in den Kreuzzügen die erſten Dienſte geleiſtet hätte.

Der **Graf**, welcher wohl wuſſte, was eine Bulle zuweilen für Folgen haben kann, unterwarf ſich der Genugthuung, die man von ihm verlangte. Einer der Päbſtlichen Legaten, Namens **Milo**, befielt ihm, zu ihm nach Valence zu kommen, ihm ſieben Schlöſſer auszuliefern die er in der Provence beſas, ſelbſt das Kreuz gegen ſeine Unterthanen die Albigenſer zu nemen, und öffentliche Abbitte zu thun. Der **Graf** gehorchte in allen Stükken. Er erſchien vor dem Legaten nakt bis auf den Gürtel, mit nakten Füſſen und nakten Schenkeln, mit bloſſen kurzen Unterhoſen bekleidet, an der Kirchthür des heiligen Aegidius. Dort legt ihm ein Diakonus einen Strik um den Hals, und ein andrer Diakonus geiſſelt ihn, unterdeſſen der **Legat** das eine Ende des Striks in der Hand hält, worauf der **Graf** während der Mittagsmahlzeit des Legaten ſich vor der Thür dieſer Kirche niederwerfen mus.

Man ſah von der einen Seite den Dûc de Bourgogne, den Grafen von Nevers, den Grafen Simon von Montfort, die Biſchöfe von Sens, von Autûn, von Nevers, von Cler-

mont, von Liſieux, von Bayeux, an der Spize ihrer Truppen, und den unglüklichen Grafen von Toulouſe unter ihnen, als wenn er ihr Geiſſel wäre; von der andern Seite das von Schwärmerei und Ueberredung hingeriſſne Volk. Die Stadt Beziers wollte ſich gegen die Kreuzfahrer halten. Alle Einwohner, die in eine Kirche geflüchtet waren, wurden niedergemacht, und die Stadt in Brand geſtekt. Die durch dieſes Beiſpiel geſchrekten Bürger von Carcaſſonne baten die Kreuzfahrer um Gnade. Man lies ihnen das Leben, erlaubte ihnen, halbnakt aus ihrer Stadt zu wandern, und bemächtigte ſich ihres ſämmtlichen Vermögens.

Dem Grafen **Simon von Montfort** gab man den Namen Makkabäus, Vertheidiger der Kirche. Er bemächtigte ſich eines groſſen Theils des Landes, nam die Schlöſſer der verdächtigen Gutsbeſizer weg, grif diejenigen feindlich an, die ſich nicht in ſeine Hände lieferten, und verfolgte die Kezer, die es wagten, ſich zu wehren. Die geiſtlichen Schriftſteller ſelbſt erzälen, daß, als **Simon von Montfort** einen Scheiterhaufen für dieſe Unglüklichen aufgerichtet hatte, hundert und vierzig derſelben hinliefen, und, unter Abſingung der Pſalmen,

ſich in die Flammen ſtürzten. Der Jeſuit Daniel, bei Erwähnung dieſer Unglüklichen in ſeiner Geſchichte von Frankreich, nennt ſie ehrlos und verabſcheuungswürdig. Es fällt wohl in die Sinne, daß Menſchen, die ſo zum Märtrerthum eilten, nicht von ehrloſen Sitten ſein konnten. Hierbei iſt unſtreitig nichts verabſcheuungswürdig, als die Barbarei, womit man ſie behandelte, und nichts ehrlos, als die Worte des Paters Daniel. Man mus blos die Verblendung dieſer Unglüklichen bedauren, welche glaubten, daß Gott ſie belohnen würde, weil Mönche ſie verbrennen lieſſen.

Der in der Folge in das Europäiſche Staatsrecht eingedrungne Geiſt der Gerechtigkeit hat endlich einſehn gelehrt, daß nichts ungerechter ſein konnte, als dieſer Krieg gegen die Albigenſer. Man grif nicht Völker an, die ihrem Fürſten aufſäzig waren, ſondern es war der Fürſt ſelbſt, den man angrif, um ihn zu zwingen, daß er ſeine Unterthanen aufreiben muſſte. Was würde man heut zu Tage ſagen, wenn einige Biſchöfe den Kurfürſten von Sachſen, oder den Kurfürſten von der Pfalz, belagern wollten, unter dem Vorwande, daß die Unterthanen die-

ſer Fürſten ungeſtraft andre Ceremonien haben, als die Unterthanen jener Biſchöfe?

Unterdeſſen daß man Langedok entvölkerte plünderte man den Grafen von Toulouſe. Er hatte ſich mit nichts vertheidigt, als mit Unterhandlungen. Er ging abermals nach Sankt Aegidii, zu den Legaten und Aebten, welche an der Spize dieſes Kreuzzugs waren. Er weinte vor ihnen. Man antwortete ihm: ſeine Thränen wären Thränen der Wut. Der Legat lies ihm die Wahl, entweder dem Grafen **Simon von Montfort** alles, was derſelbe an ſich geriſſen hatte, abzutreten, oder ſich exkommuniciren zu laſſen. Der **Graf von Toulouſe** hatte doch wenigſtens den Mut, die Exkommunikation zu wählen. Er flüchtete zu dem Könige Pedro dem II. von Arragonien, ſeinem Schwager, der ſeine Vertheidigung übernam, und der ſich über das Oberhaupt der Kreuzfahrer eben ſo ſehr zu beſchweren hatte, als der **Graf von Toulouſe**.

Indeſſen vermehrte die Sucht, Ablas und Reichthum zu erwerben, die Zahl der Kreuzfahrer. Die Biſchöfe von Paris, von Liſieux und von Bayeux eilten, der Belagerung von Lavour beizuwohnen. Man machte dabei achtzig Ritter, nebſt dem Herrn dieſer Stadt gefangen,

und verurtheilte ſie alle, gehangen zu werden. Weil aber der Galgen zerbrochen war, ſo überlies man dieſe Gefangne den Kreuzfahrern, die ſie niedermachten. Die Schweſter des Herrn von Lavaur ward in einen Brunnen geſtürzt, und um den Brunnen dreihundert Einwohner verbrannt, die ihre Meinungen nicht wollten fahren laſſen.

Der Prinz **Ludwig**, der hernach König **Ludwig der** VIII. ward, ſties zwar zu den Kreuzfahrern, um Theil an der Beute zu haben, aber **Simon von Montfort** machte bald Anſtalt, eines Gefährten los zu werden, der ſein Herr geweſen wäre.

Das Intereſſe der Päbſte erforderte, dieſe Ländereien dem **Montfort** zu geben, und der Entwurf dazu war ſo gut gemacht, daß der König von Arragonien durch ſeine Vermittlung nicht die geringſte Gnade bewirken konnte. Er ſcheint nicht eher zu den Waffen gegriffen zu haben, als wie er gar nicht mehr umhin konnte.

Die Schlacht, die er den Kreuzfahrern bei Toulouſe lieferte, und in welcher er das Leben verlor, ward für eine der auſſerordentlichſten auf Erden gehalten. Eine Menge von Schriftſtellern wiederholt die Nachricht, daß **Simon von**

Montfort mit nicht mehr als achthundert Reitern und tauſend Infanteriſten die Armee des Königs von Arragonien und des **Grafen von Toulouſe** angrif, welche Müret belagerten. Sie ſagen, der König von Arragonien hätte hunderttauſend Mann gehabt, und nie wäre eine vollſtändigere Niederlage erlitten worden. Auch ſagen ſie, **Simon von Montfort**, der Biſchof von Toulouſe und der Biſchof von Cominges hätten ihre Armee, der heiligen Dreifaltigkeit zu Ehren, in drei Haufen getheilt.

Wenn man aber hunderttauſend Feinde vor ſich hat, greift man dieſelbe wohl mit achtzehnhundert Mann auf freiem Felde an, und theilt man wohl ein'en ſo kleinen Trupp in drei Haufen? Das iſt ein Wunder, ſagen etliche Schriftſteller; Leute vom Kriegsmetier aber, die dergleichen Abenteuer leſen, nennen es Frazen.

Verſchiedne Geſchichtſchreiber verſichern, daß der heilige Dominik ſich, mit einem eiſernen Kruzifix in der Hand, an der Spize der Truppen befand und die Kreuzfahrer zum Mezeln anfriſchte. Dies iſt eben kein Poſten für einen Heiligen, und wenn Dominik ein Beichtiger war, ſo mus man den **Grafen von Toulouſe** für einen Märtrer gelten laſſen.

Nach dieſem Siege hielt der Pabſt eine Generalkirchenverſammlung zu Rom. Der **Graf von Toulouſe** kam dahin, um Begnadigung zu erbitten. Ich kann nicht ausfindig machen, aus welchem Grunde er hofte, daß man ihm ſeine Länder wiedergeben würde. Er hatte von Glük zu ſagen, daß er nicht ſeine Freiheit einbüſſte. Die Kirchenverſammlung ging ſogar in ihrer Barmherzigkeit ſo weit, daß ſie ihm ein jährliches Gnadengehalt von vierhundert Mark ausſezte. Waren dies Mark nach dem Gewicht, ſo beträgt das Gehalt ungefähr zwanzigtauſend Franken unſers Geldes; waren es aber gemünzte Mark, ſo macht es etwa zwölfhundert Franken. Das lezte iſt wahrſcheinlicher; denn je weniger Geld man dem **Grafen** gab, deſto mehr blieb für die Kirche übrig.

Als Innocenz der III. todt war, ward **Raimond von Toulouſe** nicht beſſer behandelt. **Simon von Montfort** belagerte ihn in ſeiner Hauptſtadt; aber dieſer Erobrer fand hier die Endſchaft ſeines Glüks und ſeines Lebens. Ein Steinwurf zerſchmetterte den Mann, der ſo viel Unheil geſtiftet und ſich dabei ſo viel Ruf erworben hatte.

Er hatte einen Sohn, dem der **Pabſt** alle Rechte des Vaters übertrug; aber der **Pabſt** konnte ihm nicht eben den Einflus geben. Der Kreuzzug gegen Languedok ging nur noch ſehr ſchläfrig fort. Des alten **Raimond's Sohn,** der ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war, war exkommunicirt, wie er. Nun lies ſich der König **Ludwig der** VIII. von Frankreich von dem jungen **Montfort** alle die Länder abtreten, welche derſelbe nicht behalten konnte; aber der Tod hies **Ludwig den** VIII. mitten in ſeinen Erobrungen ſtill ſtehn.

Die Regierung des heiligen **Ludwig's,** des Neunten dieſes Namens, fing unglüklicherweiſe mit dem abſcheulichen Kreuzzuge gegen Chriſten an, die ſeine Vaſallen waren. Indeſſen waren es nicht Kreuzzüge, wodurch dieſer Monarch ſich mit Ruhm zu überhäufen ausersehn war. Seine Mutter, die Königin **Blanka von Kaſtilien,** eine dem Pabſt ergebne Spanierin, welche bei dem Namen eines Kezers mit den Zähnen knirſchte, und die Vormundſchaft über einen Minderjährigen führte, dem die Beute der Unterdrükten zufallen ſollte, lieh einem Bruder **Montfort's** die geringe Macht, die ſie aufbringen konnte, um die Pro-

vinz Languedok vollends zu verheeren. Der junge Raimond wehrte ſich. Er führte einen Krieg, wie derjenige war, den wir in den Cevennen geſehn haben. Die Prieſter hatten keine Vergebung für die Languedokker, und dieſe ſchonten keine Prieſter. Zwei Jahre hindurch muſſte jeder Gefangne mit dem Leben bezalen, und jeder übergebne Plaz ward in die Aſche gelegt.

Endlich machten die Regentinn **Blanka**, welche andre Feinde hatte, und der junge **Raimond**, der des Mezelns überdrüſſig und durch die erlittnen Einbuſſen erſchöpft war, Friede zu Paris. Ein Kardinal von Saint-Ange war bei dieſem Frieden Schiedsrichter. Dies ſind die Bedingungen, die er vorſchrieb, und die auch erfüllt wurden.

Der **Graf von Toulouſe** ſollte bezalen: zehn tauſend Mark für die Kirchen in der Provinz Languedok, in die Hände eines Einnemers des gedachten Kardinals; zweitauſend an die erſtaunlich reichen Mönche zu Citeaux; fünfhundert an die noch reichern Mönche zu Clervaux, und funfzehnhundert an andre Abteien. Er ſollte fünf Jahre lang die Saracenen und Türken bekriegen, die ihn, den Grafen Rai-

mond, ſicherlich niemals bekriegt hatten. Er ſollte dem Könige, ohne irgend einige Vergütigung, alle ſeine Länder dieſſeits der Rhone abtreten; denn was er jenſeits derſelben beſas, waren Reichsländer. Er unterzeichnete dieſe ſeine Ausplünderung, und ward dafür auch von dem Kardinal Saint-Ange und einem Legaten dafür anerkannt, daß er nicht allein ein guter Katholik wäre, ſondern daß er es auch immer geweſen ſei. Blos der Förmlichkeit wegen führte man ihn im Hemde und baarfus vor den Altar der Lieben Frauenkirche zu Paris. Dort bat er die heilige Jungfrau um Verzeihung; wahrſcheinlicherweiſe im Herzen darum, daß er einen ihn ſo erniedrigenden Traktat unterſchrieben hatte.

Rom vergas ſich auch ſelbſt nicht bei Austheilung der Beute. Um die Vergebung ſeiner Sünden zu erlangen, trat er die Grafſchaft Venaiſſin jenſeits der Rhone auf ewig an die Päbſte ab. Dieſe Abtretung war nach allen Reichsgeſezen null und nichtig; die Grafſchaft war ein Reichslehn, und man konnte ſein Lehn nicht der Kirche ſchenken. Aber wo ſind die Länder, deren Beſiz man ſich blos durch die Geſeze zugeeignet hätte? Auch gab, bald nach die-

ſer Erpreſſung, Kaiſer **Friedrich der II.** den **Grafen von Toulouſe** das Avignon wieder, welches der **Pabſt** ihm geraubt hatte. Er handhabte alſo Gerechtigkeit, wie ein Souverän, und zwar wie ein beleidigter Souverän.

Als aber in der Folge **Ludwig der Heilige** und ſein Sohn, **Philipp der Kühne**, ſich in den Beſiz der Staaten des **Grafen von Toulouſe** geſezt hatten, gab **Philipp** den Päbſten die Grafſchaft Venaiſſin wieder, die ſie auch aus Freigebigkeit der Könige von Frankreich immer behalten haben. Die Stadt Avignon und das dazu gehörige Gebiet, wurden nicht darunter begriffen. Sie kam an das Franzöſiſche Haus Anjou, welches in Neapel regierte, und daſelbſt bis zu den Zeiten verblieb, da die unglükliche Königinn Johanna von Neapel ſich endlich gezwungen ſah, Avignon für achtzigtauſend Gulden abzutreten, die ſie niemals bekommen hat. So ſteht es überhaupt um die Beſiztitel. So ſtand es dazumal um unſer Staatsrecht.

Dieſe Kreuzzüge gen Languedok dauerten zwanzig Jahre. Die bloſſe Sucht, ſich fremden Gutes zu bemächtigen, brachte ſie hervor, und war zugleich die Quelle der Inquiſition. Dieſe

Dieſe neue, vorher bei allen Religionen auf Erden gänzlich unbekannte Landplage erhielt ihre erſte Geſtalt im Jahr 1204. unter dem Pabſt **Innocenz dem** III. und ward im Jahr 1229, unter **Ludwig dem Heiligen**, in Frankreich eingeführt. Eine zu Toulouſe gehaltne Kirchenverſammlung fing in dieſem Jahre an, den Chriſtlichen Laien das Leſen des alten und neuen Teſtaments zu verbieten. Eine Beleidigung für das menſchliche Geſchlecht war es, daß man ſich unterſtand, ihm zu ſagen: Wir wollen, daß Ihr einen Glauben habt; wir wollen aber nicht, daß Ihr das Buch leſet, auf welches dieſer Glaube gegründet iſt.

Auf dieſer Kirchenverſammlung lies man die Werke des Ariſtoteles verbrennen, das heiſſt, zwei oder drei Exemplare, die man in den erſten Kreuzzügen aus Konſtantinopel mitgebracht hatte, die kein Menſch verſtand, und von welchen man glaubte, daß die Kezerei der Languedokker ſich auf dieſelben gründete. Die folgenden Kirchenverſammlungen ſezten dagegen den Ariſtoteles faſt den Kirchenvätern an die Seite. So werden wir in dieſer weitläufigen Schilderung menſchlicher Thorheiten ſehn, wie die Meinungen der Theologen, der Aberglaube der Völ-

ker und die Schwärmerei unaufhörlich ihre Geſtalt verändert, immer aber ſtandhaft dahin gearbeitet haben, die Welt in Dummheit und Elend zu verſenken, bis daß etliche Akademien, etliche aufgeklärte Geſellſchaften unſre Zeitgenoſſen über ſo viele Jahrhunderte der Barbarei ſchaamrot gemacht haben.

Noch viel ſchlimmer war es aber im Jahr 1237, als der **König** die Schwachheit beging, zu erlauben, daß in ſeinem Königreich ein von dem Pabſt ernannter Grosinquiſitor angeſezt würde. Das war der Franziskaner Robert, der ſeine neue Macht zuerſt zu Toulouſe, und hernach in andern Provinzen ausübte.

Wäre dieſer **Robert** blos ein Schwärmer geweſen, ſo hätten ſeine Verrichtungen doch einen Anſtrich von Religionseifer gehabt, der ſeine Raſereien in den Augen der Einfältigen entſchuldigt hätte. So aber war er ein Apoſtat, der ein lüderliches Weibsbild mit ſich umherführte, und um ſeinen Amtsverrichtungen den höchſten Grad der Abſcheulichkeit zu geben, war dieſes Weib ſelbſt eine Kezerin. Wir finden dieſe Nachrichten bei Matthäus Paris und Muſk, und den Beweis davon in dem Specilegium von Lucas d'Acheri.

Der König **Ludwig der Heilige** hatte das Unglük, ihm die Verrichtungen eines Inquiſitors zu Paris, in der Champagne, in Bourgogne und in Flandern zu erlauben. Er überredete den König, daß eine neue Sekte vorhanden wäre, welche insgeheim dieſe Provinzen angeſtekt hätte. Das Ungeheuer lies, unter dieſem Vorwande, einen jeden verbrennen, der keinen Einflus hatte, und, wenn er in Verdacht gekommen war, ſich von ſeinen Verfolgungen nicht loskaufen wollte. Der Pöbel, dieſer oft gute Richter derer, die die Könige blenden, nannte ihn nur *Robert le B.....* *) Endlich öfnete man die Augen. Seine Ungerechtigkeiten und Niederträchtigkeiten wurden öffentlich bekannt; aber ärgerlich iſt es, daß er blos zu beſtändigem Gefängnis verurtheilt ward; und auch das iſt ärgerlich, daß der Jeſuit **Daniel** in ſeiner Geſchichte von Frankreich dieſes Menſchen gar nicht Erwähnung thut.

Dies war alſo der Urſprung der Inquiſition in Europa, und eine beſſre Quelle verdiente ſie auch nicht. Es fällt in die Sinne, daß es der höchſte

*) Man fing damals an, dieſen Namen ohne Unterſchied den Sodomitern und Kezern beizulegen.

höchſte Grad thieriſcher und hirnloſer Barbarei iſt, die Religion eines Gottes, der unter Henkers Händen ſtarb, durch Angeber und Henkersknechte aufrecht zu erhalten. Dies iſt beinahe eben ſo widerſprechend, als die Schäze der Völker und der Könige im Namen eines Gottes an ſich zu reiſſen, der in der Armut geboren ward und ſtarb. Wir werden in einem beſondern Kapitel ſehen, was die Inquiſition in Spanien und andren Orten war, und bis zu welchem Grade die Barbarei und Habſucht etlicher Menſchen, die Einfalt der Uebrigen gemisbraucht haben.

Elftes Kapitel.

Europa's Zuſtand im dreizehnten Jahrhunderte.

Wir haben geſehn, daß die Kreuzzüge Europa von Menſchen und Geld entblößten, und es nicht geſitteter machten. Teutſchland war ſeit **Friedrich's des II.** Tode, in einer völligen Anarchie. Alle Vornemen eigneten ſich um die Wette die der Kaiſerwürde, oder dem geſammten Reich, eigentlich zuſtehenden öffentlichen Ein-

künfte zu; ſo daß, als **Rudolph von Habsburg** im Jahr 1273 zum Kaiſer erwählt ward, man demſelben nichts gab, als Soldaten, womit er Oeſtreich **Ottokar's** Händen entris, der es dem Hauſe Bayern abgenommen hatte.

Während des Zwiſchenreichs, eh **Rudolph** gewählt ward, befreien ſich Dännemark, Pohlen und Ungarn gänzlich von dem geringen Tribut, den ſie den Kaiſern bezalten, wenn dieſe nemlich die ſtärkſten waren.

Aber auch verſchiedne Städte richteten damals ihre Municipalregierung ein, die noch fortdauert. Sie verbanden ſich unter einander, um ſich der Einfälle der Edelleute und Herren zu erwehren. Die Hanſeſtädte, als Lübek, Köln, Braunſchweig, Danzig, zu welchen ſich mit der Zeit noch achtzig andre geſellten, bildeten eine in verſchiednen Staaten zerſtreut liegende und Handlung treibende Republik. Auch die Austräge kamen auf. Dies ſind Ausſprüche von Schiedsrichtern zwiſchen den Fürſten, wie zwiſchen den Städten, über welche beide Parteien übereingekommen ſind; dieſe Ausſprüche vertraten die Stelle der Richterſtühle und Geſeze, woran es in Teutſchland mangelte.

Italien bildete ſich, vor **Rudolph von Habsburg**, nach einem neuen Plan, und un-

ter ſeiner Regierung wurden viele Städte frei. Er beſtätigte ihnen dieſe Freiheit für Geld. Damals hatte es das Anſehn, als wenn Italien auf immer von Teutſchland losgemacht werden könnte.

Alle Teutſche Fürſten, um mächtiger zu ſein, waren übereingekommen, einen Kaiſer haben zu wollen, der ſelber keine Macht hätte. Die vier Fürſten und die drei Erzbiſchöfe, welche ſich nach und nach das Wahlrecht anmaſſten, hatten, im Einverſtändnis mit andern Fürſten, den **Habsburger Rudolph** nur darum gewählt, weil er keine beträchtliche Länder beſas. Er war ein Schweizerſcher Edelmann, der ſich als einer von denen Anführern, welche die Italiener *Condottieri* nannten, furchtbar gemacht hatte. Er war in einem kleinen Kriege, den der Abt von Sankt Gallen mit dem Biſchof von Baſel um etliche Tonnen Wein führte, des Abts Verfechter geweſen. Auch hatte er der Stadt Strasburg beigeſtanden.

Sein Vermögen ſtand mit ſeiner Tapferkeit ſo wenig im Verhältnis, daß er eine Zeitlang Oberhaushofmeiſter bei eben dem Könige **Ottokar** von Böhmen geweſen war, der hernach auf die Aufforderung, **Rudolphen** zu huldigen,

antwortete: Er wäre ihm nichts ſchul-
dig; denn er hätte ihm ſeinen Lohn
richtig bezalt. Die Teutſchen Fürſten ſa-
hen es damals nicht voraus, daß eben dieſer
Rudolph der Stifter eines Hauſes ſein würde,
das lange Zeit im höchſten Flor ſtehn, und zu-
weilen ganz nahe daran ſein würde, eben ſo viel
Gewalt im Reiche zu haben, als **Karl der
Groſſe.**

Frankreich hätte unter einem Beherrſcher,
wie **Ludwig der Heilige** war, glüklich ſein
können, wenn das traurige Vorurtheil der Kreuz-
züge nicht geweſen wäre, welches ſein Unglük war,
und ihm in dem Afrikaniſchen Sandwüſten den
Tod zuzog. Aus der groſſen Anzal der zu dieſen
unſeligen Zügen ausgerüſteten Schiffe erhellet,
daß Frankreich leicht eine groſſe Handelsflotte
hätte haben können. **Ludwig's des Heiligen**
Handelsvorſchriften, die von ihm in Paris ein-
geführte Polizei, ſeine pragmatiſche Sanktion
zur Befeſtigung der Kirchenzucht in der Gallika-
niſchen Kirche, ſeine vier groſſe Gerichtsämter,
unter welchen die Untergerichte ſeiner Vaſallen
ſtanden, und die der Urſprung des Pariſer Par-
laments ſind, ſeine Anordnungen und ſeine Red-

lichkeit in Münzſachen, das alles beweiſt, daß Frankreich damals hätte blühend ſein können.

Was England betrift, ſo war daſſelbe unter **Eduard dem** I. ſo glüklich, als es bei den damaligen Sitten ſein konnte. Das Land Wales ward demſelben einverleibt, und es bezwang Schottland, welches von **Eduard's** Händen einen König empfing. Die Engländer hatten zwar die Normandie und Anjou nicht mehr, aber ſie beſaſſen die ganze Provinz Guienne. Wenn **Eduard der** I. blos einen kleinen vorübergehenden Krieg mit Frankreich führte, ſo mus man das den Unruhen zuſchreiben, welche es in ſeinem Innern beſchäftigten; theils als es Schottland ſich unterwarf, theils als es daſſelbe endlich wieder verlor.

Von Spanien, welches wir nun ſo lange den Saracenen zum Raube überlaſſen haben, wollen wir in einem beſondern und weitläufigern Kapitel reden. Hier müſſen wir noch ein Wort von Rom ſagen.

Die Päbſtliche Würde war um das dreizehnte Jahrhundert in eben dem Zuſtande, worin ſie ſchon ſo lange geweſen war. Die Päbſte, deren Gewalt in Rom nicht feſt ſtand, deren Anſehn in Italien überhaupt nur ſchwankend

war, und die kaum etliche Flekken in dem Erbtheil des heiligen Peter's und in Umbrien beſaſſen, fuhren immer fort, Königreiche zu verſchenken und Könige zu richten.

Im Jahr 1289. hielt der Pabſt Nikolas zu Rom ein feierliches Gericht über die Streitigkeiten des Königs von Portugal mit ſeiner Kleriſei. Wir haben geſehn, daß Martin der IV. den König von Arragonien abſezte, und ſeine Länder dem Könige von Frankreich gab, der aber die Päbſtliche Bulle nicht in Erfüllung bringen konnte. Bonifaz der VIII. gab Sardinien und Korſika einem andern Könige von Arragonien, Jakob, mit dem Beinamen der Gerechte.

Um das Jahr 1300, als wegen der Nachfolge im Königreiche Schottland Streit entſtand, ermangelte der Pabſt **Bonifaz der** VIII. nicht, an den König **Eduard** zu ſchreiben: Ihr müſſt wiſſen, daß es uns zukommt, einen König in Schottland zu ſezen, welches immer mit vollem Rechte der Römiſchen Kirche gehört hat, und noch jezt gehört. Glaubt Ihr, einige Rechte darauf zu haben, ſo ſchikt uns Eure Sachwalter her, ſo ſoll Euch

Gerechtigkeit widerfahren; denn Wir haben dieſe Angelegenheit uns allein vorbehalten.

Als gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts einige Fürſten den Prinzen Adolph von Naſſau, den Nachfolger des erſten Prinzen aus dem Oeſtreichiſchen Hauſe, **Rudolph's** Sohn, abſezten, gaben ſie vor, eine Päbſtliche Bulle zu Abſezung des Prinzen von Naſſau in Händen zu haben. Sie legten alſo ihre eigne Macht dem Pabſte bei. Eben dieſer Bonifaz, als er **Albert's** Wahl vernam, ſchrieb an die Wahlfürſten: Wir befelen Euch, bekannt zu machen, daß **Albert**, der ſich einen Römiſchen König nennt, vor Uns erſcheine, um ſich von dem Verbrechen der beleidigten Majeſtät, und von dem ſich zugezognen Kirchenbann, zu reinigen.

Man weis, daß **Albert von Oeſtreich**, anſtatt zu erſcheinen, den **Naſſau** ſchlug, und ihm in einem Treffen bei Speier das Leben nam, und daß ihn **Bonifaz**, ſo wie vorher mit Bannflüchen, nun mit Seegnungen überhäufte, weil er im Jahr 1303 ſeiner Hülfe gegen **Philipp den Schönen** bedurfte. Bei dieſer Ge-

legenheit berichtigt er, durch die Fülle ſeiner Gewalt, die Unregelmäſſigkeiten bei **Albert's** Wahl, und giebt ihm in ſeiner Bulle das Königreich Frankreich, von welchem er ſagt, daß es den Kaiſern rechtmäſſigerweiſe zugehöre. So verändert der Eigennuz ſein Betragen, und wendet Heiliges und Unheiliges an, um ſeine Endzwekke zu erreichen. *)

Andere gekrönte Häupter unterwarfen ſich der Päbſtlichen Gerichtsbarkeit. **Marie**, die Gemahlinn des Königs **Karl's des Hinkenden** von Neapel, welche an das Königreich Ungarn Anſprüche machte, lies ihre Klage bei dem Pabſt und ſeinen Kardinälen anbringen, und der Pabſt erkannte ihr das Königreich zu, weil der Beklagte Theil nicht erſchienen war. Der Sentenz fehlte nichts, als — eine Armee.

Als der König Chriſtoph von Dännemark von dem Adel und der Geiſtlichkeit im Jahre 1329 abgeſezt war, bittet der König **Magnus** von Schweden den Pabſt um etliche Däniſche Ländereien. Das Königreich Dännemark, ſagt er in ſeinem Schreiben, hängt, wie Ew. Heiligkeit weis, von der Römi-

*) S. das Kapitel von Philipp dem Schönen.

ſchen Kirche ab, welcher es Tribut be- zalt, und nicht vom Teutſchen Reich. Der Pabſt, welchen dieſer König von Schwe- den anflehte, weil er deſſelben weltliche Ge- richtsbarkeit über alle Könige des Erdbodens an- erkannte, war Jacques Fournier, (Be- nedikt der XII.) der zu Avignon reſidirte. Doch der Name thut nichts zur Sache; es kommt blos darauf an, zu zeigen, daß jeder Fürſt, der ein Domänenſtük erwerben, oder wieder an ſich bringen wollte, ſich an den Pabſt, als ſeinen Oberherrn, wandte. **Benedikt** trat auf die Seite des Königs von Dännemark, und gab zur Antwort: Er würde über dieſen Monarchen nicht eher richten, als bis er denſelben nach alter Sitte vorge- laden hätte, vor ihm zu erſcheinen.

Frankreich, wie wir ſehn werden, war gegen **Bonifaz den** VIII. nicht ſo biegſam. Uebri- gens iſt es bekannt genug, daß dieſer Pabſt das Jubeljahr ſtiftete, und der Päbſtlichen Müze die zweite Krone anſezte, um die beiderlei Ge- walt zu bezeichnen. **Johann der** XXII. ſezte in der Folge noch eine dritte darauf. Aber Jo- hann lies ſich nicht zwei bloſſe Schwerter vor-

tragen, wie Bonifaz that, wenn er Ablas austheilte.

In dieſem dreizehnten Jahrhundert ging man von der rohen Unwiſſenheit zur ſcholaſtiſchen über. Albert, mit dem Zunamen der Groſſe, lehrte die Grundſäze der Wärme, der Kälte, der Trokkenheit und der Feuchtigkeit. Auch lehrte er die Staatskunſt nach den Regeln der Aſtrologie, und des Einfluſſes der Geſtirne, und die Moral nach der Logik des Ariſtoteles.

Oft hatte man die weiſeſten Einrichtungen lediglich der Verblendung und der Schwachheit zu danken. Es giebt in der Kirche nicht leicht eine edlere, prächtigere und für die Andacht des des Volks erweklichere Ceremonie, als das Feſt des heiligen Sakraments. Das Alterthum hat faſt keine aufzuweiſen, deren Einrichtung majeſtätiſcher wäre. Wer war es indeſſen, der zu dieſer Einrichtung Anlas gab? Eine Nonne zu Lüttich, Namens Mancornillon, welche ſich einbildete, ein Loch in dem Monde zu ſehn. Sie erfuhr nachher durch eine Offenbarung, die ſie hatte, daß der Mond die Kirche, und das Loch ein derſelben noch fehlendes Feſt bedeutete. Ein Mönch, Namens Jean, verabredete mit

ihr die Feier des heiligen Sakraments. Das Feſt ward in Lüttich eingeführt, und **Urban der IV.** nam es für die ganze Kirche an.

Im zwölften Jahrhunderte machten die ſchwarzen und die weiſſen Mönche zwei groſſe Faktionen, welche die Städte ungefähr eben ſo theilten, wie die blaue und die grüne Faktion die Gemüter im Römiſchen Reiche getheilt hatten. Als endlich im dreizehnten Jahrhunderte die Bettelmönche in Anſehn kamen, vereinigten ſich die weiſſen und die ſchwarzen wider dieſe Neuangekommnen, bis endlich halb Europa ſich wider ſie alle aufgelehnt hat. Die gelehrten Arbeiten der Scholaſtiker waren damals (und ſind es faſt bis auf unſre Zeiten geblieben) Lehrgebäude von Ungereimtheiten, ſo daß, wenn man ſie von den Trabopanern erzälte, wir es für eine Verläumdung halten würden. Man unterſuchte nemlich, ob Gott die ganze Natur der Dinge hervorbringen und erhalten könnte, wenn keine Dinge vorhanden wären? Ob Gott in einem Prädikat ſein kann? Ob Gott das Erſchaffungsvermögen mittheilen, geſchehne Dinge ungeſchehen machen, und eine Frau in eine Jung-

ſer verwandeln kann? Ob jede Perſon in der Gottheit eine Natur annemen kann, welche ſie will? Ob Gott ein Miſtkäfer und ein Kürbis ſein kann? Ob der Vater den Sohn durch den Verſtand, oder durch den Willen oder durch das Weſen, oder durch das Attribut, natürlich oder frei, hervorbringt?

Und die Doktoren, welche dieſe Fragen auflöſten, legten ſich allerhand Namen bei, als: der Groſſe, der Feine, der Engliſche, der Unwiderlegliche, der Feierliche, der Illuminat, der Allgemeine, der Tiefe. Dieſe Doktoren waren gegen die alten Kirchenväter, was ein verunglükter ſchöner Geiſt gegen einen wahren Gelehrten iſt.

Zwölftes Kapitel.

Von Spanien im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte.

Als der Cid, am Ende des elften Jahrhunderts, die Muſulmanen aus Toledo und Valencia verjagt hatte, war Spanien unter verſchiedne Herrſchaften vertheilt. Das Königreich Kaſtilien begrif beide Kaſtilien, Leon, Galicien und Valencia in ſich. Das Königreich Arragonien war damals mit Navarra vereinigt. Andaluſien, ein Theil von Murcia und Granada, gehörten den Mauren. Es gab Grafen von Barcelona, welche den Königen von Arragonien huldigten. Der dritte Theil von Portugal gehörten den Chriſten.

Dieſer dritte Theil von Portugal, welchen die Chriſten beſaſſen, war eine bloſſe Grafſchaft. Der Sohn eines Herzogs von Bourgogne, ein Nachkomme **Hugo Capet's**, den man gemeiniglich **Graf Heinrich** nennt, hatte ſich derſelben im Anfange des zwölften Jahrhunderts bemächtigt.

Ein Kreuzzug hätte die Muſulmanen leichter aus Spanien, als aus Syrien, vertrieben; aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Chriſtlichen

Fürſten in Spanien von dieſem gefährlichen Beiſtande nichts wiſſen wollten, und daß ſie ſelbſt lieber ihr Vaterland zerreiſſen, und daſſelbe den Mauren ſtreitig machen, als es von den Kreuzfahrern überſchwemmt ſehn wollten.

Alphons, mit dem Beinamen der Schlachtenliefrer, König von Arragonien und Navarra, nam den Mauren Saragoſſa weg, welches die Hauptſtadt von Arragonien ward, und auch nicht wieder in die Hände der Muſulmanen kam.

Des Grafen **Heinrich's** Sohn, den ich **Alphons von Portugal** nenne, um ihn von ſo viel anderen Königen dieſes Namens zu unterſcheiden, entris den Mauren Liſſabon, den beſten Hafen von Europa, und den Ueberreſt von Portugal, bis auf Algarbien. Er gewann verſchiedne Schlachten, und machte ſich endlich zum König von Portugal.

Dieſe Begebenheit iſt ſehr wichtig. Die Könige von Kaſtilien nannten ſich damals Kaiſer von Spanien. **Alphons**, Graf über einen Theil von Portugal, war ihr Vaſall, ſo lange er nicht ſehr viel Macht hatte. Sobald er aber Herr einer beträchtlichen Provinz geworden war, macht' er ſich zum unabhängigen Landesherrn.

Der König von Kaſtilien bekriegte ihn, wie einen rebelliſchen Vaſallen; aber der neue König von Portugal unterwarf ſeine Krone dem heiligen Stuhl, wie die Normänner ſich, wegen des Königreichs zu Neapel, zu Vaſallen von Rom gemacht hatten. **Eugen der** III. bewilligt und giebt die Königswürde dem **Alphons** und ſeinen Nachkommen, mit der Auflage eines jährlichen Tributs von zwei Pfund Goldes. Der Pabſt **Alexander der** III. beſtätigt hernach die Schenkung ſowohl, als die jährliche Abgabe.

Dieſe Päbſte vergaben alſo eigentlich und in der That Königreiche. Die Stände von Portugal, die ſich unter **Alphonſen** zu Lamego verſammelten, um die Geſeze dieſes angehenden Königreichs einzurichten, fingen ihre Sizungen damit an, daß ſie **Eugen's des** III. Bulle ablaſen, worinn **Alphonſen** die Krone übertragen ward. Sie betrachteten alſo dieſelbe als ihr erſtes Souveränitätsrecht; folglich iſt dies ein neuer Beweis von der Gewohnheit und den Vorurtheilen dieſer Jahrhunderte. Ohne die Einwilligung des Pabſtes wagte es kein neuer Fürſt, ſich ſouverän zu nennen, konnte auch von den andern Fürſten nicht dafür anerkannt werden.

Die Grundlage der ganzen Geſchichte des mittlern Alters iſt immer die, daß die Päbſte ſich für Oberlehnsherren aller Staaten ohne Ausname halten, weil ſie behaupten, die alleinigen und einzigen Nachfolger Jeſu Chriſti zu ſein; und die Teutſchen Kaiſer ihrer Seits vorgaben und durch ihre Kanzlei behaupten lieſſen, daß alle Europäiſchen Königreiche nur abgeriſſne Stükke von ihrem Kaiſerthum wären, weil ſie darauf beſtanden, Nachfolger der Cäſare zu ſein. Unterdeſſen beſchäftigten ſich die Spanier mit weſentlichern Rechten.

Es hätte nur noch einige Anſtrengungen gekoſtet, ſo wären die Muſulmanen aus dieſem Lande vertrieben geweſen; aber dazu gehörte Einigkeit, und die Spaniſchen Chriſten lagen faſt immer gegen einander zu Felde. Bald waren Kaſtilien und Arragonien gegen einander in Waffen; bald führte Navarra mit Arragonien Krieg; zuweilen bekriegten dieſe drei Provinzen einander zu gleicher Zeit; und oft herrſchte noch in jedem dieſer Königreiche ein innerlicher Krieg.

Drei Könige von Arragonien nach einander fügten dieſem Staat den gröſſten Theil von Navarra bei, deſſen Ueberreſt die Muſulmanen beſaſſen. **Alphons der Schlchtenlieferer**, welcher 1134

ſtarb,

ſtarb, war der lezte dieſer Könige. Man kann den Geiſt dieſer Zeit und die ſchlechte Regierung aus dem Teſtamente dieſes Königs beurtheilen, welcher ſeine Königreiche den Tempelherren und den Rittern von Jeruſalem vermachte. Das hies, in ſeinem lezten Willen Bürgerkriege verordnen. Zum Glük ſezten ſich dieſe Ritter nicht in den Stand, das Teſtament zu vollziehen. Die immer noch freien Stände von Arragonien wählten zu ihrem Könige Dom Ramiro, den Bruder des leztverſtorbnen Königs, ob er gleich ſeit vierzig Jahren Mönch, und ſeit einigen Jahren Biſchof war. Man nannte ihn den Prieſterkönig, und der Pabſt **Innocenz der II.** gab ihm die Erlaubnis ſich zu vermälen.

Unter dieſen Unruhen ward Navarra von Arragonien getrennt, und ward wieder ein eignes Königreich, welches nachher durch Heurat den Grafen von Champagne zufiel, **Philipp dem Schönen** und dem Hauſe Frankreich zugehörte, alsdann an die Häuſer Foix und Albret kam, und heut zu Tage der Spaniſchen Monarchie einverleibt iſt.

Während dieſen Streitigkeiten erhielten ſich die Mauren aufrecht und namen Valencia wieder ein. Ihre Streifereien veranlaſſten die

Stiftung des Ordens von Kalatrava. Mönche von Citeaux, welche Vermögen genug hatten, die Koſten zur Vertheidigung der Stadt Kalatrava herzugeben, bewafneten ihre Laienbrüder, nebſt verſchiednen Schildknappen, und dieſe fochten im Skapulier. Bald nachher bildete ſich dieſer Orden, welcher heut zu Tage weder geiſtlich, noch militäriſch mehr iſt, in welchem man ſich einmal verheuraten kann, und der nur noch lediglich in dem Genus verſchiedner Komthureien in Spanien beſteht.

Die Streitigkeiten der Chriſten dauerten immer fort, und die Muhammedaner machten ſich dieſelben bisweilen zu Nuze. Ein König von Navarra, Namens Dom **Sancho**, den die Kaſtilier und Arragonier verfolgten, ſahe ſich um das Jahr 1197 genötigt, nach Afrika zu gehn, und den Miramolin des Kaiſerthums Marokko um Hülfe zu bitten. Man vermutete daher eine Staatsverändrung; ſie erfolgte aber nicht.

Als ganz Spanien ehmals unter dem Könige Dom **Roderich**, einem vielleicht ausſchweifenden, aber tapfern Fürſten vereinigt war, ward es in weniger als zwei Jahren unterjocht, und jezt, da es unter ſo viele auf einander eifer-

ſüchtige Herren vertheilt war, konnten weder die Miramoline von Afrika, noch der Mauriſche König von Andaluſien, Erobrungen machen. Das kam daher, weil die Spanier jezt im Kriege geübter, und die Feſtungen im Lande häufiger waren, auch weil man bei den dringendſten Gefahren ſich vereinigte, und die Mauren endlich nicht klüger waren, als die Chriſten.

Kurz, alle Chriſtliche Nationen in Spanien vereinigten ſich, der Macht von Afrika, welche ihnen auf den Hals fiel, Widerſtand zu leiſten.

Der Miramolin **Muhammed-ben-Joſeph** war mit beinahe hunderttauſend Mann über das Meer gegangen, wenn man den Geſchichtſchreibern glauben will, die faſt alle übertreiben. Man mus immer viel von der Anzal Soldaten abziehn, die ſie in's Feld ſtellen, und von denen, die ſie umkommen laſſen, und von den Schäzen, deren ſie erwähnen, und von den Wundern, die ſie erzälen. Kurz, dieſer Miramolin, der ſich noch durch die Mauren aus Andaluſien verſtärkt hatte, hofte zuverläſſig, Spanien zu erobern. Der Ruf von dieſer groſſen Zurüſtung hatte einige Franzöſiſche Ritter aufgewekt.

Die Gefahr vereinigte die Könige von Kaſtilien, von Arragonien und von Navarra. Portugal lieferte Truppen.

Dieſe beide groſſe Armeen ſtieſſen in den holen Wegen des ſchwarzen Gebürges, oder der Sierra Morena, auf den Grenzen von Andaluſien und der Provinz Toledo, auf einander Der Erzbiſchof von Toledo war dem Könige **Alphons dem Edlen** von Kaſtilten zur Seite, und trug das Kreuz vor dem Heere. Der Miramolin hielt einen Säbel in der einen Hand und den Koran in der andern. Die Chriſten ſiegten, und dieſer Sieg wird noch jährlich zu Toledo am 16ten Juli gefeiert; er brachte aber mehr Ruhm, als Vortheil. Die Andaluſiſchen Mauren verſtärkten ſich mit den Ueberbleibſeln der Afrikaniſchen Armee, und die Chriſtliche ging bald auseinander.

Nach einer Schlacht gingen damals faſt alle Ritter wieder heim. Man verſtand ſich auf das Schlagen, aber nicht auf das Kriegführen, und die Mauren verſtanden dieſe Kunſt noch weniger, als die Chriſten. Weder Chriſten, noch Muſulmanen, hielten beſtändige Truppen auf den Beinen.

Spanien war fünfhundert Jahre hindurch mit ſeinen eignen Unruhen beſchäftigt, und fing nicht eher an, ſich in die Europäiſchen Händel zu miſchen, als zu den Zeiten der Albigenſer. Wir haben geſehn, wie der König **Pedro der I.** von Arragonien genötigt ward, ſeinen Vaſallen in Languedok und im Ländchen Foix zu Hülfe zu kommen, die man unter dem Vorwande der Religion unterdrükte, und wie er in einem Treffen gegen **Montfort**, den Räuber ſeines Sohnes und den Erobrer von Languedok, das Leben verlor. Seine Wittwe, Marie von Montpellier, die ſich nach Rom begeben hatte, führte die Sache dieſes Sohnes vor dem Pabſt Innocenz dem III, und bat ihn, demſelben durch ſein Anſehn die Freiheit wieder zu verſchaffen. Es gab manche ehrenvolle Zeitpunkte für den Römiſchen Hof. Der Pabſt befal **Simon von Montfort**, dieſes Kind den Arragoniern wieder herauszugeben, und **Montfort** gehorchte. Hätten die Päbſte immer ſolchen Gebrauch von ihrem Anſehn gemacht, ſo wären ſie die Geſezgeber von Europa geworden.

Eben dieſer König **Jakob** iſt der erſte König von Arragonien, dem die Stände den Huldigungseid geleiſtet haben. Er iſt es, der den

Mauren die Inſel Majorka wegnam, und ſie aus dem ſchönen Valencia vertrieb, aus dieſem von der Natur begünſtigten Lande, wo ſie ſtarke und geſunde Menſchen hervorbringt, und denſelben alles giebt, was ihren Sinnen ſchmeicheln kann. Ich weis nicht, wie ſo viele Geſchichtſchreiber ſagen können, daß die Stadt Valencia nur tauſend Schritte im Umfange habe, und daß doch mehr als fünftauſend Muhammedaner aus derſelben auszogen. Wie konnte eine ſo kleine Stadt ſo viele Menſchen faſſen?

Dies ſchien der zu Spanien's Ruhm, und zur Vertreibung der Mauren beſtimmte Zeitpunkt zu ſein. Der König **Ferdinand der** III. von Kaſtilien und Leon nam ihnen die berühmte Stadt Kordua weg, welche die Reſidenz ihrer erſten Könige, und weit beſſer als Valencia war, und in welcher ſie die berühmte Moſchee und ſo viele ſchöne Palläſte hatten bauen laſſen.

Dieſer **Ferdinand der** III. unterwarf ſich auch noch die Muſulmanen von Murcia. Dies iſt ein kleines, aber fruchtbares Land, in welchem die Mauren viel Seide gewannen, woraus ſie ſchöne Zeuge verfertigten. Endlich nam er, nach einer ſechszehnmonatlichen Belagerung, Sevilla, die reichſte Stadt der Mauren, weg,

welche ſie auch niemals wiederbekamen. Der Tod machte ſeinen Fortſchritten ein Ende. Wenn Vergötterung der gebührende Lohn für diejenigen iſt, welche ihr Vaterland befreit haben, ſo erzeigt Spanien ſeine Verehrung dieſem **Ferdinand** mit eben dem Rechte, mit welchem Frankreich **Ludwig den Heiligen** anruft. Er gab weiſe Geſeze, wie dieſer; und führte, wie er, neue Gerichtsbarkeiten ein. Ihm ſchreibt man den königlichen Rat von Kaſtilien zu, der, von ſeiner Zeit an, noch immer beſteht.

Sein Miniſter war ein Erzbiſchof Ximenes von Toledo; ein glüklicher Name für Spanien, der aber mit dem andern Ximenes nicht verwechſelt werden mus, der in den folgenden Zeiten Regent von Kaſtilien war.

Kaſtilien und Arragonien waren damals eigene Mächte; man mus aber nicht glauben, daß ihre Beherrſcher unumſchränkt waren; das war keiner in Europa. Die Spaniſchen Edlen drängten dort mehr, als anderswo, die Königliche Macht in enge Gränzen zuſammen. Die Arragonier haben die Einweihungsformel ihrer Könige noch in Andenken. Der Oberrichter des Königreichs (*el Juſtitia*) ſprach im Namen der Stände folgende Worte aus: *Nos que valemos tanto como*

vos, y que podemos mas que vos, os hazemos nueſtro rey y señor, con tal que guardeis nueſtros fueros, ſe no, no. Wir, die wir eben ſo vornem ſind, als Ihr, und die wir mehr vermögen, als Ihr, machen Euch zu unſerm Könige und Herrn, unter dem Beding daß Ihr über unſre Geſeze wacht, wo nicht, nicht!

Der Juſticia behauptete, daß dieſes keine leere Ceremonie wäre, ſondern daß er das Recht hätte, den König bei den Ständen zu verklagen, und bei der rechtlichen Entſcheidung darüber den Vorſiz zu führen. Ich finde indeſſen kein Beiſpiel, daß man dieſes Vorrecht ausgeübt hätte.

Kaſtilien hatte nicht geringere Vorrechte, und die Stände ſezten der ſouveränen Macht auch ihre Grenzen. Man kann wohl denken, daß es in Ländern wo ſo viel vorneme Edelleute waren, den Königen eben ſo ſchwer ward, ihre Unterthanen im Zaum zu halten, als die Mauren zu verjagen.

Alphons, mit dem Beinamen der Aſtronom, oder der Weiſe, Ferdinand's des Heiligen Sohn, machte die Erfahrung davon. Man hat ihm nachgeſagt, daß er über

dem Studium des Himmels die Erde aus den Augen verloren hätte. Dieſer abgenuzte Einfall würde treffender ſein, wenn **Alphons** über dem Studiren ſeine Geſchäfte vernachläſſigt hätte, das that er aber niemals. Eben der gründliche Verſtand, der ihn zum groſſen Philoſophen machte, machte ihn auch zum guten Könige. Verſchiedne Schriftſteller beſchuldigen ihn auch des Atheiſmus, weil er geſagt hatte, wenn Gott ihn befragt hätte, ſo würd' er demſelben, wegen des Laufs der Geſtirne, manchen guten Rat gegeben haben. Dieſe Schriftſteller bedenken nicht, daß dieſer Scherz des klugen Fürſten lediglich das Ptolomäiſche Syſtem traf, deſſen Unzulänglichkeit und Widerſprüche er fühlte. Er war der Nebenbuhler der Araber in den Wiſſenſchaften, und die von ſeinem Vater in Salamanka geſtiftete Univerſität hatte keinen Gelehrten aufzuweiſen, der ihm gleich kam. Seine Alphonſiſche Tabellen ſind noch heut zu Tage ſein Ruhm und die Schande der Fürſten, die ſich aus der Unwiſſenheit ein Verdienſt machen; aber man mus auch geſtehn, daß es Araber waren, die ſie anfertigten.

Der Geldmangel, der ſich öfterer unter ſeiner Regierung hervorthat, war gewis nicht eine Folge der Wiſſenſchaften, wodurch **Alphons** ſich berühmt machte, ſondern eine Frucht der ausſchweifenden Verſchwendung ſeines Vaters. So wie **Ludwig der Heilige** Frankreich durch ſeine Reiſener ſchöpft hatte, ſo hatte **Ferdinand der Heilige** Kaſtilien, ſelbſt durch ſeine Erwerbungen, eine Zeitlang zu Grunde gerichtet, welche ihn auf damals mehr koſteten, als ſie anfänglich wehrt waren.

Nach **Ferdinand's des Heiligen** Tode muſſte ſein Sohn ſich gegen Navarra, und gegen den eiferſüchtigen Arragonier wehren.

Alle die Verlegenheiten indeſſen, in welche dieſer philoſophiſche König verwikkelt war, hinderten die Reichsfürſten nicht, ihn zum Kaiſer zu verlangen, und wenn er es nicht ward, wenn **Rudolph von Habsburg** endlich an ſeine Stelle gewählt ward, ſo mus man dieſes, meines Erachtens, lediglich der zu weiten Entfernung zuſchreiben, welche Kaſtilien von Teutſchland trennte. **Alphons** bewies wenigſtens durch die Art, wie er Kaſtilien regierte, daß er der Kaiſerkrone würdig war. Seine Sammlung von Geſezen, die man *Las Siete partidas* nennt,

iſt noch daſelbſt eine von den Grundlagen der Rechtsgelehrſamkeit. In dieſen Geſezen ſagt er: Der Deſpot reiſſt den Baum mit der Wurzel aus; der weiſe Monarch nimmt ihm nur die Zweige.

Dieſer Fürſt ſah in ſeinem Alter ſeinen Sohn Dom **Sancho den** III. ſich gegen ihn empören. Aber das Verbrechen des **Sohnes** gereicht, meiner Meinung nach, dem **Vater** nicht zur Schande. Dieſer Dom **Sancho** war in der zweiten Ehe gezeugt, und wollte ſich, mit Ausſchlieſſung der Enkel aus der erſten Ehe, zum Erben ſeines noch lebenden Vaters erklären laſſen. Eine Verſammlung von Empörern, unter dem Namen der Landſtände, ſprach ihm ſogar die Krone zu. Dieſer Eingrif iſt ein neuer Beweis deſſen, was ich ſo oft geſagt habe, daß Europa keine Geſeze hatte, und daß faſt alles nach den Umſtänden der Zeitläufte, und nach dem Eigenſinn der Menſchen entſchieden ward.

Alphons der Weiſe ſah ſich in die ſchmerzliche Notwendigkeit geſezt, gegen einen empörten Sohn und gegen rebelliſche Chriſten, mit Muhammedanern ein Bündnis zu ſchlieſſen. Dieſes Bündnis war nicht das erſte, welches Chriſten mit Muſulmanen gegen andre

Chriſten ſchloſſen; aber es war zuverläſſig das gerechteſte.

Der von dem Könige **Alphons** dem X. zu Hülfe gerufne Miramolin von Marokko kam über das Meer. Der Afrikaner und der Kaſtilier ſahen ſich zu Zara auf den Grenzen von Granada. Das Betragen und die Worte dieſes Miramolin's verdienen in der Geſchichte verewigt zu werden. Er lies den König von Kaſtilien oben an ſizen, und ſagte: Ich begegne Euch ſo, weil Ihr unglüklich ſeid, und verbinde mich mit Euch blos, um die gemeinſchaftliche Sache aller Könige und aller Väter zu verfechten. **Alphons** lieferte **ſeinem Sohne** eine Schlacht, und überwand ihn. Auch dies beweiſt, wie würdig er der Regierung war; er ſtarb aber bald nach ſeinem Siege.

Der König von Marokko muſſte wieder nach ſeinen Staaten zurükgehn, und **Alphonſens** ausgearteter Sohn **Dom Sancho**, der ſeinem Neffen die Krone entris, regierte, und regierte noch dazu glüklich.

Die Portugieſiſche Herrſchaft erſtrekte ſich auch über Algarbien, welches endlich den Mauren entriſſen war. Das Wort Algarbien

bedeutet in Arabiſcher Sprache ein fruchtbares Land. Wir müſſen noch nicht vergeſſen, daß **Alphons der Weiſe** viel dazu geholfen hatte, daß Portugal dieſes Land eroberte. Alles dieſes, deucht mich, beweiſt unwiderſprechlich, daß **Alphons** nicht nötig hatte, ſeinen auf die Wiſſenſchaften gewendeten Fleis zu bereuen, wie es die Geſchichtſchreiber zu verſtehn geben wollen, die, um ſich den zweideutigen Ruf ſtaatskluger Einſichten zu erwerben, ſich mit der Verachtung der Künſte und Wiſſenſchaften brüſten, die ſie ehren ſollten.

Alphons der Philoſoph hatte das Irdiſche ſo wenig aus der Acht gelaſſen, daß er ſich von dem Pabſt Gregor dem X. den dritten Theil von gewiſſen Zehnten der Kleriſei in Leon und Kaſtilien hatte abtreten laſſen, und dieſes Recht auch auf ſeine Nachfolger brachte.

Sein Haus war voll Unruhen, aber es befeſtigte ſich doch immer mehr gegen die Mauren. Sein Enkel Ferdinand der IV. nam ihnen nun auch Gibraltar weg, welches damals nicht ſo ſchwer zu erobern war, als heut zu Tage.

Dieſen **Ferdinand den** IV. nennt man auch **Ferdinand den Vorgeladnen**, weil er, wie man erzält, in einem Anfall von Jähzorn, zwei

Edelleute von einem Felſen herabſtürzen lies, die, ehe ſie herabgeſtürzt wurden, ihn citirten oder vorluden, in dreiſſig Tagen vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen, und er zu Ende dieſes Termins wirklich ſtarb. Es wäre zu wünſchen, daß dieſes Märchen wahr wäre, oder wenigſtens von denenjenigen für wahr gehalten würde, welche wähnen, daß ſie alles ungeſtraft thun können. Er war der Vater des berüchtigten **Pedro's des Grauſamen**, deſſen übertriebne Strenge wir in der Folge ſehn werden, eines unverſöhnlichen Fürſten, der die Menſchen auf das grauſamſte ſtrafte, ohne vor den Richterſtuhl Gottes vorgeladen zu werden.

Arragonien befeſtigte ſich ſeiner Seits immer mehr, wie wir geſehn haben, und vermehrte ſeine Macht durch die Erwerbung von Sicilien.

Die Päbſte maaſſten ſich aus zwei Gründen die Gewalt an, über das Königreich Arragonien ſchalten zu können. Erſtlich, weil ſie es als ein Lehn der Römiſchen Kirche betrachteten; zweitens, weil **Pedro der** III, oder **der Groſſe**, dem man die Siciliſche Verſper zur Laſt legte, exkommunicirt war, nicht etwa darum, weil er an dem Blutbade Theil genommen, ſondern darum, weil er ſich Sicilien zugeeignet

hatte, welches der Pabſt ihm nicht geben wollte.

Sein Königreich Arragonien ward alſo, durch richterlichen Ausſpruch des Pabſtes, **Ludwig's des Heiligen** Enkel, Karl'n von Valois, verliehen. Die Bulle konnte aber nicht zur Ausführung gebracht werden. Das Haus Arragonien blieb im Flor, und ward bald nachher von den Päbſten, die es hatten ſtürzen wollen, noch bereichert. **Bonifaz der** VIII. gab dem Könige von Arragonien Jakob dem IV, mit dem Beinamen der Gerechte, Sardinien und Korſika, um dieſe Inſeln den Genueſern und Piſanern wegzunemen, die ſich darum ſtritten.

Damals waren Kaſtilien und Frankreich einig, weil ſie Feinde von Arragonien waren. Die Kaſtilier und Franzoſen ſtanden nicht allein Land für Land, ſondern auch Volk für Volk und Mann für Mann, in freundſchaftlichem Bündnis.

Was damals, zu **Philipp's des Schönen** Zeiten, in Frankreich zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts vorging, iſt wohl wehrt, unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn.

Dreizehntes Kapitel.

Von dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich, und von Bonifaz dem VIII.

Die Zeiten **Philipp's des Schönen**, der ſeine Regierung im Jahr 1285 anfing, machen einen wichtigen Zeitpunkt für Frankreich aus, weil durch die Einführung der höchſten Gerichtshöfe, oder Parlamenter *), der Bürgerſtand zu den Verſammlungen der Nation zugelaſſen ward; weil zu Gunſten des Herzogs von Bretagne eine neue Pairſchaft errichtet ward; weil der Zweikampf bei Civilproceſſen abgeſchaft ward; weil das Geſez der Appanagierungen einzig und allein auf die männlichen Erben eingeſchränkt ward. Wir wollen uns jezt mit zwei andern Gegenſtänden beſchäftigen, nemlich mit den Streitigkeiten zwiſchen **Philipp dem Schönen** und dem Pabſt **Bonifaz** dem VIII, und mit der Ausrottung des Ordens der Tempelherren.

Wir haben ſchon geſehen, daß **Bonifaz der** VIII, aus dem Hauſe Cajetani, ein

Mann

*) Man ſehe die Kapitel von den Generalverſammlungen der Landſtände und von den Parlamentsgerichtshöfen.

Mann war, wie Gregor der VII, noch gelehrter im kanoniſchen Recht und nicht minder eifrig, die Regenten der Kirche, und alle Kirchen dem heiligen Stuhle zu unterwerfen. Die Faktionen der Guelfen und Ghibellinen veruneinigten Italien mehr, als jemals. Die Ghibellinen waren urſprünglich Anhänger der Kaiſer, und da der Teutſche Kaiſertitel damals nur ein leerer Titel war, ſo bedienten ſich die Ghibellinen immer dieſes Namens, um ſich zu verſtärken und zu vergrößern. Bonifaz hielt es als Privatmann lange mit den Ghibellinen; man kann wohl denken, daß er zu den Guelfen übertrat, ſobald er Pabſt ward. Man erzält, daß, als er an einem Aſchermittwoch einem Erzbiſchof von Genua die Aſche reichte, er ſie demſelben in's Geſicht warf, und ſagte: Erinnre Dich, daß Du ein Ghibelline biſt, anſtatt zu ſagen: Erinnre Dich, daß Du ein Menſch biſt. Colonna, das Haus der erſten Römiſchen Barone, welches mitten im Gebiete des heiligen Peter's Städte beſas, war von der Partei der Ghibellinen. Sie hatten eben das Intereſſe gegen die Päbſte, welches die Teutſchen Edlen gegen den Kaiſer, und die Franzöſiſchen gegen den König von

Frankreich hatten. Die Macht der Lehnsbeſizer ſtellte ſich immer der Macht der Oberlehnsherren entgegen.

Die übrigen Barone in der Nachbarſchaft von Rom waren in dem ähnlichen Fall. Sie vereinigten ſich mit den Königen von Sicilien, und mit den Ghibellinen in den Italieniſchen Städten. Man mus ſich nicht darüber wundern, daß der **Pabſt** ſie verfolgte, und von ihnen verfolgt ward. Faſt alle dieſe Herren hatten zu gleicher Zeit das Diplom als Vikarien des heiligen Stuhls, und als Vikarien des Teutſchen Reichs. Dies war eine unfehlbare Quelle bürgerlicher Kriege, welche die Achtung für die Religion nicht zurükhalten konnte, und die **Bonifaz der** VIII. durch ſein hochfahrendes Betragen nur noch vergrößerte.

Dieſe Gewaltthätigkeiten konnten nicht anders, als durch die noch größre Gewaltthätigkeiten **Alexander's des** VI, mehr als hundert Jahre nachher, geendigt wurden. Der heilige Stuhl war, zu **Bonifaz des** VIII. Zeiten, nicht mehr Herr von allen den Ländern, welche **Innocenz der** III, vom Adriatiſchen Meere bis an den Hafen von Oſtia, beſeſſen hatte. Er maaßte

ſich die Oberlehnsherrſchaft darüber an; ſein wirkliches Eigenthum aber beſtand nur in etlichen Städten und das war alſo nur eine ſehr mittelmäſſige Macht. Das gröſſte Einkommen der Päbſte beſtand in den Gefällen aus der Kirche überhaupt, in dem Zehnten, den ſie oft von der Kleriſei erhoben, in den Diſpenſationen und in den Taxen.

In einer ſolchen Lage muſſte **Bonifaz** eine Macht, die ihn eines Theiles dieſer Einkünfte berauben, und die Partei der Ghibellinen gegen ihn verſtärken konnte, mit vieler Schonung behandeln. Er lies daher auch, ſelbſt bei dem Anfange ſeiner Streitigkeiten mit dem Könige von Frankreich, **Philipp's** Bruder, **Karl'n von Valois**, nach Italien kommen. **Karl** kam mit einiger Kavallerie an. **Bonifaz** verheuratete denſelben mit des abgeſezten zweiten Kaiſers **Baudouin's** von Konſtantinopel Enkelin, und ernannte ihn feierlich zum Orientaliſchen Kaiſer; ſo daß er, binnen zwei Jahren, das Orientaliſche und das Occidentaliſche Kaiſerthum, und das Königreich Frankreich, vergab. Von dieſen dreien Geſchenken ward allein das Teutſche Kaiſerthum angenommen, weil Albert daſſelbe wirklich beſas.

Der **Pabſt** hatte, vor ſeiner Ausſöhnung mit dem Kaiſer, **Karl'n von Valois** einen andern Titel gegeben, nemlich den Titel eines Vikars des Reichs in Italien und vornemlich in Toſkana. Er glaubte, weil er die Herren ernannte, ſo müſſe er mit noch gröſſerm Rechte auch die Vikarien ernennen. Ihm zu gefallen, verfolgte nun auch **Karl von Valois** die Partei der Ghibellinen zu Florenz auf das heftigſte. Und doch beſchimpft **Bonifaz** grade zu der Zeit, da **Karl** ihm dieſen Dienſt leiſtet, den Bruder deſſelben, den König von Frankreich, und bringt ihn auf's äuſſerſte. Nichts beweiſt deutlicher, daß Leidenſchaft und Groll oft über das Intereſſe ſelbſt ſiegen.

Philipp der Schöne, der gern viel Geld ausgeben wollte und nur wenig hatte, verlangte, daß die Kleriſei, als der reichſte Landſtand, ohne Erlaubnis von Rom, zu den Bedürfniſſen des Königreichs beitragen ſollte. Der **Pabſt** hingegen wollte den Ertrag eines bewilligten Zehnten haben, unter dem Vorwande, daß er zur Hülfe des gelobten Landes angewendet werden ſollte, welches keiner Hülfe mehr empfänglich, und in den Händen eines Nachkommen des **Dſchingiskan's** war. Der **König**

nam dieſes Geld, um in Guienne den Krieg zu führen, den er im Jahre 1301 und 1302 gegen den König **Eduard** von England hatte. Dies war der erſte Anlas zum Streite.

Das Unternemen eines Biſchofs der Stadt Pamiers erbitterte hernach die Gemüter noch mehr. Dieſer Mann hatte gegen den **König** Kabalen gemacht, in ſeinem Lande, welches damals von der Krone abhing, und der **Pabſt** machte ihn ſogleich zu ſeinem Legaten an **Philipp's** Hofe. Dieſe Unterthan, der nun eine Würde bekleidete, die ihn, nach der Meinung des Römiſchen Hofes, dem Könige ſelbſt gleich machte, kam nach Paris, trozte ſeinem Landesherrn, und drohte demſelben, ſein Königreich in den Bann zu thun. Ein Weltlicher hätte ein ſolches Betragen mit dem Leben büſſen müſſen. Jezt aber muſſte man mit groſſer Behutſamkeit zu Werke gehn, um ſich nur der Perſon des Biſchofs zu verſichern. Und noch bei allem dem muſſte man denſelben in die Hände ſeines Metropolitan's, des Erzbiſchofs von Narbonne, übergeben.

Wir haben ſchon geſehn, daß es ſeit **Karl's des Groſſen** Zeiten keinen Römiſchen Pabſt gab, der nicht ſpizfindige oder auch heftige

Streitigkeiten mit den Kaiſern und mit den Kö=nigen hatte; und wir werden ſehn, wie dieſe Streitigkeiten, eine notwendige Folge der unge=reimteſten Regierungsform, welcher ſich die Menſchen irgend jemals unterworfen haben, bis in die Zeiten **Ludwig's des** XIV. fortdauern. Die Ungereimtheit beſtand darin, daß man in ſeinem Eigenthum von einem Fremden abhing. Leiden, daß dieſer Fremde in ihrem eigenthümli=chen Lande Lehne vergab; von den Beſitzern die=ſer Lehne keine Abgaben erheben zu können, ohne die Erlaubnis dieſes Fremden zu haben, und ohne mit ihm zu theilen; unaufhörlich in der Gefahr ſein, die von ihnen ſelbſt erbauten und ausgeſtatteten Kirchen, auf Befel dieſes Frem=den, verſchloſſen zu ſehn; zugeben, daß ein Theil ihrer Unterthanen ſeine Rechtsklagen drei=hundert Meilen weit von ihren Staaten an=brachte; — das iſt nur ein geringer Theil von den Ketten, welche ſich die Europäiſchen Souve=räne unvermerkt, und beinahe ohne es ſelbſt zu wiſſen, anlegten. Es iſt ausgemacht, daß, wenn jemand heut zu Tage zum erſtenmal dem Kabinette eines Königs den Vorſchlag thäte, ſich ſolchen Gewohnheiten zu unterwerfen, dieſer Jemand für den unſinnigſten Thoren auf Erden

gehalten werden würde. Die anfänglich leichte Laſt war ſtufenweiſe ſchwerer geworden. Man fühlte wohl, daß ſie gemindert werden muſſte, ſich dieſelbe aber gänzlich vom Halſe zu ſchaffen, dazu hatte man weder Klugheit, noch Einſicht, noch Standhaftigkeit genug.

Schon in einer längſt berühmten Bulle hatte der Biſchof von Rom **Bonifaz der** VIII. feſtgeſezt, daß kein Geiſtlicher dem Könige, ſeinem Herrn, ohne ausdrükliche Erlaubnis des Pab'ſtes, das Geringſte bezalen ſollte. Der König **Philipp** von Frankreich wagte es nicht gleich, dieſe Bulle verbrennen zu laſſen, ſondern begnügte ſich damit, die Geldausfuhr aus dem Königreiche zu verbieten, ohne Rom zu nennen. Man trat in Unterhandlungen. Der **Pabſt**, um Zeit zu gewinnen, kanoniſirte **Ludwig den Heiligen**, und die Mönche machten den Schlus, wenn ein Menſch das Himmelreich vergeben könnte, ſo könnte er auch über die Gelder der Erden ſchalten.

Der **König** brachte ſeine Klage wider den Biſchof von Pamiers durch den Mund ſeines Kanzlers, Pierre Flotte, bei dem Erzbiſchof von Narbonne zu Senlis an, und dieſer Kanzler ging in Perſon nach Rom, um dem

Pabſt von dem Proces Bericht abzuſtatten. Die Könige von Kappadocien und Bithynien machten es ungefähr eben ſo mit der Römiſchen Republik; aber was dieſe nicht würden gethan haben, das that Pierre Flotte. Er redete nemlich mit dem Hohenprieſter von Rom, wie der Miniſter eines wirklichen Souveräns mit einem eingebildeten Souverän, und ſagte ihm mit dürren Worten: Das Königreich Frankreich wäre von dieſer Welt, und das Reich des Pabſtes wäre nicht von dieſer Welt.

Der Pabſt war verwägen genug, ſich dadurch beleidigt zu finden. Er ſchrieb dem Könige ein Breve, worin folgende Worte vorkommen: Wiſſet, daß Ihr uns unterworfen ſeid, im Weltlichen, wie im Geiſtlichen. Ein ſcharfſinniger und gelehrter Geſchichtſchreiber macht die ſehr wohl angebrachte Bemerkung, daß dieſes Breve in einem alten Manuſkripte zu Paris, in der Bibliothek von Saint Germain des Prés, ſei aufbewahrt worden, daß man aber das Blatt zerriſſen, jedoch einen ſummariſchen Inhalt ſtehn laſſen, der es anzeigt, und einen Auszug, der es in Andenken erhält.

Philipp antwortete: Dem angeblichen Pabſte **Bonifaz** wenig Heil oder gar keins! Eurer groſſen Thorheit mögen Wir nicht verhalten, daß Wir im Weltlichen Niemanden unterworfen ſind. Eben der Geſchichtſchreiber bemerkt, daß dieſe Antwort des **Königs** im Vatikan urſchriftlich aufbewahrt wird. So haben alſo die neueren Römer mehr Sorgfalt bewieſen, merkwürdige Dinge aufzubewahren, als die Benediktiner zu Paris. Vergeblich hat man die Echtheit dieſer Briefe beſtreiten wollen. Ich glaube zwar nicht, daß ſie mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten ſind ausgefertigt und feierlich überreicht worden, aber geſchrieben ſind ſie ohn' allen Zweifel.

Der **Pabſt** erlies eine Bulle nach der andern, welche erklären, daß der Pabſt Herr über die Königreiche iſt; daß, wenn der König von Frankreich ihm nicht gehorcht, er exkommunicirt und ſein Königreich mit dem Interdikt belegt werden ſoll, das heiſſt, es ſoll nicht mehr erlaubt ſein, in demſelben Chriſtliche Religionsübungen vorzunemen, und die Kinder zu taufen, oder die Todten zu begraben. Es ſcheint der höchſte Widerſpruch zu ſein, auf welchen ein menſchlicher

Verſtand verfallen kann, daß ein Chriſtlicher Biſchof, welcher alle Chriſten für ſeine Unterthanen ausgiebt, dieſe ſeine angebliche Unterthanen verhindern will, Chriſten zu ſein, und daß er ſich ſolchergeſtalt auf einmal desjenigen beraubt, was er für ſein Eigenthum hält. Aber man ſieht wohl, daß der Pabſt auf die Schwachſinnigkeit der Menſchen rechnete, und hofte, die Franzoſen würden weichherzig genug ſein, ihren König der Furcht, der Sakramente beraubt zu werden, aufzuopfern. Er betrog ſich. Man verbrannte ſeine Bulle. Frankreich lehnte ſich wider den Pabſt auf, ohne deshalb der Päbſtlichen Würde aufſäzig zu ſein. Der **König** berief die Stände zuſammen. Bedurft' es denn dieſer Verſammlung, um zu entſcheiden, daß **Bonifaz der VIII.** nicht König von Frankreich war?

Der Kardinal le Moine, aus Frankreich gebürtig, der aber kein andres Vaterland mehr hatte, als Rom, kam nach Paris, um Unterhandlungen zu pflegen, oder, im Fall er nichts ausrichtete, das Königreich in den Bann zu thun. Dieſer neue Legat hatte den Auftrag, den Beichtvater des Königs, der ein Dominikaner war, nach Rom zu bringen, damit er daſelbſt von ſeinem und **Philipp's** Be-

tragen Rechenſchaft ablegte. Alles, was der menſchliche Verſtand erſinnen kann, um die Macht des **Pabſtes** zu erhöhen, war erſchöpft. Die Biſchöfe waren ihm unterworfen; neue Mönchsorden, welche unmittelbar unter dem heiligen Stuhl ſtanden, lieſſen überall ſeine Fahne wehen; Könige beichteten ihre geheimſten Gedanken, oder wurden wenigſtens dafür angeſehn, daß ſie das thaten, bei einem von dieſen Mönchen, und ein ſolcher Beichtvater ward endlich von dem **Pabſte**, ſeinem Herrn aufgefordert, nach Rom zu kommen, und von dem Gewiſſen des Königs, ſeines Beichtlings, Red' und Antwort zu geben.

Philipp gab indeſſen nicht nach. Er läſſt die weltlichen Güter aller abweſenden Prälaten in Beſchlag nemen. Die Landſtände appellirten an eine künftige Kirchenverſammlung, und einen künftigen Pabſt. Dieſes Mittel ſelbſt verriet einige Schwachheit. Denn an den Pabſt appelliren, das hies doch, ſein Anſehn anerkennen; und warum bedürfen denn die Menſchen einer Kirchenverſammlung und eines Pabſtes, um einzuſehn, daß jede Regierung unabhängig, und daß man niemanden, als den Geſezen ſeines Vaterlandes, Gehorſam ſchuldig iſt?

Der Pabſt nimmt hierauf allen geiſtlichen Korps in Frankreich das Wahlrecht, und den Univerſitäten die Ertheilung der Grade, und das Recht, zu lehren, als wenn er eine von ihm ſelbſt ertheilte Gnade widerriefe. Dieſe Waffen waren nur ſchwach; er wollte noch die Waffen des Teutſchen Reichs hinzufügen.

Wir haben geſehn, wie die Päbſte das Teutſche Reich, Portugal, Ungarn, Dännemark, England, Arragonien, Sicilien und faſt alle Königreiche vergaben. Frankreich war noch durch keine Bulle verſchenkt worden. **Bonifaz** machte es endlich den andern Staaten gleich, und ſchenkte es dem Kaiſer Albert **von Oeſtreich**, der vormals von ihm exkommunicirt worden, und nun ſein geliebter Sohn und die Stüze der Kirche war. Merkwürdig ſind die Worte der Bulle: Wir geben Euch, aus der Fülle unſrer Macht .... das Königreich Frankreich, welches den Abendländiſchen Kaiſern rechtmäſſig zugehört.

Bonifaz und ſein Datarius bedachten nicht, daß, wenn Frankreich den Kaiſern mit Recht zugehörte, die Fülle der Päbſtlichen Macht ſehr unnüz war. Indeſſen lag doch noch ein Ueber-

bleibſel von Vernunft in dieſem Wahnſinn. Man ſchmeichelte den Anforderungen, welche das Teutſche Reich auf alle Abendländiſche Staaten machte. Denn man wird immer finden, daß die Teutſchen Rechtsgelehrten glaubten, oder zu glauben vorgaben, daß, weil das Römiſche Volk ſich und ſeinen Biſchof **Karl'n dem Groſſen** übergeben hatte, der ganze Occident den Nachfolgern deſſelben zugehören müſſte, und daß alle andre Staaten nur Stükke wären, die man von dem Reiche abgeriſſen hätte.

Hätte **Albert von Oeſtreich** zweimalhunderttauſend Mann und zweihundert Millionen Geld gehabt, ſo hätte er **Bonifazen's** Gütigkeit ſicherlich nicht unbenuzt gelaſſen. Weil er aber arm war, und ſich kaum erſt feſtgeſezt hatte, ſo überlies er den **Pabſt** der ganzen Lächerlichkeit ſeiner Schenkung.

Der **König von Frankreich** behielt alle Freiheit, den **Pabſt** wie einen feindlichen Fürſten zu behandeln. Er vereinigte ſich mit dem Hauſe Colonna, deſſen Glieder ſich aus den Exkommunikationen eben ſo wenig machten, als er, und die nicht ſelten in Rom ſelbſt das Anſehn niederdrükten, das auswärts oft ſo furchtbar war. Guillaume de Nagaret geht,

unter ſcheinbarem Vorwand, nach Italien, raft heimlich einige Reiter zuſammen, und beſtimmt den Sammelplaz zu Sciarra Colonna. Der **Pabſt** wird in ſeiner Domänen- und Geburtsſtadt Anagni überfallen. Man ruft laut: Es ſterbe der Pabſt, und es leben die Franzoſen! Der **Pabſt** läſſt den Mut nicht ſinken. Er wirft ſeinen Mantel um, ſezt ſich die Thiara auf, nimmt die Schlüſſel in die eine, und das Kreuz in die andre Hand, und tritt in voller Majeſtät dem Colonna und Nogaret unter die Augen. Es iſt nicht bewieſen, daß Colonna die Ungeſchliffenheit ſo weit getrieben hat, ihn zu ſchlagen. Nach der Ausſage der Zeitgenoſſen rief er ihm zu: Tyrann! entſage der Päbſtlichen Würde, die Du entehrſt, ſo wie Du den **Cöleſtin** zur Entſagung gezwungen haſt. Hierauf antwortete **Bonifaz** mit ſtolzem Anſtand: Ich bin Pabſt, und will als Pabſt ſterben.

Die Franzoſen plünderten alsdann ſein Haus und ſeinen Schaz. Als aber nach dieſen Gewaltthätigkeiten, welche einer Räuberei ähnlicher waren, als der Rechtspflege eines groſſen Königs, die Einwohner von Anagni ſahen, daß

der Franzoſen ſo wenige waren, ſchämten ſie ſich, ihren Landsmann und Oberhirten fremden Händen Preis gegeben zu haben, und jagten ſie weg. **Bonifaz** ging nach Rom und kochte Rache, ſtarb aber bei ſeiner Ankunft. So wurden in Italien faſt alle Päbſte behandelt, welche zu mächtig ſein wollten; man ſieht ſie immer Königreiche verſchenken, und daheim Verfolgungen erdulden.

Philipp der Schöne verfolgte ſeinen Feind noch im Grabe. Er wollte ſein Andenken auf einer Kirchenverſammlung verdammen laſſen, und verlangte von **Clemens dem** V, der ſein geborner Unterthan war, und in Avignon Hof hielt, daß der Proces gegen ſeinen Vorgänger mit allen Förmlichkeiten angefangen werden ſollte. Die Anklagen waren, daß er ſeinen Vorgänger **Cöleſtin den** V. dahin gebracht hätte, dem Päbſtlichen Stuhle zu entſagen, daß er durch unrechtmäſſige Mittel zur Päbſtlichen Würde gelangt wäre, und endlich, daß er **Cöleſtin den** V. im Gefängniſſe habe umbringen laſſen. Dieſe lezte Beſchuldigung war, leider! nur allzuwahr.

Einer ſeiner Bedienten, Namens Maffredo, ſagte noch, nebſt dreizehn andern Zeugen,

aus, daß er mehr als Einmal der Religion, der er ſo viel Macht zu danken hatte, mit den Worten geſpottet hätte: Ha! wie viel Gut's haben wir dem Märchen von Chriſto zu danken! und daß er folglich die Geheimniſſe der Dreieinigkeit, der Menſchwerdung und der Brodwandlung geläugnet hätte. Dieſe Ausſagen finden ſich noch in den darüber aufgenommnen gerichtlichen Unterſuchungsakten. Gewöhnlicherweiſe beſtätigt eine groſſe Anzahl von Zeugen eine Anklage, hier aber ſchwächt ſie dieſelbe. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß ein regierender Hoherprieſter dasjenige in Gegenwart von dreizehn Zeugen geſagt haben ſollte, was man nur ſelten einem einzigen zu ſagen pflegt.

Der **König** drang darauf, daß der **Pabſt** ausgegraben und ſeine Gebeine durch den Henker verbrannt werden ſollten. So wagte er es, den Päbſtlichen Stuhl zu entehren, und konnte ſich doch von dem Gehorſam gegen denſelben nicht losmachen. **Klemens der** V. war klug genug, durch Zögerungen dieſe für die Kirche zu ſchimpfliche Unternemung abzuwenden.

Das Ende der ganzen Sache war, daß der **König**, weit entfernt, dem Andenken **Bonifa-**

zen's den Prozes zu machen, mit der Aufhebung des Bannes zufrieden war, womit **Bonifaz** ihn und ſein Reich belegt hatte. Er lies ſogar geſchehn, daß **Nogaret**, der ihm gedient und in ſeinem Namen gehandelt, ihn auch an **Bonifaz dem** VIII. gerächt hatte, von dem Nachfolger dieſes **Pabſtes** verurtheilt ward, ſein Leben in Paläſtina zuzubringen. Das ganze groſſe Aufſehn, welches **Philipp der Schöne** erhoben hatte, ſchlug zu ſeiner Schande aus. Man wird in dieſem groſſen Gemälde der Welt immer finden, daß nie ein König von Frankreich in der Dauer gegen einen Pabſt gewonnen hat. Sie ſchlieſſen einen Handel zuſammen, aber immer wird Rom etwas dabei gewinnen; immer mus Frankreich Geld geben. Nur die Parlamenter ſieht man den geſchmeidigen Wendungen des Römiſchen Hofes, und ſehr oft auch der Staatskunſt, oder der Schwachheit des Kabinets mit unbiegſamer Standhaftigkeit widerſtehn, die indeſſen oft durch die Zeitumſtände, oder durch Mönchsintriken unnüz gemacht wird; und dieſe Schwachheit wird ſo lange dauern, bis ein König aufſteht, der mit wahrer Entſchloſſenheit ſagt: Ich will

meine und meines Volkes Ketten zerbrechen.

Philipp der Schöne, um ſeiner Galle Luft zu machen, jagte alle Juden aus dem Lande, bemächtigte ſich ihres Geldes und verbot ihnen bei Lebensſtrafe, ſein Land wieder zu betreten. Es war nicht das Parlament, welches dieſen Befel gab; ſondern eine geheime Kabinetsordre aus dem Staatsrat war es, wodurch **Philipp** den jüdiſchen Wucher durch eine Handlung der Ungerechtigkeit beſtrafte. Das Volk hielt ſich für gerächet, und der **König** ward reich.

Einige Zeit nachher ſezte eine Begebenheit, die gleichfalls in **Philipp's des Schönen** Rachſucht ihren Grund hatte, Europa und Aſien in Erſtaunen.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Hinrichtung der Tempelherren, und der Ausrottung dieſes Ordens.

Unter den Widerſprüchen, die ſich in der Regierung unſrer Welt finden, verdienet die Anſtalt keinen geringen Plaz, vermöge welcher bewafnete Mönche errichtet werden, welche das Gelübde

thun, zu gleicher Zeit das Leben eines Klauſners und eines Soldaten zu führen.

Man beſchuldigte die Tempelherren, daß ſie alles dasjenige in ſich vereinigten, was man dieſen beiden Ständen zur Laſt legt, nemlich die Lüderlichkeit und die Grauſamkeit der Soldaten, und die unerſättliche Habſucht, deren man die groſſen Mönchsorden bezüchtigt, welche arm zu ſein angelobt haben.

Unterdeſſen daß die Tempelherren die Früchte ihrer Arbeiten genoſſen, wie es auch die Johanniterhoſpitalritter thaten, machte ſich der Teutſche Orden, der, ſo wie ſie, in Paläſtina entſtanden war, im dreizehnten Jahrhunderte zum Herrn von Preuſſen, Liefland, Kurland und Semgallen. Dieſe Teutſchen Ritter wurden beſchuldigt, daß ſie die Geiſtlichen, wie die Heiden, zu Sklaven machten, ihre Güter plünderten, in die Rechte der Biſchöfe griffen, und die abſcheulichſte Räuberei trieben; Erobrern kann man aber keinen Prozes machen. Die Tempelherren zogen den Neid auf ſich, weil ſie unter ihren Landsleuten mit allem Uebermut des Reichthums, und in den ausgelaſſnen Vergnügungen lebten, denen ſich Krieger zu ergeben pflegen, die

von den Banden des Ehſtands nicht zurükgehalten werden.

Die Strenge bei Erhebung der Auflagen, und die Ungewiſſenhaftigkeit, womit der Staatsrat des Königs **Philipp's des Schönen** das Münzweſen verwaltete, verurſachte einen Aufruhr in Paris. Die Tempelherren, welchen die Bewachung des Königlichen Schazes aufgetragen war, wurden beſchuldigt, an der Empörung Theil gehabt zu haben; und wir haben ſchon geſehn, daß **Philipp der Schöne** in ſeiner Rache unverſöhnlich war.

Die erſten Ankläger dieſes Ordens waren ein Bürger von Beziers, Namens Squin de Florian, und Noffo dei Fiorentini, ein ehmaliger Tempelherr, den von dem Orden ausgetreten war. Beide ſaſſen wegen verübter Verbrechen im Gefängnis. Sie verlangten, dem **Könige** vorgeſtellt zu werden, welchem ſie allein wichtige Dinge entdekken wollten. Wenn ſie nicht gewuſſt hätten, wie aufgebracht der **König** gegen die Tempelherren war, würden ſie gehoft haben, ſich durch dieſe Anklage Begnadigung auszuwirken? Sie wurden vorgelaſſen. Auf ihre Ausſage befielt der **König** allen Amtshauptleuten des Königreichs und Kronbeam-

ten, ſich mit Wache zu verſehn, und ſchikt ihnen einen verſiegelten Befel, mit dem Verbot, denſelben vor den 13. Oktober bei Lebensſtrafe nicht zu eröfnen. Am 13. Oktober entſiegelt ein jeder ſeine Ordre, und findet den Befel, alle Tempelherren in Verhaft zu nemen. Der Befel wird vollſtrekt, und ſogleich läſſt der **König**, bis auf weitre Verfügung, die Güter der Ritter in ſeinem Namen in Beſchlag nemen.

Es ſcheint ausgemacht zu ſein, daß ihre Ausrottung lange vor dieſem Ausbruch war beſchloſſchloſſen geweſen. Die Anklage und die Verhaftung ſind von 1309; es haben ſich aber Briefe von **Philipp dem Schönen** an den Grafen von Flandern gefunden, welche 1306 aus Melün waren geſchrieben worden, und worinn er den Grafen erſucht, mit ihm zuſammenzutreten, um die Tempelherren auszurotten.

Dieſer ungeheuern Anzal von Beklagten muſſte nun der Proces gemacht werden. Der Pabſt **Klemens der** V, eine Kreatur **Philipp's des Schönen**, welcher ſich damals in Poitiers aufhielt, tritt mit dem **Könige** zuſammen, nachdem vorher über das Recht der Kirche, dieſen Orden auszurotten, und über das Recht des Königs, ſeine Unterthanen zu beſtrafen, etwas

war geſtritten worden. Der **Pabſt** hielt ſelbſt Verhör über zweiundſiebzig Ritter. Gegen die übrigen wird aller Orten durch Inquiſitoren und deputirte Kommiſſare verfahren. An alle Europäiſche Potentaten wurden Bullen ausgefertigt, um ſie zur Nachahmung des **Königs von Frankreich** aufzumuntern. Man folgt dem Beiſpiele in Kaſtilien, Arragonien, Sicilien und England, aber nur in Frankreich müſſen dieſe Unglüklichen mit dem Leben bezalen.

Zweihundert und Ein Zeuge beſchuldigten ſie, daß ſie, bei dem Eintritt in den Orden, Jeſum Chriſtum verläugneten, das Kreuz anſpieen, und einen vergoldeten Kopf anbeteten, der auf vier Füſſen ruhte. Der Neuangenommne küſſte dem Profeſſen, der ihn aufnam, den Mund, den Nabel, und andre Theile, die zum Küſſen eben nicht beſtimmt zu ſein ſcheinen. Er muſſte ſchwören, ſich ſeinen Mitbrüdern gänzlich zu überlaſſen. Dies iſt es, ſagen die bis jezt aufbewahrte Unterſuchungsakten, was zweiundſiebzig Ritter dem **Pabſte** ſelbſt, und hundertundeinundvierzig von dieſen Beklagten dem Franziskaner, Bruder Guillaume, der in Paris Inquiſitor war, in Gegenwart von Zeugen geſtanden. Es wird noch hinzugeſezt, daß der Ordens-

grosmeiſter ſelbſt, und der Grosmeiſter von Cypern, und die Meiſter von Frankreich, Poitou, Vienne und der Normandie eben dieſes Geſtändnis vor dreien Kardinälen ablegten, welche der Pabſt geſandt hatte.

Das unſtreitigſte dabei iſt, daß man mehr als hundert Ritter mit der grauſamſten Folter belegte, daß man neunundfunfzig derſelben, bei der Abtei Saint Antoine de Paris, in einem Tage lebendig verbrannte, und daß der Grosmeiſter Johann von Molay, und Guy, Bruder des Dauphins von Auvergne, zwei der vornemſten Herren in Europa, (der eine ſeiner Würde, und der andre ſeiner Geburt wegen,) nicht weit von dem Orte, wo jezt die Bildſäule des Königs Heinrich's des IV. zu Pferde ſteht, gleichfalls lebendig in die Flammen geworfen wurden.

Dieſe martervolle Todesſtrafen ſo vieler, übrigens ehrwürdiger, Staatsbürger, dieſe Menge von Zeugen wider ſie, dieſe Geſtändniſſe vieler Beklagten ſelber, ſcheinen ihr Verbrechen, und die Rechtmäſſigkeit ihrer Austilgung zu beweiſen.

Aber wie viel Gründe ſprechen nicht auch für ſie! Erſtlich, von allen den Zeugen, welche gegen die Tempelherren auftreten, bringt der

größſte Theil nichts, als unbeſtimmte Beſchuldigungen bei. Zweitens, ſehr wenige ſagen aus, daß die Tempelherren Jeſum Chriſtum verläugneten. Und was hätten ſie auch wohl damit gewinnen können, wenn ſie eine Religion verſchwuren, die ſie ernährte, und für welche ſie zu Felde zogen? Drittens, geſezt, es hätten mehrere von ihnen, als Augenzeugen und Mitgenoſſen der lüderlichen Ausſchweifungen, denen ſich die Fürſten und die Geiſtlichen damaliger Zeit ergaben, zuweilen gegen die Misbräuche einer in Aſien und in Europa ſo ſehr geſchändeten Religion Verachtung blikken laſſen, und in Augenblikken der Freiheit ſo davon geſprochen, wie **Bonifaz der VIII.** davon geſprochen zu haben beſchuldigt ward: ſo iſt dies eine Ausgelaſſenheit junger Leute, die man deshalb dem Orden nicht zur Laſt legen kann. Viertens, der vergoldete Kopf, deſſen Anbetung man ihnen vorwarf, und der zu Marſeille aufbewahrt ward, hätte ihnen müſſen vorgelegt werden. Man gab ſich nicht einmal die Mühe, denſelben zu ſuchen, und man mus geſtehn, daß ſich eine ſolche Anklage von ſelbſt vernichtet. Fünftens, die ſchändliche Art, wie ſie, den Beſchuldigungen nach, in den Orden aufgenommen wur-

den, kann bei ihnen unmöglich zum Geſez geworden ſein. Man mus kein ſonderlicher Menſchenkenner ſein, wenn man glaubt, daß es Geſellſchaften giebt, die ſich durch ſchlechte Sitten erhalten, und Unkeuſchheit zum Geſez machen. Man will immer demjenigen, welcher aufgenommen zu ſein wünſcht, die Geſellſchaft ehrwürdig machen. Ich zweifle gar nicht daran, daß nicht einige junge Tempelherren ſich Ausſchweifungen erlaubt haben ſollten, welche zu allen Zeiten der Jugend eigen waren. Dies ſind vorübergehende Laſter, die man lieber nicht zu wiſſen ſcheinen, als beſtrafen mus. Sechstens, wenn ſo viele Zeugen wider die Tempelherren ausgeſagt haben, ſo waren auch viele auswärtige Zeugniſſe vorhanden, die für den Orden günſtig ausfielen. Siebentens, wenn die Beklagten, von den Martern überwältigt, welche eben ſo gut falſche als wahre Geſtändniſſe auspreſſen, ſo viele Verbrechen eingeſtanden haben, ſo machen dieſe Geſtändniſſe den Richtern vielleicht eben ſo viel Schande, als den Rittern. Man verſprach ihnen Begnadigung, um ihnen Geſtändniſſe abzupreſſen. Achtens, die neunundfunfzig, die man lebendig verbrannte, namen Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld, und ſchlugen das Leben aus,

das man ihnen anbot, wenn ſie ſich ſchuldig bekennen wollten. Wo giebt es einen gröſſern Beweis nicht allein von Unſchuld, ſondern auch von Ehre? Neuntens, vierundſechzig Tempelherren namen es auf ſich, den Orden zu vertheidigen, und wurden nicht einmal gehört. Zehntens, als man dem Grosmeiſter ſein von den drei Kardinälen niedergeſchriebnes Geſtändnis vorlas, rief dieſer alte Kriegsmann, der weder leſen noch ſchreiben konnte, aus, man hätte ihn betrogen, und eine andre Ausſage, als die ſeinige, niedergeſchrieben; die Kardinäle, welche dieſe Treuloſigkeit begangen hatten, verdienten, daß man ſie beſtrafte, wie die Türken die Schriftenverfälſcher zu beſtrafen pflegten, denen ſie den Kopf und den Rumpf ſpalten. Elftens, man hätte dieſem Grosmeiſter und dem Bruder des Dauphins von Auvergne das Leben geſchenkt, wenn ſie ſich öffentlich hätten für ſchuldig erkennen wollen, und man verbrannte ſie nur, weil ſie, als ſie in Gegenwart des Volkes, auf einer Bühne vorgeführt wurden, um die Verbrechen des Ordens zu bekennen, eidlich betheuerten, daß der Orden unſchuldig wäre. Dieſe Erklärung, die den **König** aufbrachte, zog ihnen die Todesſtrafe zu, ſie ſtarben, und riefen im Ster-

ben vergeblich die göttliche Rache über ihre Verfolger herab.

Inzwiſchen wurden die Tempelherren, in in Rükſicht auf die Päbſtliche Bulle und auf ihre reichen Güter, durch ganz Europa verfolgt; in Teutſchland aber wuſſten ſie ihre perſönliche Feſtnemung abzuwenden. In Arragonien hielten ſie in ihren Schlöſſern Belagerungen aus. Endlich ſchafte der **Pabſt**, aus eigner Macht und Gewalt, während der Kirchenverſammlung zu Vienne, den Orden durch ein geheimes Konſiſtorium ab. In die Beute theilte ſich, wer konnte. Die Könige von Kaſtilien und Arragonien bemächtigten ſich eines Theils ihrer Güter, und lieſſen die Ritter von Kalatrava daran Theil nemen. In Frankreich, Italien, England und Teutſchland, gab man die Güter des Ordens den Hoſpitalitern, welche damals Rhodiſerritter hieſſen, weil dieſe mit einem Mute, der wenigſtens die Ausbeute von der Vertilgung der Tempelherren zur Belohnung verdiente, die Inſel Rhodus den Türken abgenommen, und zu behaupten gewuſſt hatten.

Der König Dionys ſtiftete an ihrer Stelle den Orden der Ritter Chriſti; einen Orden, welcher ſich mit den Mauren herumſchlagen

ſollte, in der Folge aber ein leerer Ehrentitel ward, und auch dieſes zu ſein aufgehört hat, weil er zu verſchwendriſch ausgetheilt worden.

Philipp der Schöne lies ſich von dem Vermögen der Tempelherren zweimalhundert-tauſend Livres geben, und ſein Sohn, **Ludwig Hütin**, nam auch ſechzigtauſend. Ich weis nicht, wie viel der **Pabſt** bekam, ſo viel iſt aber ausgemacht, daß die Unkoſten für die Sendung der Kardinäle und Inquiſitoren, um dieſen abſcheulichen Prozes zu machen, ſich auf ungeheure Summen beliefen. Vielleicht bin ich, nebſt allen meinen Mitleſern, betrogen worden, als wir **Philipp's des Schönen** Zirkularſchreiben laſen, worin er ſeinen Unterthanen befielt, die beweglichen und unbeweglichen Güter der Tempelherren den Kommiſſaren des **Pabſtes** zurükzugeben. Dieſe Verordnung **Philipp's** hat Pierre Dúpui angeführt. Wir glauben, der **Pabſt** hätte bei dieſer angeblichen Zurükgabe gewonnen; denn wem anders giebt man zurük, als demjenigen, den man für den Eigenthümer hält? Damals aber glaubte man, daß die Päbſte Eigenthumsherren von den Gütern der Kirche wären. Indeſſen hab' ich niemals ausfindig machen können, was eigentlich von

dieſer Ausbeute dem Pabſte zugefallen iſt. So viel iſt bewieſen, daß in der Provence der Pabſt die beweglichen und unbeweglichen Güter der Tempelherren mit dem Landesherrn theilte. Zu der Niederträchtigkeit, das Gut der Verurtheilten an ſich zu reiſſen, fügte man noch die Schande hinzu, ſich um einer Kleinigkeit willen zu entehren. Aber wuſſte man damals von Ehre?

Wir wenden uns nun zu einer Begebenheit, die ſich zu eben der Zeit zutrug, die der menſchlichen Natur mehr Ehre machte, und eine unüberwindliche Republik geſtiftet hat.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Schweiz und dem Umſturz ihrer Staasverfaſſung im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

Unter allen Europäiſchen Ländern war die Schweiz dasjenige Land, welches die Sitteneinfalt und Armut der erſten Jahrhunderte am beſten beibehalten hatte. Wäre ſie nicht frei geworden, ſo würde ſie in der Geſchichte der Welt keinen eignen Plaz behaupten, ſondern mit ſo vielen fruchtbarern und reichern Provinzen, welche

mit den Reichen, denen ſie einverleibt ſind, einerlei Schikſal haben, auf Einen Haufen zuſammengeworfen werden. Man zieht nur allein die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich, wenn man an und für ſich ſelbſt von einiger Bedeutung iſt. Ein trauriger Himmelsſtrich, ein ſteinichter und undankbarer Boden, Felſen und Abgründe, das iſt alles, was die Natur in drei Viertheilen dieſer Gegenden hervorgebracht hat. Indeſſen ſtritt man ſich um die Oberherrſchaft über dieſe Felſen mit eben der Wut, womit man ſich unter einander würgte, um das Königreich Neapel, oder Kleinaſien zu beſizen.

In dieſer achtzehnjährigen Anarchie, worin Teutſchland ohne Kaiſer war, ſchlugen ſich Schlosbeſizer und Prälaten, um irgend eines kleinen Theils der Schweiz habhaft zu werden. Ihre kleinen Städte wollten, wie die Städte in Italien, unter dem Schuze des Kaiſers frei ſein.

Als Rudolph Kaiſer war, wurden die Kantone Schweiz, Ury und Unterwalden von einigen Schlosbeſizern gerichtlich angeklagt, daß ſie ſich ihrer Oberlehnsherrſchaft entzogen hätten. **Rudolph**, der mit dieſen kleinen Tyrannen vormals gekämpft hatte, entſchied zu Gunſten der Staatsbürger.

Sein Sohn, Albert von Oeſtreich, wollte, als er zur Regierung gekommen war, die Schweiz für einen ſeiner Söhne zum Fürſtenthume machen. Einige Theile des Landes, als Lucern, Zürich und Glarus, gehörten zu ſeinen Domänen. Es wurden ſtrenge Statthalter hingeſchikt, welche ihre Macht misbrauchten.

Die Stifter der Helvetiſchen Freiheit hieſſen Arnold von Melchthal, Werner Staufacher und Walter Fürſt. Dieſe drei Landleute waren die erſten Verſchwornen. Jeder derſelben zog noch drei andre an ſich, und dieſe neune wiegelten die drei Kantone, Schweiz, Ury und Unterwalden, auf.

Alle Geſchichtſchreiber behaupten, daß während der Zeit, da dieſe Zuſammenverſchwörung ſich entſpann, ein Statthalter von Ury, Namens Grisler, ſich eine lächerliche und abſcheuliche Tyrannei beigehen lies. Er ſoll nemlich eine von ſeinen Müzen an einer auf dem Markt aufgeſtellten hohen Stange haben befeſtigen laſſen, mit dem Befel, dieſe Müze bei Lebensſtrafe zu grüſſen. Einer von den Verſchwornen, Namens Wilhelm Tell, grüſſte die Müze nicht. Der Statthalter verurtheilte ihn, gehangen zu werden, und begnadigte ihn nur unter dem Beding, daß der Schuldige, der als ein ſehr ge-

ſchikter Bogenſchüze bekannt war, von dem Kopfe ſeines eignen Sohnes mit einem Pfeil einen Apfel herunterſchieſſen ſollte. Der zitternde Vater ſchos, und war ſo glüklich, den Apfel zu treffen. **Gesler**, welcher gewahr ward, daß er noch einen Pfeil unter dem Rokke verborgen trug, fragte: wozu er dieſen Pfeil brauchen wollte? Er war für Dich beſtimmt, ſagte der aufgebrachte **Schweizer**, wenn ich meinen Sohn getroffen hätte. Man mus geſtehn, daß dieſe Apfelgeſchichte ſehr verdächtig iſt. Man ſcheint es für Pflicht gehalten zu haben, die Wiege der Helvetiſchen Freiheit mit einer Fabel auszuſchmükken; aber das hält man für gewis, daß **Wilhelm Tell**, der in Ketten gelegt ward, den **Statthalter** hernach mit einem Pfeilſchus tödtete, daß dieſes eine Looſung für die Verſchwornen war, und daß der Pöbel die Feſtungen niederris.

Dem Kaiſer **Albert von Oeſtreich**, der dieſe freie Menſchen ſtrafen wollte, kam der Tod zuvor. Der Herzog Leopold von Oeſtreich brachte zwanzigtauſend Mann gegen ſie zuſammen. Die Schweizerbürger betrugen ſich, wie die Lacedämonier bei Thermopylä. Ihrer vier oder fünfhundert erwarteten den gröſſten Theil

der

der Oeſtreichſchen Armee an dem engen Pas bei Morgarten. Glüklicher, als die Lacedämonier, trieben ſie ihre Feinde in die Flucht, indem ſie Steine auf ſie herabrollen lieſſen. Zu gleicher Zeit wurden die andern feindlichen Haufen von einer eben ſo geringen Anzal Schweizer geſchlagen.

Weil dieſer Sieg im Kanton Schweiz erfochten war, ſo gaben die beiden andern Kantone ihrem ganzen Bündniſſe den Namen. Das Bündnis ward bald allgemein, und erneuert noch heut zu Tage, durch dieſen gemeinſchaftlich angenommnen Namen, das Ändenken des Sieges, der dem ganzen Lande die Freiheit verſchafte.

Nach und nach traten die andern Kantone dem Bündniſſe bei. Bern, welches in der Schweiz das iſt, was Amſterdam in Holland, trat im Jahr 1352 hinzu, und erſt im Jahr 1513 vereinigte ſich auch das kleine Appenzell mit den übrigen, und machte die Zal der dreizehn Kantonen vollſtändig.

Nie hat ein Volk länger und beſſer für ſeine Freiheit gekämpft, als die Schweizer. Sie errangen dieſelbe durch mehr als ſechzig Schlachten gegen die Oeſtreicher, und es ſteht zu glau-

ben, daß ſie ſie lange Zeit behaupten werden. Jedes Land, das nicht ſehr weitläufig iſt, nicht viel Reichthümer beſizt, und ſanfte Geſeze hat, mus frei ſein. Die neue Regierungsform in der Schweiz gab der Natur eine andre Geſtalt. Ein dürrer, unter gar zu harten Herren vernachläſſigter Boden ward endlich angebaut. Die Felſen wurden mit Weinſtökken bepflanzt. Wilde Haiden wurden von freien Händen urbar gemacht, bearbeitet und fruchtbar.

Gleichheit, dieſes natürliche Erbtheil der Menſchen, herrſcht noch nach Möglichkeit in der Schweiz. Man mus ſich dabei nicht jene abgeſchmakte und unmögliche Gleichheit denken, welche den Herrn und den Diener, den Handwerksmann und die obrigkeitliche Perſon, den Kläger und den Richter, und alles, ohne Unterſchied, unter einander wirft, ſondern die Gleichheit, vermöge welcher der Bürger nur von den Geſezen abhängt, und welche die Freiheit der Schwächern gegen den Ehrgeiz des Stärkern in Schuz nimmt. Kurz, dieſes Land hätte verdient glüklich genannt zu werden, wenn die Religion nicht in der Folge ſeine, durch die Liebe zum gemeinen Beſten, vereinigte Bürger entzweiet, und wenn die Nation, die ihre Tapferkeit

an Fürſten verkauft, welche reicher ſind, als ſie, die Unbeſtechlichkeit, wodurch ſie ſich auszeichnet, immer beibehalten hätte.

Jede Nation hat Zeiten gehabt, in welchen die Gemüter über ihren natürlichen Karakter hinausſchweifen. Dieſe Zeiten ſind bei den Schweizern minder häufig geweſen, als andrer Orten. Sitteneinfalt, Mäſſigkeit und Beſcheidenheit, dieſe Bewahrerinnen der Freiheit, waren immer ihr Antheil. Nie haben ſie eine Armee gehalten, um ihre Grenzen zu vertheidigen, oder bei ihren Nachbaren einzubrechen; keine Feſtungen gegen Feinde, oder gegen Bürger; keine Auflagen auf das Volk. Sie dürfen weder die Schwelgerei, noch die Armee eines Herrn bezalen. Ihre Felſen ſind ihre Wälle, und jeder Bürger iſt dort Soldat, um das Vaterland zu vertheidigen. Es giebt in der Welt nur ſehr wenig Republiken, und auch dieſe wenige verdanken ihre Freiheit ihren Felſen, oder dem Meer, wodurch ſie geſchüzt werden. Die Menſchen ſind ſehr ſelten wert, ſich ſelbſt zu beherrſchen.

Sechszehntes Kapitel.

Verfolg des Zuſtandes, worinn ſich das Teutſche Reich, Italien und der Päbſtliche Stuhl, im vierzehnten Jahrhunderte befanden.

Wir ſind nun in das vierzehnte Jahrhundert getreten. Man kann die Bemerkung machen, daß das ſchwache und unglükliche Rom, ſeit ſechshundert Jahren, immer das Hauptaugenmerk von Europa iſt. Mitten in ſeiner Erniedrigung und Anarchie herrſcht es durch die Religion: und ungeachtet ſo vieler Demütigungen und Unruhen können in demſelben weder die Kaiſer den Thron der Cäſare wieder aufrichten, noch die Päbſte ſich zur unumſchränkten Herrſchaft emporſchwingen.

Da haben wir nun, ſeit **Friedrich den II.** vier auf einander folgende Kaiſer, welche Italien gänzlich vergaſſen, Konrad den IV, Rudolph den I, Adolph von Naſſau, und Albert von Oeſtreich. Auch treten in dieſer Zeit alle Städte Italien's in ihre natürliche Rechte, und laſſen das Panier der Freiheit wehen. Genua und Piſa werden Venedig's Nebenbuhlerinnen. Florenz wird eine berühmte Republik. Bologna erkennt nun weder Kaiſer noch Päbſte

mehr über ſich. Die Municipalregierungsform behält überall die Oberhand, und vornemlich in Rom.

Klemens der V, den man den Gaſkogniſchen Pabſt zu nennen pflegte, wollte den heiligen Stuhl lieber auſſerhalb **Italien** verſezen, und in Frankreich die Abgaben verzehren, welche damals alle Gläubigen entrichteten, als ſich um Schlöſſer und Städte in der Gegend von Rom ſtreiten. Der Römiſche Hof ward alſo von dieſem Pabſt auf die Grenze von Frankreich verlegt, und das nennen die Römer noch heut zu Tage die Zeiten der Babyloniſchen Gefangenſchaft. **Klemens** ging von Lyon nach Vienne im Delphinat und nach Avignon, führte die Gräfin von Perigord öffentlich mit ſich umher, und zog von der Frömmigkeit der Gläubigen ſo viel Geld, als er nur immer konnte. Er iſt es, der, wie wir geſehn haben, den furchtbaren Orden der Tempelherren vernichtete.

Warum thaten die Italiener, bei dieſen Umſtänden, und bei ihrer Entfernung von Kaiſern nnd Päbſten, nicht eben das, was die Teutſchen thaten, die, ſogar unter den Augen der Kaiſer, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ſich der höchſten Gewalt an die Seite ſezten, und

ihre Unabhängigkeit gründeten. In Italien waren weder Kaiſer noch Päbſte mehr; wer ſchmiedete denn die neuen Ketten für das ſchöne Land? Die Uneinigkeit. Die aus den Streitigkeiten des Prieſterthums mit dem Kaiſerthum entſtandnen Faktionen der Guelfen und Ghibellinen dauerten noch immer fort, wie ein Feuer, das durch neuen Brand genährt wird. Zwietracht herrſchte überall. Italien machte keinen Staatskörper aus, wie Teutſchland. Der erſte unternemende Kaiſer, dem es einfiel, über die Gebirge zu gehn, konnte die Rechte und die Anſprüche eines **Karl's des Groſſen**, und der **Ottone**, erneuern.

Dies geſchieht endlich im Jahr 1311 von Heinrich dem VII. aus dem Lüzelburgiſchen Hauſe. Er rükt mit einer Teutſchen Armee in Italien ein, um ſich als Kaiſer anerkennen zu laſſen. Die Partei der Guelfen betrachtet ſeinen Marſch, als einen neuen Einfall von Barbaren; die Ghibellinen aber begünſtigen ihn. Er unterwirft ſich die Städte der Lombardei; das war eine neue Erobrung. Darauf marſchirt er nach Rom, um daſelbſt die Kaiſerliche Krone zu empfangen.

Rom, das nichts vom Kaiſer, und nichts vom Pabſte wiſſen wollte, und doch das Joch weder des einen, noch des andern, ganz abſchütteln konnte, verſchlos vergebens ſeine Thore. Die Orſini, und der Bruder des Königs Robert's von Neapel, konnten nicht verhindern, daß der von dem Hauſe Colonna unterſtüzte **Kaiſer** nicht mit dem Degen in der Fauſt eindringen ſollte. Man ſcharmüzelte lange in den Straſſen, und ein Biſchof von Lüttich verlor, an der Seite des **Kaiſers** ſein Leben. Es flos viel Blut um dieſe Krönungsceremonie, welche endlich drei Kardinäle, anſtatt des **Pabſtes**, verrichteten. Wir müſſen nicht vergeſſen anzuführen, daß **Heinrich der** VII. ſich vor einem Notar förmlich verwahrte, daß der von ihm bei der Krönung geleiſtete Eid kein Huldigungseid wäre. Die Päbſte unterſtanden ſich alſo doch, zu behaupten, daß der Kaiſer ihr Vaſall wäre.

Da er nun Herr von Rom war, ſezte er einen Statthalter daſelbſt. Er verordnete, daß alle Städte und alle Fürſten von Italien ihm einen jährlichen Tribut bezalen ſollten. Dieſer Befel erſtrekte ſich auch über das Königreich Neapel, welches damals von dem Königreiche Sicilien getrennt war, und beſchied den König

von Neapel, perſönlich vor ihm zu erſcheinen. So reklamirt der **Kaiſer** ſein Recht auf Neapel. Der Pabſt war Oberlehnsherr davon; der Kaiſer nannte ſich Oberlehnsherrn des Pabſtes, und der Pabſt hielt ſich für den Oberlehnsherrn des Kaiſers.

Heinrich der VII. wollte ſchon ſeine Anſprüche auf Neapel durch die Waffen gelten machen, als er ſein Leben, und zwar, wie man ſagt, durch Gift verlor, womit ein Dominikaner ihm den Nachtmalswein vergiftete.

Die Kaiſer empfingen damals, als Kanonici des heiligen Johannes von Lateran, das Abendmal unter beiderlei Geſtalten. Sie konnten bei der Päbſtlichen Meſſe die Stelle der Diakonen vertreten, und die Könige von Frankreich würden dabei Unterdiakonen geweſen ſein.

Man hat keine gerichtliche Beweiſe davon, daß **Heinrich der** VII. durch dieſe kirchenſchändriſche Vergiftung umgekommen iſt. Bruder Bernardo Poliziano di Montepulciano ward derſelben beſchuldigt, und die Dominikaner wirkten, dreiſſig Jahre hernach, von **Heinrich's** des VII. Sohn, dem Könige Johann von Böhmen, ofne Briefe aus, worin

ſie für unſchuldig erklärt wurden. Es iſt traurig, daß ſie ſolche Briefe nötig hatten.

So wenig Ordnung damals bei den Pabſtwahlen herrſchte, ſo unordentlich ging es auch bei den Kaiſerwahlen zu. Die Menſchen hatten noch nicht gelernt, den Spaltungen durch weiſe Geſeze vorzubeugen.

Ludwig von Bayern, und Friedrich der Schöne, Herzog von Oeſtreich, wurden, mitten unter den verderblichſten Unruhen, zugleich gewählt. Der Krieg allein konnte entſcheiden, was ein ordentlicher Reichstag der Kurfürſten hätte abmachen ſollen. Ein Treffen, worin der **Oeſtreicher** geſchlagen und gefangen ward, gaben dem **Baier** die Krone.

Damals war der im Jahr 1315 zu Lyon gewählte Johann der XXII. Pabſt. Lyon betrachtete ſich noch als eine freie Stadt; der Biſchof aber wollte immer Herr über ſie ſein, und die Könige von Frankreich hatten den Biſchof ſich noch nicht unterwerfen können. Philipp der Lange, der eben erſt König von Frankreich geworden war, hatte die Kardinäle in dieſer freien Stadt verſammlet, und, nachdem er einen Eid geſchworen, daß er ihnen auf keine Weiſe Gewalt anthun wollte, ſie alle eingeſperrt, auch

nicht eher losgelaſſen, als bis ſie Johann den XXII. gewählt hatten.

Auch dieſer Pabſt iſt ein groſſes Beiſpiel, wie weit man es in der Kirche durch bloſſe Verdienſte bringen kann. Denn viele Verdienſte mus man doch wohl haben, wenn man ſich vom Schuflikkerhandwerk bis zu einem Rang emporſchwingt, in welchem man ſich die Füſſe küſſen läſſt.

Er gehört unter die Päbſte, welche einen deſto höhern Geiſt hatten, je niedriger ihre Herkunft in den Augen der Menſchen war. Wir haben ſchon angemerkt, daß der Päbſtliche Hof blos von den Beiträgen der Chriſten lebte. Dieſes Einkommen war beträchtlicher, als die Erbſchaft der Gräfinn Mathilde. Wenn ich von Johann's des XXII. Verdienſten rede, ſo neme ich die Uneigennüzigkeit aus; denn dieſer Pabſt forderte weit eifriger, als irgend einer ſeiner Vorgänger, nicht allein den Petersdenar, den England ſehr unordentlich abtrug, ſondern auch die Beiſteuer von Schweden, Dännemark, Norwegen und Pohlen ein. Er forderte ſo oft und ſo ungeſtüm, daß er immer etwas bekam. Das Meiſte aber brachte ihm die Apoſtoliſche Taxe ein, womit er die Sünden belegte. Er beſtimmte einen Preis für Mord, Ehebruch, Sodomiterei

und Unzucht mit dem Vieh, und die Menſchen, welche ſchändlich genug waren, dergleichen Sünden zu begehn, waren auch thöricht genug, ſie zu bezalen. Aber zu Lyon leben, und in Italien wenig Einflus haben, das hies nicht Pabſt ſein.

In der Zeit, da er zu Lion ſich aufhielt, und **Ludwig der Baier** ſich in Teutſchland feſtſezte, richtete ſich Italien, ſowohl um des Kaiſers willen, als auch ſeinetwegen, zu Grunde. Die Visconti fingen an, zu Mailand Fus zu faſſen. Der Kaiſer **Ludwig**, der ſie nicht zu unterdrükken vermochte, ſtellte ſich, als wenn er ſie beſchüzte, und lies ihnen den Titel ſeiner Statthalter. Sie waren Ghibellinen, und bemächtigten ſich als ſolche eines Theils der Güter der Gräſinn **Mathilde**, die ein ewiger Zankapfel waren. **Johann** lies ſie durch die Inquiſition für Kezer erklären. Er war in Frankreich, und konnte ohne Furcht eine von den Bullen ausfertigen, welche Kronen geben und nemen. Er ſezte **Ludwig den Baier**, durch eine ſolche Bulle in Gedanken ab, und beraubte ihn, (dies war ſein Ausdruk,) aller ſeiner beweglichen und unbeweglichen Güter.

Der ſolchergeſtalt abgeſezte **Kaiſer** marſchirte eiligſt nach Italien, wo der, der ihn abgeſezt hatte, nicht hinzukommen wagte, und kam, in Begleitung des Tyrannen Caſtracani von Lukka, den Machiavel zu ſeinem Helden wählt, nach Rom, wo die Kaiſer ſich nur immer im Vorbeigehn ſehn lieſſen.

Luigi Monaldeſco, von Orvieto gebürtig, der in ſeinem hundertundfunfzehnten Jahre die Geſchichte ſeiner Zeit ſchrieb, daß er ſich dieſes Einzugs des Kaiſers **Ludwig's von Baiern** ſehr gut erinnert. Das Volk ſang, wie er ſagt: Es lebe Gott und der Kaiſer! Wir ſind nun vom Kriege, vom Hunger und vom Pabſte befreit. Dieſer Zug verdient blos deshalb angeführt zu werden, weil er von einem Manne herkommt, der in ſeinem hundertundfunfzehnten Jahre ſchrieb.

Ludwig der Baier hielt in Rom eine Generalverſammlung, welche den alten Parlamentern **Karl's des Groſſen** und ſeiner Kinder glich. Dieſes Parlament ward auf dem Saukt Petersplaz gehalten. Teutſche und Italieniſche Fürſten, Stadtdeputirte, Biſchöfe, Aebte und Mönche waren in groſſer Anzal dabei gegenwärtig. Der **Kaiſer**, der oben auf der Kirchentrep=

pe, mit der Kron' auf dem Haupte, und einem goldnen Zepter in der Hand, auf dem Thron ſas, lies durch einen Auguſtinermönch dreimal ansrufen: Iſt jemand vorhanden, der die Sache des Prieſters von Cahors, der ſich Pabſt **Johann** nennt, vertheidigen will? Da niemand auftrat, ſo ſprach **Ludwig** das Urtheil, wodurch er den Pabſt aller Würden und Pfründen verluſtig erklärte, und ihn dem weltlichen Arm übergab, um wie ein Kezer verbrannt zu werden. Einen regierenden Pabſt ſolchergeſtalt zum Tode zu verurtheilen, war der höchſte Grad von Ausſchweifung, auf welchen der Streit des Prieſterthums mit dem Kaiſerthum ſteigen konnte.

Etliche Tage nachher wählte der **Kaiſer**, in eben dem Aufzuge, einen Franziſkanermönch aus Neapel zum Pabſt, belehnte ihn mit dem Ringe, hing ihm ſelbſt den Mantel um, und lies ihn unter dem Thronhimmel an ſeiner Seite ſizen; hütete ſich aber, ihm der Gewohnheit gemäs die Füſſe zu küſſen.

Unter allen Mönchen, von welchen ich beſonders reden werde, machten die Franziſkaner damals das gröſſte Aufſehn. Einige von ihnen hatten behauptet, die Vollkommenheit beſtände

darin, eine ſpizere Kapuze und eine engere Kutte zu tragen. Zu dieſer Reform hatten ſie noch die Meinung hinzugefügt, daß ihr Eſſen und Trinken nicht ihr Eigenthum wäre. Der **Pabſt** hatte dieſe Lehrſäze verdammt. Die Verdammung hatte die Reformatoren aufgebracht. Der Streit war endlich ſo heftig geworden, daß die Inquiſitoren von Marſeille viere von dieſen unglüklichen Mönchen hatten verbrennen laſſen.

Der vom **Kaiſer** zum Pabſt ernannte Franziſkaner war von ihrer Partei, und darum muſſte **Johann der** XXII. ein Kezer ſein. Dieſer Pabſt war dazu beſtimmt, verkezert zu werden; denn als er einige Zeit hernach gepredigt hatte, die Heiligen würden nicht eher in dem beſeligenden Schauen leben, als nach dem jüngſten Gericht, unterdeſſen aber nur ein unvollkommnes Schauen genieſſen, ſpaltete ſich die Kirche ob dieſem zwiefachen Schauen, und **Johann** muſſte endlich widerrufen.

Inzwiſchen brachte dieſer groſſe Aufzug **Ludwig's des Baiern** in Rom, eben ſo wenig Folgen hervor, als die Beſtrebungen der andern Teutſchen Cäſare. Die Unruhen in Teutſchland riefen ſie immer wieder zurük, und Italien entglitt ihren Händen.

Ludwig von Baiern, der im Grunde nicht ſehr mächtig war, konnte nach ſeiner Zurükkunft nicht verhindern, daß nicht ſein Pabſt von **Johann's des** XXII. Partei gefangen genommen, nach Avignon gebracht, und daſelbſt eingeſperrt ward. Kurz, es war damals ein ſolcher Unterſchied zwiſchen einem Kaiſer und einem Pabſt, daß **Ludwig der Baier**, bei aller ſeiner Klugheit, in ſeinem Lande in der Armut ſtarb, der **Pabſt** hingegen, der von Rom entfernt lebte, und wenig Beiträge aus Italien zog, als er zu Avignon ſtarb, den Wert von fünfundzwanzig Millionen Goldgülden hinterlies, wenn man dem gleichzeitigen Schriftſteller Villani Glauben beimeſſen will. Es iſt aber ausgemacht, daß Villani übertreibt. Wenn man die Summe auf den dritten Theil herunterſezte, ſo wär' es noch immer viel. Auch hatte die Päbſtliche Würde niemals ſo viel eingetragen; aber es verkaufte auch niemals ein Pabſt ſo viel Pfründen, und ſo theuer.

Er hatte ſich die Vergebung aller Präbenden von beinahe allen Biſthümern vorbehalten, und das Einkommen aller erledigten Pfründen angemaaſſt. Durch dieſe Kunſt der Vorbehaltungen gelangte er auch zu der Kunſt, faſt allen Wahlen zuvorzukommen, und alle Pfründen ſelbſt zu

vergeben. Noch mehr, er ernannte nie einen Biſchof, ohne ſieben oder achte abzuſezen. Jede Beförderung zog andre Beförderungen nach ſich, und alle brachten Geld ein. Die Taxen für die Diſpenſationen und für die Sünden wurden zu ſeiner Zeit erfunden und eingerichtet. Das Buch dieſer Taxen iſt ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte verſchiednemale gedrukt worden, und hat entſezliche Misbräuche an's Licht gebracht, welche die Kirche immer gemisbilligt, aber nur mit Mühe abgeſchaft hat.

Die auf ihn folgenden Päbſte blieben bis zum Jahre 1371 in Avignon. Dieſe Stadt gehörte ihnen nicht, ſondern den Grafen von Provence; aber die Päbſte hatten ſich unvermerkt zu Beſizherren derſelben gemacht, unterdeſſen daß die Könige von Neapel, als Grafen von Provence, um das Königreich Neapel ſtritten.

Die unglükliche Königinn Johanne, von welcher wir gleich reden werden, hielt ſich im Jahre 1348 für glüklich, Avignon an den Pabſt **Klemens den** VI. für achtzigtauſend Goldgülden abzutreten, die er niemals bezalt hat. Der Päbſtliche Hof lebte daſelbſt in Ruhe, verbreitete Ueberflus in der Provence und dem Delphinat, und vergas den ſtürmiſchen Aufenthalt in Rom.

Seit

Seit Karl'n dem Groſſen find' ich faſt keinen einzigen Zeitpunkt, in welchem nicht die Römer die alten Begriffe von Gröſſe und Freiheit wieder aufgefaſſt hätten. Sie wählten, wie wir geſehn haben, bald mehrere Senatoren, bald einen einzigen, oder einen Patricier, oder einen Statthalter, oder einen Konſul, zuweilen auch einen Tribun. Als ſie ſahen, daß der Pabſt Avignon kaufte, dachten ſie wieder daran, die Republik wieder aufzurichten. Sie gaben die Tribunswürde einem gemeinen Bürger, Namens Nikola Rienzi, gemeiniglich Cola genannt, einem Menſchen, der ſchwärmeriſch geboren und ehrgeizig geworden, mithin groſſer Unternemungen fähig war. Er erwekte in Rom groſſe Hofnungen, und er iſt's, von welchem Petrarca in den ſchönſten ſeiner Oden, oder Canzoni, ſpricht, wenn er Rom mit zerſtreuten Haaren und thränenden Augen ſchildert, wie es den Rienzi um Beiſtand anfleht.

Con gli occhi di dolor bagnati et molli
Ti chier' mercè di tutti i ſette colli.

Dieſer Tribun legte ſich folgenden Titel bei: Der geſtrenge und gütige Befreier Rom's, der Eifrer für Italien, und der Freund der ganzen Welt. Er er-

klärte, daß alle Völker Italien's frei, und Römiſche Bürger wären. Aber dieſe Zukkungen einer ſchon ſeit ſo langer Zeit ſterbenden Freiheit waren eben ſo unwirkſam, als die Anſprüche der Kaiſer auf Rom. Dieſes Tribunengericht ging noch ſchneller vorüber, als der Senat, und das Konſulat, die man vergebens wieder eingeführt hatte. **Rienzi**, der wie die Gracchen angefangen hatte, endigte auch, wie ſie. Er ward von der Partei der Patricierfamilien meuchlings um's Leben gebracht.

Rom muſſte, durch die Abweſenheit des Päbſtlichen Hofes, durch die in Italien herrſchenden Unruhen, durch die Unfruchtbarkeit ſeines Bodens, und durch die Verlegung ſeiner Manufakturen nach Genua, Piſa, Venedig und Florenz, zu Grunde gehn. Die Wallfahrten und Pilgrimſchaften erhielten es einzig und allein aufrecht. Das groſſe Jubeljahr vornemlich, welches Bonifaz der VIII. auf alle hundert Jahre einführte, Klemens der VI. aber auf funfzig Jahre ſezte, zog eine ſo ungeheure Menge Menſchen nach Rom, daß man im Jahre 1350 daſelbſt zweimalhunderttauſend Pilgrimme zälte. Rom, ohne Kaiſer und ohne Pabſt, iſt immer ſchwach, und dabei die erſte Stadt in der Chriſtenheit.

Siebzehntes Kapitel.

Von der Königinn Johanna von Neapel.

Wir haben geſagt, daß der Päbſtliche Stuhl Avignon von der Johanna von Anjou und Provence an ſich brachte. Man verkauft ſeine Staaten nur, wenn man unglüklich iſt. Die Unglüksfälle und der Tod dieſer Königinn ſtehn mit allen Begebenheiten damaliger Zeit in Verbindung, beſonders mit der groſſen Abendländiſchen Kirchenſpaltung, welche wir bald betrachten wollen.

Neapel und Sicilien wurden immer von Fremden beherrſcht; erſters von dem Franzöſiſchen, und lezters von dem Arragoniſchen Hauſe. Robert, der 1343 ſtarb, hatte ſein Königreich empor gebracht. Sein Neffe, Ludwig von Anjou, war zum Könige von Ungarn erwählt worden. Das Haus Frankreich breitete ſeine Zweige von allen Seiten aus, aber dieſe Zweige ſtanden weder mit dem gemeinſchaftlichen Stamme, noch auch unter ſich ſelbſt, in Verbindung; ſie wurden unglüklich. Der König Robert von Neapel hatte, ehe er ſtarb, ſeine Enkelinn und Erbinn Johanna mit Andreas, dem Bruder des Königs von Un-

garn, vermält. Dieſe Heurat, welche das Glük dieſes Hauſes, dem Anſcheine nach, befeſtigen muſſte, machte es unglüklich. **Andreas** wollte ſelbſt regieren. **Johanna**, ſo jung ſie war, wollte, daß er blos der Gemahl der Königinn ſein ſollte. Bruder Robert, ein Franziſkanermönch, der den **Andreas** beherrſchte, ſäete Has und Zwietracht zwiſchen beide Ehegatten. Ein Hofſtaat von Neapolitanern bei der **Königinn**, und ein dergleichen von Ungarn bei dem **Könige**, die von den Einheimiſchen als Barbaren betrachtet wurden, vermehrten die Abneigung. Luigi von Tarent, ein Prinz vom Geblüt, welcher bald nachher die **Königinn** heuratete, andre Prinzen vom Geblüt, die dieſer Fürſtinn Lieblinge waren, und die berüchtigte Kammerfrau, die ihr ſo ſehr ergeben war, beſchloſſen den Tod des Königs **Andreas**. Er ward in der Stadt Averſa, im Vorzimmer **ſeiner Gemalinn**, und faſt unter ihren Augen erwürgt, und aus dem Fenſter geworfen. Der Körper lag drei Tage lang unbegraben.

Nach Jahresfriſt heuratet die **Königinn den Prinzen von Tarent**, den das Publikum des vorerwähnten Mordes bezüchtigte. Wie viel Urſachen, ſie für ſchuldig zu halten! Ihre

Vertheidiger führen an, daß ſie vier Männer gehabt, und daß man eine Königinn, welche ſich immer wieder dem Eheſtandsjoch unterwirft, ſolcher Verbrechen, welche die Liebe begehn heiſſt, nicht beſchuldigen müſſe. Aber kann die Liebe allein Verbrechen eingeben? **Johanna** willigte in **ihres Gemals** Ermordung aus Schwachheit, und nam hernach noch drei andre Männer, aus einer andern Schwachheit, welche verzeihlicher und gewöhnlicher iſt, dieſe nemlich, daß ſie nicht allein regieren konnte.

Des Königs **Andreas** Bruder, Ludwig von Ungarn, ſchrieb an **Johanne'n**, daß er ſeines Bruders Tod an ihr und ihren Mitgenoſſen rächen würde. Er marſchirte nach Neapel durch Venedig nach Rom, wo er **Johanne'n**, vor dem erwähnten Tribun, **Cola Rienzi**, gerichtlich belangte, welcher, bei ſeiner vorübergehenden und lächerlichen Gewalt, dennoch Könige vor ſeinem Richterſtuhl ſah, wie die alten Römer. **Rienzi** wollte nichts entſcheiden, und hierdurch allein gab er einen Beweis ſeiner Klugheit.

Inzwiſchen rükte der König **Ludwig** gegen Neapel vor, und lies eine ſchwarze mit einem erdroſſelten Könige bemalte Fahne vor ſich her

tragen. Carlo'n von Durazzo, einem Prinzen von Geblüt, und Mitſchuldigen an der Mordthat, läſſt er den Kopf abſchlagen, und verfolgt die Königinn **Johanna**, welche mit ihrem neuen Gemal in ſeine Staaten in der Provence entwich. Sonderbar iſt es, daß Ehrgeiz keinen Theil an der Rache des Königs **Andreas** hatte. Er konnte ſich des Königreichs bemächtigen, und that es nicht. Dergleichen Beiſpiele ſind ſelten! Er war, wie man ſagt, ein Fürſt von ſtrenger Tugend, weshalb er auch nachher zum Könige von Pohlen erwählt ward. Wir werden weiter von ihm reden, wenn wir von Ungarn beſonders handeln.

Johanne, die, vor ihrem zwanzigſten Jahre, Schuld und Strafe eines Verbrechens trug, welches ihr Volk eben ſo unglüklich machte, als ſie ſelbſt, und die ſich von den Einwohnern von Neapel ſowohl, als von der Provence, zugleich verlaſſen ſah, reiſt zu dem Pabſt **Klemens dem** VI. nach Avignon, worüber ſie die Landeshoheit hatte, und überläſſt ihm die Stadt, mit dem umliegenden Gebiet, für achtzigtauſend Goldgülden, die niemals ſind bezalt worden. Unterdeſſen daß man, dieſer Aufopfrung wegen, Unterhandlung pflegt, führt ſie ſelbſt ihren

Rechtsſtreit vor dem Konſiſtorium, und wird von demſelben für unſchuldig erklärt. **Klemens der** VI, um den König von Ungarn aus Neapel wegzubringen, ſezt feſt, daß **Johanna** demſelben dreimalhunderttauſend Gulden bezalen ſoll. **Ludwig** antwortet, er ſei nicht gekommen, um ſeines Bruders Blut zu verkaufen, und reiſe mit Zufriedenheit zurük, nachdem er daſſelbe zum Theil gerächt habe. Der damals herrſchende Geiſt der Ritterſchaft hat nie mehr Härte, und mehr Grosmut mit einander vereinigt.

Die von ihrem Schwager verjagte, und von dem Pabſt aus Gnaden wieder eingeſezte **Königinn**, verlor ihren zweiten Gemal, und führte einige Jahre lang die Regierung allein. Sie heuratete alsdann einen Prinzen von Arragonien, der bald nachher ſtarb. Zulezt vermälte ſie ſich, in ihrem ſechsundvierzigſten Jahre, mit dem jüngſten Prinzen aus dem Hauſe Braunſchweig, Namens Otto, an welchem ſie mehr einen Mann hatte, der ihr gefallen, als einen Fürſten, der ſie vertheidigen konnte. Ihr natürlicher Erbe war ihr Vetter, der auch Carlo von Durazzo hies, und damals der einzige Ueberreſt des erſten Hauſes von Anjou in Neapel war. Dieſe Prin-

zen nannten ſich ſo, weil die Stadt Durazzo, welche ſie von den Griechen erobert, und hernach an die Venediger verloren hatten, ihr Erbgut geweſen war. Sie erkannte dieſen **Durazzo** für ihren Erben, und nam ihn ſogar an Kindesſtatt an. Dieſe Adoption, und die groſſe Kirchenſpaltung im Occident, beſchleunigten den unglüklichen Tod der **Königinn.**

Schon zeigten ſich die blutigen Folgen jener Kirchenſpaltung, wovon wir bald reden werden. **Brigano**, der den Namen **Urban der** VI. annam, und der Graf von Genf, der ſich **Klemens den** VII. nannte, ſtritten ſich mit der äuſſerſten Wut um die Päbſtliche Krone. Europa war getheilt. **Johanna** hielt es mit **Klemens**, der zu Avignon reſidirte. **Durazzo**, der den natürlichen Tod ſeiner angenommnen Mutter nicht abwarten wollte, um zur Regierung zu gelangen, verband ſich mit **Brigano**, oder **Urban** dem VI.

Dieſer Pabſt krönt den **Durazzo** zu Rom, unter dem Beding, daß ſein Neffe **Brigano** das Fürſtenthum Kapua bekommen ſoll. Er exkommunizirt die Königinn **Johanna**, und ſezt ſie ab, und um das Fürſtenthum Kapua ſeiner Familie gewiſſer zu verſichern, vergiebt er alle

Kirchengüter an die vornemſten Neapoliſchen Familien.

Der **Pabſt** marſchirt mit **Durazzo** gegen Neapel. Das Gold und das Silber aus den Kirchen ward zur Anwerbung einer Armee verwendet. Die **Königinn** kann weder von dem von ihr anerkannten Pabſt **Klemens**, noch von dem von ihr gewählten Gemal, Hülfe bekommen, und hat kaum etliche Soldaten auf den Beinen. Sie ruft gegen den undankbaren **Durazzo** einen Bruder des König's **Karl's** des V. von Frankreich, der auch Anjou hies, zu Hülfe, und nimmt ihn, ſtatt des **Durazzo**, an Kindesſtatt an.

Dieſer neue Erbe **Johannen's**, **Ludwig von Anjou**, kömmt zu ſpät an, um ſeine Wohlthäterinn zu vertheidigen, und für das ihm geſchenkte Königreich zu ſtreiten.

Dieſe Wahl der **Königinn** macht ihre Unterthanen noch abwendiger. Man fürchtet ſich, unter neuen Ausländern zu ſtehn. Der **Pabſt** und **Carlo Durazzo** rükken vor. **Otto von Braunſchweig** raft in der Eil einige Truppen zuſammen, wird aber geſchlagen und gefangen genommen.

Durazzo rükt in Neapel ein. Sechs Galeeren, welche die **Königinn** aus ihrer Grafſchaft Provence hatte kommen laſſen, und die unter dem Schloſſe dell' uovo vor Anker lagen, waren zu ihrer Hülfe unnüz. Alles geſchah zu ſpät. Die Flucht war nicht mehr möglich. Sie fällt dem **Uſurpator** in die Hände. Dieſer Prinz, um ſeine Barbarei zu bemänteln, erklärt ſich für den Rächer des ermordeten **Andreas**. Er frägt bei **Ludwig von Ungarn** an, der, noch immer unverſöhnlich, ihm antwortet, man müſſte die **Königinn** eben ſo umbringen, wie ſie habe ihren erſten Gemal umbringen laſſen. **Durazzo** lies ſie unter Matrazen erſtikken. Ueberall ſieht man Verbrechen durch andre Verbrechen beſtraft. Wie viel Abſcheulichkeiten in der Familie Ludwig's des Heiligen!

Die Nachwelt, die nie ungerecht iſt, wenn es ihr nur nicht an Aufſchlüſſen mangelt, hat dieſe **Königinn** bedauert, weil die Ermordung ihres erſten Gemals mehr eine Wirkung ihrer Schwachheit, als ihrer Bosheit, war; denn ſie war erſt achtzehn Jahr alt, als ſie in dieſes Verbrechen willigte, und man hat ihr nachher weder Ausſchweifung, noch Grauſamkeit, noch Un-

gerechtigkeit, vorwerfen können. Die Unterthanen ſind es, die man bedauren mus; denn dieſe wurden das Opfer dieſer Unruhen. Der Herzog **Ludwig von Anjou** erſchöpfte ſeines Bruders, des Königs **Karl's des V.** Schäze, und machte Frankreich arm, durch den vergeblichen Verſuch, den Tod der **Johanna** zu rächen, und ihre Verlaſſenſchaft in Empfang zu nemen. Er ſtarb bald in Apulien, ohne etwas ausgerichtet zu haben, ohne Ruhm, ohne Anhang und ohne Geld.

Das Königreich Neapel, welches unter dem Könige Robert angefangen hatte, ſich aus der Barbarei herauszureiſſen, verfiel wieder in dieſelbe, durch alle die Unglüksfälle, die durch die groſſe Kirchenſpaltung noch drükkender wurden. Ehe wir dieſe groſſe Abendländiſche Spaltung betrachten, welche der Kaiſer **Sigismund** beilegte, wollen wir ſehen, was das Teutſche Reich für eine Form annam.

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Kaiſer Karl dem IV. Von der goldnen Bulle. Von der Rükkehr des heiligen Stuhls von Avignon nach Rom. Von der heiligen Katharine von Siena u. ſ. w.

Das Teutſche Reich (denn in den Unruhen, welche **Ludwig's von Baiern** lezte Lebensjahre begleiteten, gab es kein Römiſches Reich mehr) nam endlich unter dem Könige von Böhmen, Karl dem IV. von Lüzelburg, Heinrichs des VII. Enkel, eine dauerhafte Geſtalt an. Dieſer machte zu Nürnberg die berühmte Verordnung, die goldne Bulle genannt, wegen des daran hängenden goldnen Siegels, welches im damaligen ſchlechten Latein *Bulla* hies. Hieraus läſſt ſich leicht abnemen, warum die Päbſtlichen Edikte Bullen heiſſen. Der Styl dieſer Verordnung trägt die deutlichſten Spuren von dem Geiſte damaliger Zeiten. Der Rechtsgelehrte Bartolus, einer von den Sammlern der Meinungen, welche noch für Geſeze gelten, hatte dieſe Bulle aufgeſezt. Er fängt mit einer Anrede an den Stolz, an den Satan, an den Zorn, und an die Schwelgerei, an. Es heiſſt darin, daß die Zal der

ſieben Kurfürſten notwendig iſt, um ſich den ſie-
ben Todſünden zu widerſezen. Es wird von
dem Falle der Engel, von dem irdiſchen Para-
dieſe, vom Pompejus und Cäſar, geſpro-
chen, und verſichert, daß Teutſchland ſich auf
die drei theologiſche Tugenden, wie auf die Drei-
einigkeit, gründet.

Dieſes Reichsgeſez ward in Gegenwart und
mit Einwilligung aller Fürſten, Biſchöfe, Aebte,
und ſogar der Deputirten der Kaiſerlichen freien
Reichsſtädte, abgefaſſt, welche Leztre zum er-
ſtenmal dieſer Verſammlung der Teutſchen Na-
tion beiwohnten. Dieſe Rechte der Städte, die
natürlichen Wirkungen der Freiheit, hatten an-
gefangen, in Italien, England, Frankreich und
Teutſchland, wieder aufzuleben. Es iſt bekannt,
daß die Zal der Kur- und Wahlfürſten damals
auf ſieben feſtgeſezt ward. Die Erzbiſchöfe von
Mainz, Trier und Köln, welche ſeit langer Zeit
im Beſiz waren, die Kaiſer zu wählen, wollten
nicht zugeben, daß andre, obgleich eben ſo mäch-
tige Biſchöfe an dieſer Ehre Theil nämen. Aber
warum ward das Herzogthum Baiern nicht zum
Kurfürſtenthum gemacht? Und warum bekam
Böhmen, welches urſprünglich ein von Teutſch-
land abgeſonderter Staat war, und nach der gold-

nen Bulle keinen Zutritt zu den Beratſchlagungen des Reichs hat, doch das Recht, ſeine Stimme zur Wahl zu geben? Die Urſach fällt in die Augen. **Karl der IV.** war König von Böhmen, und **Ludwig von Baiern** war ſein Feind geweſen.

In dieſer vom **Bartolus** abgefaſſten Bullen wird geſagt, daß die ſieben Kurfürſten ſchon vorhanden geweſen wären; ſie waren es, aber das konnte noch nicht lange her ſein. Alle Zeugniſſe vor dem dreizehnten und dem zwölften Jahrhunderte bekräftigen, daß, bis zu **Friedrich's des** II. Zeiten, die Edlen und Prälaten, welche Lehne beſaſſen, den Kaiſer wählten, und davon giebt nachſtehender Vers des **Hoved** einen deutlichen Beweis:

Eligit unanimis cleri procerumque voluntas.

Z. T. Der einmütige Wille der Herren und der Kleriſei macht den Kaiſer.

Weil aber die vornemſten Hausofficiere mächtige Fürſten waren, weil ſie denjenigen, der durch die Mehrheit der Stimmen erwählt war, öffentlich bekannt machten, und an der Zal ſieben waren, ſo eigneten ſie ſich, bei **Friedrich's des** II. Tode, das Recht zu, ihren Herrn zu ernennen,

und dies war der einzige Urſprung der ſieben Kurfürſten.

Urſprünglich waren ein Haushofmeiſter, ein Stallmeiſter, ein Mundſchenk, die Hauptbedienten eines einzelnen vornemen Mannes, und dieſe hatten ſich mit der Zeit zu Haushofmeiſtern und Mundſchenken des Römiſchen Reichs erhöht. So nannte ſich derjenige, der in Frankreich den Wein des Königs beſorgte, den Oberflaſchenmeiſter von Frankreich; der Mundbekker und der Mundſchenk wurden Obermundbekker und Obermundſchenken von Frankreich, obgleich dieſe Leute niemals, weder das Teutſche Reich, noch Frankreich, mit Brod und Wein verſorgten. Europa ward mit dergleichen Erbämtern von Marſchällen, Oberjägermeiſtern und Kammerherren einer Provinz überſchwemmt. Sogar das Oberbettlermeiſteramt in Champagne ward das Vorrecht einer Familie.

Uebrigens erhielt die Kaiſerliche Würde, die an und für ſich ſelbſt damals nicht die geringſte wirkliche Gewalt gab, nie mehr von jenem Glanz, der das Volk zu blenden, und ihm Ehrfurcht einzuflöſſen pflegt, als durch die Ceremonie, womit die goldne Bulle öffentlich bekannt gemacht gemacht ward. Die drei geiſtlichen

Kurfürſten, die drei Erzkanzler waren, erſchie-nen dabei mit den Reichsſiegeln. Mainz trug das Teutſche, Köln das Italieniſche, und Trier das Galliſche Siegel. Indeſſen hatte das Teut-ſche Reich in Gallien weiter nichts, als das leere Lehnsrecht über den Ueberreſt des Königreichs Arelat, der Provence und des Delfinats, wel-ches bald hernach auch unter die weitumfaſſende Krone Frankreich kam. Savoyen, welches dem Hauſe Maurienne zuſtändig war, ging von dem Reiche zu Lehn; die Franche-Comté aber war, unter Kaiſerlichem Schuze, frei und un-abhängig.

Der Kaiſer hies in der Bulle das Ober-haupt der Welt, *Caput orbis*. Der Dau-phin von Frankreich, der Sohn des unglükli-chen Johann's von Frankreich, wohnte dieſer Ceremonie bei, und der Kardinal von Alba ſezte ſich über ihn; ſo gewis iſt es, daß Europa damals für einen Körper mit zwei Kö-pfen angeſehn ward, wovon der eine der Kaiſer, und der andre der Pabſt war. Die übrigen Fürſten wurden auf den Reichstagen und im Konklave nur als Mitglieder betrachtet, welche Vaſallen ſein ſollten. Es iſt merkwürdig, wie ſehr ſich dieſe Gewohnheiten verändert haben.

Die

Die Kurfürſten gaben damals den Kardinälen den Rang. In der Folge haben ſie den Wert ihrer Würde beſſer eingeſehn. Seit langer Zeit haben die Kanzler den Rang über diejenigen genommen, welche ſich unterſtanden hatten, dem Dauphin von Frankreich vorzutreten. Und nun urtheile man, ob irgend etwas in Europa von Dauer iſt.

Wir haben geſehn, was der Kaiſer in Italien beſas. In Teutſchland war er blos Beherrſcher ſeiner Erbländer. Indeſſen ſpricht er in ſeiner Bulle, wie ein deſpotiſcher König. Er thut darin alles aus gewiſſer Kenntnis und voller Macht, welche Worte der Teutſchen Freiheit ſchnurſtraks zuwider ſind, auch auf den Reichstagen nicht mehr geduldet werden, wo ſich der Kaiſer vielmehr der Ausdrükke bedient: Wir ſind mit den Ständen, und die Stände mit uns, einig geworden.

Um uns von der Pracht, welche bei der Ceremonie der goldnen Bulle herrſchte, einigen Begrif zu machen, wird es hinreichend ſein, wenn wir wiſſen, daß der Herzog von Lüzelburg und Braband, ein Neffe des Kaiſers, ihm zu trinken einſchenkte; der Herzog von Sachſen,

als Obermarſchall mit einer ſilbernen Meze voll Hafer auftrat; der Kurfürſt von Brandenburg dem Kaiſer und der Kaiſerinn das Waſchwaſſer reichte, und der Pfalzgraf, in Gegenwart aller Groſſen des Reichs, die goldnen Schüſſeln auf die Tafel ſezte.

Man hätte **Karl'n den** IV. für den König der Könige halten mögen. Nie hatte **Konſtantin**, der prunkvollſte unter allen Kaiſern, im Aeuſſerlichen mehr Blendendes zur Schau geſtellt. So ſehr ſich indeſſen **Karl der** IV. auch das Anſehn geben wollte, Römiſcher Kaiſer zu ſein, ſo hatte er doch vor ſeiner Erwählung dem Pabſt Klemens dem VI. einen Eid geſchworen, daß wenn er jemals nach Rom käme, um ſich krönen zu laſſen, er keine Nacht in Rom bleiben, und ohne des heiligen Vaters Erlaubnis nie wieder nach Italien kommen wollte. Es iſt auch noch ein Schreiben von ihm an den Kardinal Colombier, den Dechanten des heiligen Kollegiums, vorhanden, das er im Jahr 1355 geſchrieben hat, und worin er dieſem Dechanten den Titel Ew. Majeſtät giebt.

Auch überlies er dem Hauſe Viſconti Mailand und die Lombardei, und den Venedi-

gern Padua, welches ehmals über Venedig geherrſcht hatte, nun aber, ſo wie Vicenza und Verona, demſelben unterworfen war. Er ward zum König von Arelat oder Arles, in der Stadt gleiches Namens, gekrönt, aber mit dem Beding, daß er ſich in derſelben nicht länger aufhalten durfte, als in Rom. So viel Verändrungen in den Gebräuchen und Rechten, und dieſe Hartnäkkigkeit, bei ſo weniger Gewalt, einen Titel beizubehalten, machen die Geſchichte des Reichs in ſeiner Erniedrigung aus. Die Päbſte richteten es auf, als ſie **Karl'n den Groſſen**, und nachher die **Ottone**, in das ſchwache Italien riefen. Alle Päbſte arbeiteten nach Möglichkeit daran, es zu vernichten. Dieſer Körper, der damals, ſo wie noch jezt, das heilige Römiſche Reich hies, war auf keinerlei Weiſe weder heilig, noch Römiſch, noch ein Reich.

Die Kurfürſten, deren Rechte von **Karl'n dem IV.** durch die goldne Bulle waren beſtätigt worden, machten dieſelben bald genug gegen ſeinen eignen Sohn Wenzel, den Kaiſer und König von Böhmen, gelten.

Frankreich und Teutſchland wurden zu gleicher Zeit von einer Plage ohne Beiſpiel heimgeſucht. Der **König von Frankreich** und der

Kaiſer hatten faſt zu gleicher Zeit ihren Verſtand verloren. Von der einen Seite verurſachte **Karl der** VI. durch die Zerrüttung ſeines Verſtandes, die Zerrüttung ſeines Königreichs. Von der andern Seite lies **Wenzel**, der ſeinen Verſtand verzecht und verſchwelgt hatte, das Reich in der Anarchie. **Karl der** VI. ward nicht abgeſezt. Seine Verwandten verheerten Frankreich in ſeinem Namen; aber die Böhmiſchen Barone ſperrten **Wenzel'n** ein, der einſt ganz nakt aus ſeinem Gefängnis entwiſchte, und die Kurfürſten in Teutſchland ſezten ihn, nach gemachtem förmlichen Proces, durch öffentlichen Richterſpruch ab. In der Sentenz wird blos geſagt, daß er, als ein nachläſſiger, unnüzer, verſchwendriſcher und nichtswürdiger Menſch abgeſezt wird.

Er ſoll, als man ihm ſeine Abſezung ankündigte, an die Teutſchen Reichsſtädte geſchrieben haben, er verlangte von ihnen keinen andern Beweis ihrer Treue, als einige Fäſſer von ihrem beſten Wein.

Teutſchland's trauriger Zuſtand ſchien den Päbſten in Italien freies Feld zu laſſen. Aber die Republiken und Fürſtenthümer, die ſich emporgeſchwungen, hatten Zeit gehabt, ſich zu befeſtigen. Seit **Klemens dem** V. war Rom

den Päbſten fremd geworden. Gregor der IX. aus Limoges, der endlich den heiligen Stuhl wieder nach Rom verlegte, wuſſte kein Wort Italieniſch.

Dieſer Pabſt hatte groſſe Streitigkeiten mit der Republik Florenz, die damals ihre Macht in Italien gründete. Florenz hatte mit Bologna ein Bündnis errichtet. **Gregor**, welcher, kraft der ehmaligen Begünſtigungen der Mathildis, ſich für den unmittelbaren Herrn von Bologna ausgab, begnügte ſich nicht mit der Rache durch Kirchenbuſſen. Er erſchöpfte ſeine Schäze, um die Condottieri zu bezalen, welche damals an jeden, der bezalen konnte, Truppen vermieteten. Die Florentiner wollten ſich vergleichen, und die Päbſte in ihr Intereſſe ziehen. Sie glaubten, daß es ihnen Nuzen brächte, wenn der Pabſt in Rom reſidirte. **Gregor** muſſte alſo überredet werden, Avignon zu verlaſſen. Man kann gar nicht begreifen, warum man in Zeiten, wo die Menſchen, in Rükſicht auf ihr Intereſſe, ſo aufgeklärt waren, Triebfedern in Bewegung ſezte, die heut zu Tage ſo lächerlich ſcheinen.

An den Pabſt ward die heilige Katharine von Siena abgeſchikt, die nicht allein

Offenbarungen hatte, ſondern auch behauptete, ſie hätte ſich mit Jeſu Chriſto feierlich vermählt, und von demſelben, bei der Verheurathung einen Ring und einen Diamanten bekommen. Ihr Beichtvater Peter von Kapua, der ihr Leben beſchrieben, hatte die mehreſten ihrer Wunder mit angeſehn. Ich bin Zeuge, ſagt er, daß ſie eines Tages in eine Mannsperſon, mit einem kleinen Bart am Kinn, iſt verwandelt worden, und dieſe Figur, in welche ſie ſo plözlich verwandelt ward, war Jeſus Chriſtus ſelbſt. So ſahe die Geſandtinn aus, welche die Florentiner abſchikten.

Von der andern Seite bediente man ſich der Offenbarungen der heiligen Brigitte, die aus Schweden gebürtig war, ſich aber in Rom niedergelaſſen, und welcher ein Engel verſchiedne Briefe an den Pabſt in die Feder geſagt hatte. Die beiden Heiligen Weiber, die ſonſt in keinem Punkte einig waren, vereinigten ſich darin, den Pabſt wieder nach Rom zu ziehn. Brigitta war die Heilige der Franziſkaner, und die Jungfrau offenbarte ihr, daß ſie unbeflekt empfangen wäre; Katharine aber war die Heilige der

Dominikaner, und die Jungfrau offenbarte ihr, daß ſie in Sünden ſei empfangen und geboren worden. Nicht alle Päbſte waren Leute von Genie. War **Gregor** einfältig? Ward er durch Maſchinen in Bewegung geſezt, die ſeinen Verſtandeskräften angemeſſen waren? War Staatsklugheit, oder Schwachheit, der Grund ſeines Betragens? Genug, er gab endlich nach, und der heilige Stuhl ward, nach einem Zeitraume von zweiundſiebzig Jahren, von Avignon nach Rom verlegt; dadurch ward aber Europa nur wieder in neue Uneinigkeiten geſtürzt.

Neunzehntes Kapitel.

Groſſe Kirchenſpaltung im Occident.

Der heilige Stuhl beſas damals nichts, als das Sankt Peterserbtheil in Toſkana, die Campagna di Roma, das Land Viterbo und Orvieto, Sabina, das Herzogthum Spoleto, Benevento, und einen geringen Theil der Ankonitaniſchen Mark. Alle in der Folge zu den Päbſtlichen Domänen geſchlagne Länder wurden damals von Vikarien des Reichs, oder des Päbſtli-

chen Stuhls beſeſſen. Die Kardinäle waren ſeit 1138 im Beſiz, das Volk und die Kleriſei von der Pabſtwahl auszuſchlieſſen, und ſeit 1216 muſſte man zwei Drittheile der Stimmen haben, um kanoniſch rechmäſſig erwählt zu ſein.

In Rom waren zu der Zeit, von der ich rede, nur ſechszehn Kardinäle, nemlich elf Franzoſen, Ein Spanier, und vier Italiener. Das Römiſche Volk, ungeachtet ſeines Hanges zur Freiheit, und ungeachtet ſeiner Abneigung gegen ſeine Herren, verlangte einen Pabſt, der in Rom reſidirte, weil es die Ausländer noch weit mehr haſſte, als die Päbſte, und hauptſächlich, weil die Gegenwart eines Pabſtes Reichthümer nach Rom zog. Die Römer drohten, die Kardinäle auszurotten, wenn ſie ihnen einen Ausländer zum Pabſt gäben. Die erſchrekten Wählenden ernannten einen Neapolitaner, den Biſchof Brigano, oder Brigagno, von Barri, zum Pabſt, der ſich den Namen Urban beilegte. Dies war ein hiziger und wilder Mann, und eben deswegen zu dieſer Stelle nicht ſonderlich geſchikt. Sobald er den Thron beſtiegen hatte, berief er ein Konſiſtorium zuſammen, und erklärte, daß er die Könige von Frankreich und England zur Rechen-

ſchaft ziehn würde, weil ſie, wie er ſagte, die Chriſtenheit durch ihre Streitigkeiten beunruhigten. Dieſe Könige waren Karl der Weiſe, und Eduard der III. Der Kardinal de la Grange, der eben ſo hizig war, als der Pabſt, drohte ihm mit der Hand, und ſagte, er habe gelogen, und dieſe drei Worte ſtürzten Europa in vierzigjährige Unruhen.

Die mehreſten Kardinäle, ſelbſt die Italiener, waren mit dem wilden Karakter eines zur Regierung ſo wenig tauglichen Mannes unzufrieden, und begaben ſich in das Königreich Neapel. Daſelbſt erklären ſie, daß die Wahl des Pabſtes gewaltthätig durchgeſezt, und nach dem Rechte nichtig ſei, und ſchreiten einmütig zur Wahl eines neuen Pabſtes. Die Franzöſiſchen Kardinäle hatten diesmal das ziemlich ſeltne Glük, die Italieniſchen Kardinäle zu betrügen. Jedem Italiener insbeſondre ward die Päbſtliche Krone verheiſſen, und hernach Robert, der Sohn des Grafen Amadeus von Genf, erwählt, der den Namen Klemens der VII. annam. Nun theilte ſich Europa. Der Kaiſer Karl der IV, England, Flandern und Ungarn erkannten Urban, dem Rom und Italien gehorchten. Frankreich, Schottland, Savoyen und Lothrin-

gen hielten es mit **Klemens.** Alle Mönchsorden waren getheilt, alle Doktoren ſchrieben, alle Univerſitäten gaben Dekrete. Beide Päbſte nannten einander Uſurpatoren und Antichriſte, und exkommuzirten ſich wechſelſeitig. Das Traurigſte und wirklich Schädliche dabei war, daß man ſich mit der doppelten Wut eines Bürger- und Religionskrieges ſchlug.

Truppen aus Gaſkogne und Bretagne, welche **Klemens** Neffe angeworben hatte, rükken nach Italien, überfallen Rom, und machen in der erſten Wut alles nieder, was ihnen vorkömmt; bald aber rottet ſich das Volk in Rom wider ſie zuſammen, ſchlägt ſie todt und erwürgt alles, was es von Franzöſiſchen Prieſtern vorfindet. Nicht lange darauf rükt eine, in dem Königreich Neapel angeworbne, Armee des Pabſtes **Klemens**, etliche Meilen von Rom, **Urban's** Truppen entgegen.

Eine jede dieſer Armeen führte die Schlüſſel des heiligen Petrus in ihren Fahnen. Die Klementiner wurden geſchlagen. Von dem Intereſſe dieſer beiden Päbſte war gar nicht einmal die Rede. Der Sieger **Urban**, welcher ſeinem Neffen einen Theil des Königreich Neapel beſtimmte, raubte daſſelbe der Königinn **Johan-**

na, der Beſchüzerinn des Pabſtes **Klemens**, welche ſeit langer Zeit, mit abwechſelndem Glük, und beflektem Ruhm, in Neapel regierte.

Wir haben geſehn, wie dieſe **Köniqinn** von ihrem Vetter **Carlo von Durazzo** ermordet ward, mit welchem der **Pabſt** das Königreich Neapel theilen wollte. Als dieſer Uſurpator ruhiger Beſizer geworden war, hütete er ſich wohl, einem Pabſte Wort zu halten, der nicht mächtig genug war, ihn dazu zu zwingen.

Urban, der mehr hizig, als ſtaatsklug, war, beging die Unvorſichkeit, ſich zu ſeinem Vaſallen zu begeben, ohne der Stärkere zu ſein, und ohne hinlängliche Bedekkung. Nach der alten Sitte muſſte der **König** dem **Pabſte** die Füſſe küſſen, und den Zügel ſeines Pferdes halten. **Durazzo** verrichtete nur eins von dieſen Geſchäften; er nam den Zügel, aber blos, um den **Pabſt** in den Kerker zu führen. **Urban** ward eine Zeitlang zu Neapel im Gefängnis behalten, und unter⸗handelte beſtändig mit ſeinem Vaſallen; der ihm bald mit aller Ehrfurcht, und bald mit Gering⸗ſchäzung, begegnete.

Der **Pabſt** entkam aus ſeinem Gefängnis, und flüchtete in die kleine Stadt Nocera. Hier verſammelte er bald die Trümmern ſeines Hofes.

Seine Kardinäle und einige Biſchöfe, die ſeiner wilden Gemütsart, und noch mehr ſeines Unglüks überdrüſſig waren, namen in Nocera Maasregeln, ihn zu verlaſſen, und in Rom einen würdigern Pabſt zu wählen. **Urban**, der ihre Abſicht entdekte, lies ſie alle in ſeiner Gegenwart auf die Folter bringen. Als er bald darauf gezwungen ward, aus Neapel zu entweichen, und nach der Stadt Genua zu flüchten, die ihm etliche Galeeren ſchikte, ſchleppte er dieſe Kardinäle und Biſchöfe, mit gelähmteu Gliedern und in Ketten, mit ſich. Einen der Biſchöfe, der von der Folter halb todt war, und nicht ſo ſchnell an's Ufer kommen konnte, als der Pabſt es haben wollte, lies er unterwegs erwürgen.

Bei ſeiner Ankunft zu Genua ſchafte er ſich fünf dieſer Kardinäle, durch verſchiedne Todesſtrafen, vom Halſe. Kaligula und Nero hatten ungefähr eben ſo gehandelt; aber ſie wurden geſtraft, und **Urban** ſtarb zu Rom in Frieden. Sein Geſchöpf und auch zugleich ſein Verfolger, **Carlo von Durazzo**, war nicht ſo glüklich. Denn er ging nach Ungarn, um ſich der dortigen Krone zu bemächtigen, auf die er kein Recht hatte, und ward daſelbſt ermordet.

Nach **Urban's** Tode ſchien dieſer Bürgerkrieg ſein Ende erreichen zu müſſen, aber die Römer waren nicht Willens, den Pabſt **Klemens** anzuerkennen. Die Spaltung dauerte von beiden Seiten fort. Die Kardinäle von **Urban's** Partei wählten einen gewiſſen Perin Tomaſel, und, nach dieſes Perin Tomaſel's Tode, den Kardinal Meliorati. Die Klementiner gaben dem **Klemens**, der 1394 ſtarb, einen Arragonier, Namens Pedro Luna, zum Nachfolger. Nie hatte ein Pabſt zu Rom ſo wenig Gewalt gehabt, als Meliorati; und Pedro Luna war zu Avignon bald ein bloſſes Phantom.

Die Römer, die ihre Municipalverfaſſung von neuem einführen wollten, verjagten den Meliorati, nach vielem Blutvergieſſen, ob ſie ihn gleich anerkannt hatten; und die Franzoſen belagerten den von ihnen als Pabſt anerkannten Pedro Luna in Avignon ſelbſt, und hielten ihn da gefangen.

Die Stände von Frankreich hatten, bei dieſen verderblichen Zeitläuften, einen ſo vernünftigen Entſchlus gefaſſt, daß es unbegreiflich iſt, warum nicht alle andre Nationen dieſem Beiſpiele folgten. Sie erkannten nemlich gar kei-

nen Pabſt mehr. Jeder Kirchſprengel ward von ſeinem Biſchof regiert: man bezalte keine Annaten, und duldete weder Reſervaten, noch Immunitäten; und Rom muſſte befürchten, daß dieſe Einrichtung, welche etliche Jahre dauerte, beſtändig dauern würde.

Luna hatte vor ſeiner Erwählung verſprochen, abzudanken, wenn dadurch der Friede zu erkaufen wäre; war aber nicht dazu zu bringen. Ein Venediger von Adel, Namens Carario, der zu Rom gewählt ward, verſprach ebendaſſelbe mit einem Eid, den er eben ſo wenig hielt. Die Kardinäle beider Parteien wurden endlich der allgemeinen und beſondern Zänkereien um die Päbſtliche Krone überdrüſſig, und entſchloſſen ſich, eine Generalkirchenverſammlung zu Piſa zu halten. Vierundzwanzig Kardinäle, ſechsundzwanzig Erzbiſchöfe, hundertundzweiundneunzig Biſchöfe, zweihundertundneunundachtzig Aebte, die Deputirte von allen Univerſitäten, und von hundertundzwei Domkapiteln, dreihundert Doktoren der Theologie, der Grosmeiſter von Malta, und die Geſandten aller Potentaten, wohnten dieſer Verſammlung bei. Man wählte auf derſelben einen Pabſt, Namens Pietro Philargi, unter dem Namen

Alexander der V. Die ganze Frucht dieſer groſſen Kirchenverſammlung war, daß man nun, anſtatt zwei, drei Päbſte, oder Gegenpäbſte, hatte. Der Kaiſer **Robert** wollte dieſe Kirchenverſammlung nicht anerkennen, und alles war nun in gröſſrer Unordnung, als vorher.

Man kann nicht umhin, Rom's Schikſal zu bedauern. Es bekam einen Biſchof, und einen Fürſten wider ſeinen Willen. Franzöſiſche Truppen, unter den Befelen des Tanegun dû Chatel, kamen noch einmal und verheerten es, um demſelben den dritten Pabſt aufzubringen. Der edle Venediger **Corario** begab ſich mit ſeiner Hohenprieſterkrone nach Gaeta unter den Schuz des Sohnes von **Carlo von Durazzo**, den wir Lancelot nennen, und der damals in Neapel regierte, und **Pedro Luna** verlegte ſeinen Siz nach Perpignan. Rom ward, wiewohl fruchtlos, zu Gunſten des dritten Pabſtes verheert. Er ſtarb unterwegs, und die damals herrſchende Staatsklugheit machte, daß man ihn für vergiftet hielt.

Die Kardinäle von der Piſaſchen Kirchenverſammlung hatten ſich Rom's bemächtigt, und ſezten den Neapolitaner Balthaſar Cozza an die Stelle deſſelben. Dies war ein Krieger,

der Seeräuber geweſen war, und ſich in den Unruhen hervorgethan hatte, die noch immer aus dem Streite **Carlo's von Durazzo** und des Hauſes Anjou entſtanden. Er war hernach Legat in Teutſchland geweſen, wo er ſich durch den Ablashandel bereichert hatte. In der Folge hatte er den Kardinalshut ziemlich theuer, und ſeine Beiſchläferinn Katharina, die er ihrem Manne weggenommen, eben ſo theuer erkauft. In der Lage, worin ſich Rom befand, bedurfte es vielleicht eines ſolchen Pabſtes. Es hatte einen Soldaten nötiger, als einen Theologen.

Seit **Urban dem** VI. machten die Gegenpäbſte Staatsverhandlungen, warfen Bannſtralen, und ſezten ihre ganze Staatsklugheit darin, etwas Geld zu ziehn. Dieſer aber führte Krieg. Er ward, unter dem Namen Johann der XXIII, von Frankreich und dem gröſſten Theil Europa's anerkannt. Der Pabſt von Perpignan war nicht furchtbar; der von Gaeta aber war es, weil der König von Neapel ihn beſchüzte.

Johann der XXIII. verſammlet Truppen, veranſtaltet einen Kreuzzug gegen den König **Lancelot** von Neapel, und bringt den Prinzen **Ludwig von Anjou** in die Waffen,

den

den er mit Neapel belehnt. Es kömmt bei Gariglīano zum Treffen. Die Päbſtliche Partei ſiegt, weil Erkenntlichkeit aber nicht die Lieblingstugend groſſer Herren iſt, und das Staatsintereſſe alles andre überwiegt, ſo nimmt der **Pabſt** ſeinem Wohlthäter und Rächer **Ludwig von Anjou** die Belehnung wieder ab, und erkennt ſeinen Feind **Lancelot** zum König an, unter dem Beding, daß ihm der edle Venediger **Corario** ausgeliefert werde.

Lancelot, der nicht gern ſah, daß **Johann der** XXIII. zu mächtig würde, lies den Pabſt **Corario** entwiſchen. Dieſer umherirrende Pabſt ſuchte Zuflucht in dem Schloſſe Rimini, bei Malateſta, einem der kleinen Italieniſchen Tyrannen. Hier, wo er nur von den Almoſen dieſes Herrn lebte, und einzig und allein von dem Herzoge von Baiern anerkannt ward, exkommuzirte er alle Könige, und ſprach, wie der Beherrſcher der ganzen Welt.

Johann der XXII[I], dieſer einzige rechtmäſſige Pabſt, weil er gewählt, zu Rom von den Kardinälen der Piſaſchen Kirchenverſammlung anerkannt, und einem von eben dieſer Kirchenverſammlung gewählten Pabſte nachgefolgt war,

war auch einzig und allein Pabſt in der That. Weil er aber ſeinen Wohlthäter, **Ludwig von Anjou**, verraten hatte, ſo ward auch der König **Lancelot** von Neapel, deſſen Wohlthäter er war, zum Verräter an ihm.

Der ſiegreiche **Lancelot** wollte zu Rom regieren, überfiel daher dieſe unglükliche Stadt, und **Johann der** XXIII. hatte kaum ſo viel Zeit, ſich mit der Flucht zu retten. Es war ſein Glük, daß es damals in Italien freie Städte gab. Sich, wie **Corario**, einem Tyrannen in die Arme werfen, das hies, ſich zum Sklaven machen. Er übergab ſich alſo den Florentinern, welche nun mit **Lancelot**, zugleich für ihre Freiheit, und für den Pabſt, kämpften.

Lancelot ſchien das Uebergewicht zu behalten. Der Pabſt ſah ſich in Bologna belagert. Er wandte ſich daher an den Kaiſer **Sigismund**, der nach Italien gekommen war, um einen Traktat mit den Venedigern zu ſchlieſſen. **Sigismund**, als Kaiſer, muſſte ſeine Gröſſe auf die Erniedrigung der Päbſte gründen, war aber dabei ein natürlicher Feind des Italieniſchen Tyrannen **Lancelot**. **Johann der** XXIII. ſchlägt dem **Kaiſer** ein Bündnis und eine Kirchenverſammlung vor; das erſte, um ihren ge-

meinſchaftlichen Feind zu verjagen, und die lezte, um ſein Recht zum Päbſtlichen Stuhle zu befeſtigen.

Dieſe Kirchenverſammlung war ſogar notwendig geworden, weil die Piſaſche ſie binnen drei Jahren angekündigt hatte. **Sigismund** und **Johann der** XXIII. rufen ſie in der kleinen Stadt Koſtniz zuſammen; aber **Lancelot** vereitelt alle dieſe Unterhandlungen durch das Glük ſeiner Waffen. Nur eine auſſerordentliche Ereignis konnte den **Pabſt** und den **Kaiſer** von ihm befreien. **Lancelot** ſtarb 1414. im dreiſſigſten Jahre ſeines Alters, unter heftigen und plözlichen Schmerzen, und Gift ſoll damals ſehr gebräuchlich geweſen ſein.

Johann der XXIII, der ſeines Feindes los war, hatte nun nichts weiter zu fürchten, als den **Kaiſer** und die Kirchenverſammlung. Er hätte gewünſcht, dieſes Europäiſchen Senats überhoben zu ſein, der die Päbſte richten kann. Die Verſammlung war indeſſen angeſagt, der **Kaiſer** drang auf Beſchleunigung, und alle diejenigen, welche ein Recht hatten, derſelben beizuwohnen, eilten, daſelbſt des Ehrentitels der Schiedsrichter der Chriſtenheit zu genieſſen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Kirchenverſammlung zu Koſtniz.

Am weſtlichen Ufer des Koſtnizer Sees ſoll die Stadt dieſes Namens von Konſtantin ſein erbaut worden. Sigismund wählte ſie zum Schauplaz dieſes Auftritts. Nie war eine Kirchenverſammlung zalreicher geweſen, als die Piſaſche, doch ward ſie von dieſer zu Koſtniz übertroffen.

Auſſer der groſſen Menge von Prälaten und Doktoren, befanden ſich daſelbſt hundertundachtundzwanzig vorneme Reichsvaſallen gegenwärtig. Der Kaiſer war faſt beſtändig zugegen. Die Kurfürſten von Mainz, von Sachſen, von der Pfalz und von Brandenburg, und die Herzoge von Baiern, Oeſtreich und Schleſien, wohnten derſelben bei. Siebenundzwanzig Geſandten waren im Namen ihrer Herren da. Ein jeder ſuchte es dem andern an Pracht und Aufwand zuvorzuthun, welches ſchon daraus erhellet, daß ſich funfzig Goldſchmiede mit ihren Geſellen, während der Verſammlung, daſelbſt in Arbeit ſezten. Man zälte fünfhundert Tonkünſtler, und ſiebenhundertundachtzehn Buhlſchweſtern, die unter obrigkeitlichem Schuz ſtanden. Man

muſſte hölzerne Hütten bauen, um alle dieſe Sklaven und Sklavinnen der Schwelgerei und der Unmäſſigkeit unterzubringen, welche, nicht von den Vätern der Verſammlung, ſondern von den weltlichen Herren dorthin gezogen wurden. Man ſchämte ſich dieſer Gewohnheit nicht; ſie war in allen Staaten eingeführt, wie ehmals bei faſt allen Völkern des Alterthums. Uebrigens gab die Franzöſiſche Kirche jedem zu dieſer Verſammlung deputirten Erzbiſchof täglich zehn Franken, (etwa funfzig Livres in jezigem Gelde,) jedem Biſchofe acht, jedem Abte fünf, und jedem Doktor drei Franken.

Ehe wir betrachten, was auf dieſer Verſammlung der Stände der Chriſtenheit vorging, mus ich mit kurzen Worten anführen, wer damals die vornemſten Europäiſchen Fürſten waren, und wie weit ihre Herrſchaft ſich erſtrekte.

Sigismund beſas das Königreich Ungarn zugleich mit der Kaiſerwürde. Gegen den berühmten Türkiſchen Sultan Bajazet war er unglüklich geweſen. Das erſchöpfte Ungarn, und das uneinige Teutſchland, wurden von dem Muhammedaniſchen Joche bedroht. Von ſei- 1393.
nen Unterthanen hatte er noch mehr auszuſtehn gehabt, als von den Türken. Die Ungarn hat-

ten ihn in's Gefängnis geſezt, und dem Könige
1410. **Lancelot** von Neapel die Krone angeboten.
Er war aus dem Gefängniſſe entwiſcht, hatte ſeinen Thron in Ungarn wieder befeſtigt, und war endlich zum Oberhaupt des Reichs erwählt worden.

In Frankreich hatte der unglükliche blödſinnig gewordne **Karl der** VI. nur den Namen eines Königs. Seine Verwandten, die Frankreich ſo eifrig zerriſſen, bekümmerten ſich weniger um die Kirchenverſammlung, hatten aber ein Intereſſe dabei, daß der **Kaiſer** nicht für den Herrn von Europa gehalten werden ſollte.

Ferdinand regierte in Arragonien, und hielt es mit ſeinem Pabſt **Peter Luna.**

Der König **Johann der** II. von Kaſtilien hatte keinen Einflus in die Angelegenheiten von Europa, hing aber noch an **Luna**, und Navarra hatte ſich ihm unterworfen.

Der König **Heinrich der** V. von England, der, wie wir ſehn werden, mit Frankreichs Erobrung umging, wünſchte, daß der zerriſſne und gedemütigte Päbſtliche Stuhl niemals mehr England in Kontribution ſezen, noch ſich in die Rechte der Kronen miſchen könnte.

Rom, welches von Franzöſiſchen Truppen, die aber doch die Engelsburg noch inne hatten, befreit, und unter den Gehorſam **Johann's** des XXIII. zurükgekehrt war, liebte ſeinen **Pabſt** nicht, und fürchtete ſich vor dem **Kaiſer.**

Die uneinigen Italieniſche Städte konnten der Wage faſt gar keinen Ausſchlag geben. Venedig, das nach der Herrſchaft in Italien trachtete, benuzte die Unruhen deſſelben, und die der Kirche.

Der Herzog von Baiern, um auch eine Rolle zu ſpielen, beſchüzte den nach Rimini geflüchteten Pabſt **Corario**, und der Herzog **Friedrich** von Oeſtreich ſuchte blos dem **Kaiſer** entgegen zu arbeiten, deſſen heimlicher Feind er war.

Sigismund lies Koſtniz, zur Sicherheit der Väter, rundum mit Soldaten beſezen, und machte ſich dadurch zum Herrn der Kirchenverſammlung. **Johann der** XXIII. hätte ſehr viel beſſer gethan, nach Rom zurükzukehren, wo er Herr ſein konnte, als ſich in des **Kaiſers** Hände zu geben, der ihn verderben konnte. Er verband ſich mit dem Herzoge von Oeſtreich, dem Erzbiſchofe von Mainz und dem Herzoge von Bourgogne, und das war

ſein Verderben. Nun ward der **Kaiſer** ſein Feind. So ein rechtmäſſiger Pabſt er auch war, ſo forderte man doch von ihm, daß er ſo, wie **Luna** und **Corario**, der Päbſtlichen Krone entſagen ſollte. Er verſprach es feierlich, bereute es aber in dem nächſten Augenblik. Er war nun mitten in der Kirchenverſammlung, wo er den Vorſiz hatte, gefangen. Sein Heil beſtand einzig und allein in der Flucht; aber der **Kaiſer** lies ihn genau beobachten.

Der **Herzog von Oeſtreich** ſah kein beſſer Mittel, das Entwiſchen des **Pabſtes** zu begünſtigen, als daß er der Verſammlung ein Turnier zum Beſten gab. In dem Tumulte dieſes Feſtes entflieht der **Pabſt**, als Poſtillion verkleidet. Der **Herzog von Oeſtreich** folgt ihm auf dem Fuſſe. Beide begaben ſich in einen Theil der Schweiz, welcher noch dem Oeſtreichiſchen Hauſe gehörte. Der **Pabſt** ſollte von dem Herzog von Bourgogne Schuz bekommen, der durch ſeine Staaten, und durch ſein Anſehn in Frankreich, mächtig war. Es war alſo eine Kirchenſpaltung zu befürchten. Alle Ordenshäupter, die dem **Pabſt** anhingen, begaben ſich ſchon von Koſtniz weg, und die Kirchenverſammlung konnte, durch dieſe zufällige

Begebenheiten, eine Verſammlung von Rebellen werden. **Sigismund**, der in ſo vielen Gelegenheiten unglüklich war, hatte hierbei mehr Glük. Seine Truppen waren bei der Hand. Er bemächtigte ſich der Beſitzungen des **Herzogs von Oeſtreich** im Elſas, in Tirol, und in der Schweiz.

Der **Herzog** kehrt zur Kirchenverſammlung zurük, und bittet daſelbſt den **Kaiſer** auf den Knieen um Vergebung; verſpricht ihm, mit gefalteten Händen, nie das geringſte wider ſeinen Willen zu unternemen, und überantwortet ihm alle ſeine Staaten, daß der **Kaiſer**, im Fall der Treuloſigkeit, damit ſchalten könne. Endlich reichte der **Kaiſer** dem **Herzoge von Oeſtreich** die Hand, und vergab ihm unter dem Beding, daß er ihm des **Pabſtes** Perſon ausliefern ſollte.

Der flüchtige **Pabſt** wird in Freiburg ergriffen, und auf ein benachbartes Schlos geführt, ihm aber unterdeſſen von der Kirchenverſammlung der Prozes gemacht.

Er ward beſchuldigt, Kirchenpfründen und Reliquien verkauft, den Pabſt, ſeinen Vorgänger, vergiftet, und zur Ermordung vieler Perſonen Befel gegeben zu haben; dabei ward ihm die ausgelaſſenſte Ruchloſigkeit, die ausſchwei-

fendſte Lüderlichkeit, Sodomiterei und Gottes⸗läſterung, vorgeworfen; funfzig Artikel des Protokolls aber, als gar zu beleidigend für die Päbſtliche Würde, unterdrükt. Endlich verlas man, in des **Kaiſers** Gegenwart, das Abſe⸗
1415. den 29. Mai. zungsurtheil, mit dem Zuſaz: Daß die Kir⸗chenverſammlung ſich das Recht vor⸗behalte, den Pabſt für ſeine Sünden, nach der Gerechtigkeit, oder nach der Gnade, zu beſtrafen.

Johann der XXIII, der ſo viel Mut bewie⸗ſen, wenn er ſich vormals zur See und zu Lan⸗de geſchlagen hatte, bewies völlige Ergebung, als man ihm ſein Urtheil im Gefängniſſe vorlas. Der **Kaiſer** behielt ihn drei Jahre zu Manheim im Gefängnis, mit einer Strenge, welche dieſem Pabſt mehr Mitleid erwarb, als ſeine Verbre⸗chen ihm Has zugezogen hatten.

Den wahren Pabſt hatte man abgeſezt. Nun wollte man auch die Entſagungen derjeni⸗gen haben, welche ſich den Titel anmaſſten. **Corario** ſchikte die ſeinige ein; aber der ſtolze Spanier **Luna** wollte durchaus nicht nachgeben. Seine Abſezung war kein Geſchäft für die Kir⸗chenverſammlung, aber die Wahl eines Pabſtes war es. Die Kardinäle beriefen ſich auf ihr

Wahlrecht, und die Kirchenverſammlung, welche die ganze Chriſtenheit vorſtellte, wollte dieſes Recht ſelbſt ausüben. Die Kirche muſſte ein Oberhaupt, und Rom einen Herrſcher haben. Es war billig, daß die Kardinäle, dieſe Räte des Fürſten von Rom, und die Väter der Kirchenverſammlung, die, nebſt ihnen, die Kirche vorſtellten, die Ehre des Stimmrechts gemeinſchaftlich genoſſen. Dreiſſig Deputirte der Kirchenverſammlung wurden den Kardinälen beigegeben, und von dieſen zuſammen ward Otto Colon- 1417.
na, aus eben dem Hauſe Colonna, welches Bonifaz der VIII, bis in's fünfte Glied exkommunicirt hatte, einſtimmig erwählt. Dieſer Pabſt, der ſeinen ſchönen Namen gegen den Namen Martin vertauſchte, beſas die Eigenſchaften eines Fürſten, und die Tugenden eines Biſchofs.

Nie ward ein Pabſt mit gröſſerm Pomp eingeweiht. Er begab ſich in die Kirche auf einem weiſſen Pferde, welches der Kaiſer und der Kurfürſt von der Pfalz zu Fuſſe am Zügel führten. Eine Menge von Fürſten und die ganze Kirchenverſammlung beſchlos den Zug. Er ward mit der dreifachen Krone gekrönt, die die Päbſte, ſeit ungefähr zwei Jahrhunderten, trugen.

Die Väter der Kirchenverſammlung waren anfänglich nicht in der Abſicht zuſammengekommen, einen Pabſt abzuſezen, ſondern ihre Hauptabſicht ſchien auf eine Reformation der ganzen Kirche zu gehn. Beſonders war dies die Abſicht des berühmten Gerſon's, und der übrigen Deputirten der Univerſität Paris.

Zwei Jahre lang hatte man in der Kirchenverſammlung gegen die Annaten, gegen die Immunitäten, gegen die Reſervaten, gegen die Auflagen der Päbſte auf die Kleriſei zum Vortheil des Römiſchen Hofes, und gegen alle Mängel, die in der Kirche ſo häufig waren, geſchrieen. Worin beſtand nun die ſo ſehnlich erwartete Reform? Der Pabſt Martin erklärte: 1) Man müſſte keine Immunitäten ohne Unterſuchung ertheilen. 2) Die zuſammengebrachten Pfründen ſollten unterſucht werden. 3) Ueber das Einkommen der erledigten Kirchen ſollte nach dem Staatsrecht diſponirt werden. 4) Die Simonie, oder der Handel mit geiſtlichen Pfründen ward, vergeblich genug! unterſagt. 5) Alle diejenigen, welche Pfründen bekämen, ſollten die Tonſur haben. 6) Niemand ſollte in weltlicher Kleidung Meſſe leſen. Dies ſind die Geſeze, welche von der feierlichſten Verſammlung

auf Erden abgefaſſt und bekannt gemacht wurden.

Gerſon hatte ſogar viele Mühe die Verdammung des Sazes zu bewirken: daß es Fälle giebt, wo Meuchelmord eine tugendhafte Handlung iſt, und die an einem Ritter viel verdienſtlicher, als an einem Knappen, und an einem Fürſten sehr viel verdienſtlicher iſt, als an einem Ritter. Dieſe Lehre vom Meuchelmord war, bei Gelegenheit der Ermordung des Bruders des Königs, von einem Doktor der Pariſer Univerſität Johann Petit behauptet worden. Die Kirchenverſammlung wich lange dem Geſuche Gerſon's aus. Endlich muſſte man dieſe Mordlehren verdammen; aber das geſchah, ohne den Franziſkaner Johann Petit namentlich anzuführen.

Dies iſt der Begrif, den ich mir von allen politiſchen Gegenſtänden machen zu müſſen geglaubt haben, welche die Koſtnizer Kirchenverſammlung beſchäftigten. Die Scheiterhaufen, welche der Religionseifer anzündete, ſind von andrer Art.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Von Johann Hus, und Hieronymus von Prag.

Alles, was wir in dieſem Gemälde der allgemeinen Geſchichte geſehn haben, beweiſt, in welcher Unwiſſenheit die Abendländiſchen Völker getappt hatten. Die den Römern unterworfne Nationen waren bei der Zerſtörung des Reichs zu Barbaren geworden, und die andern waren es immer geweſen. Vor **Friedrich dem II.** war Leſen und Schreiben eine ſehr ſeltne Wiſſenſchaft, und die berühmte Rechtswohlthat, vermöge welcher ein zum Tode verurtheilter Miſſethäter Begnadigung erhielt, wenn er leſen konnte, iſt der ſtärkſte Beweis von der thieriſchen Dummheit dieſer Zeiten. Je unwiſſender und ungeſchlifner die Menſchen waren, deſto mehr hatte Wiſſenſchaft, und beſonders Religionswiſſenſchaft, der Kleriſei und den Mönchen das natürliche Anſehn über ſie gegeben, welches Ueberlegenheit an Einſicht den Lehrmeiſtern über die Schüler giebt. Aus dieſem Anſehn entſtand die Gewalt.

Es gab keinen Biſchof in Teutſchland und im Norden, der nicht ein unabhängiger Herr war; keinen in Spanien, Frankreich und England, der

nicht Landeshoheit hatte, oder zu erſtreiten ſuchte. Faſt jeder Abt war ein Fürſt; und die Päbſte, ob ſie gleich verfolgt wurden, waren die Könige über alle dieſe Länderbeherrſcher. Die Laſter, die den Reichthum begleiten, und die Unglüksfälle, die dem Ehrgeiz folgen, brachten endlich die meiſten Biſchöfe und Aebte zur Unwiſſenheit der Layen herunter. Die um das dreizehnte Jahrhundert geſtifteten Univerſitäten zu Bologna, Paris und Oxford, trieben nun die Wiſſenſchaften, welche von der zu reichen Kleriſei verlaſſen waren.

Die Lehrer dieſer Univerſitäten, welche blos Doktoren waren, ſchrieen bald über das Anſtöſſige der übrigen Kleriſei, und die Begierde, ſich einen Namen zu machen, bewog ſie, Geheimniſſe zu unterſuchen, welche, des lieben Friedens wegen, immer hätten hinter dem Schleier bleiben ſollen.

Derjenige, der dieſen Schleier mit dem heftigſten Eifer zerris, war Johann Wiklef, Doktor der Univerſität zu Oxford. Er predigte und ſchrieb unterdeſſen, daß **Urban der V.** und **Klemens** die Kirche durch ihre Spaltung zerrütteten, und Kreuzzüge gegen einander veranſtalteten. Er behauptete, man ſollte auf immer

thun, was Frankreich auf eine Zeitlang gethan hatte, gar keinen Pabſt anerkennen. Dieſen Gedanken faſſten viele Herren auf, die es ſchon längſt verdros, England wie eine Provinz von Rom behandeln zu ſehn; diejenigen aber, die an den Früchten dieſer Unterwerfung Theil namen, lehnten ſich dawider auf.

Wiklef fand mehr Schuz für ſeine politiſche, als für ſeine theologiſche Säze. Er erneuerte die alten Meinungen, die man ſchon im Berengar verworfen hatte. Er behauptete, man müſſe nichts Unmögliches und Widerſprechendes glauben, kein Accidens könne ohne Subjekt vorhanden ſein, ein und eben derſelbe Leib könne nicht zu gleicher Zeit ganz und ungetheilt an hunderttauſend Orten zugegen ſein; ſolche abenteuerliche Begriffe wären im Stande, aus dem Gemüte desjenigen, dem nur ein Funke von Vernunft übrig geblieben wäre, allen Glauben zu vertilgen; mit Einem Worte, Brod und Wein im Abendmal blieben Brod und Wein. Er wollte die im Occident eingeführte Beichte abgeſchaft wiſſen, und den Ablas, mit welchem man Gottes Gerechtigkeit verſchacherte, und die von der urſprünglichen Chriſtlichen Einfalt ſo ſehr abweichende Hierarchie. Was die Walden-

ſe

ſer damals ingeheim lehrten, das lehrte er öffentlich; und geringe Abweichungen abgerechnet, war ſeine Lehre die Lehre der Proteſtanten, die länger als ein Jahrhundert nach ihm erſchienen, und noch andrer Geſellſchaften, oder Sekten, die lange vorher da geweſen waren.

Seine Lehre ward vbn der Univerſität Oxford, von den Biſchöfen und von der Kleriſei, unterdrükt, aber nicht erſtikt. Seine handſchriftlichen Aufſäze, ob ſie gleich ſchlecht ſtyliſirt und dunkel waren, breiteten ſich durch die bloſſe Neugier aus, welche der Gegenſtand des Streits, und die Dreiſtigkeit des Verfaſſers, rege machte, und der unbeſcholtne Lebenswandel des Schriftſtellers gab ſeinen Meinungen das gröſſte Gewicht. Seine Werke drangen bis nach Böhmen, das vor Kurzem noch in der Barbarei geſtekt hatte, und nun anfing, von der gröbſten Unwiſſenheit, zu jener andern Art von Unwiſſenheit überzugehn, die man damals mit dem Namen der Gelehrſamkeit belegte.

Der Kaiſer **Karl** der IV. Teutſchland's und Böhmen's Geſezgeber, hatte zu Prag eine Univerſität, nach dem Muſter der Pariſer Univerſität, geſtiftet. Man ſagt, daß ſich die Anzal der Studirenden daſelbſt, im Anfange des funf-

zehnten Jahrhunderts, ſchon auf zwanzigtauſend belief. Die Teutſchen hatten, bei den Berat- ſchlagungen der Univerſität, drei Stimmen, und die Böhmen nur eine einzige. **Johann Hus**, ein Böhme von Geburt, welcher Bakkalaureus dieſer Univerſität, und Beichtvater der Königinn **Sophie von Baiern**, **Wenzel's** Gemalinn, geworden war, erhielt von dieſer Königinn, daß ſeine Landsleute drei, und die Teutſchen hingegen nur eine einzige Stimme haben ſollten. Die aufgebrachten Teutſchen begaben ſich weg, und waren nun ſo viel unverſöhnliche Feinde, die ſich **Johann Hus** zugezogen hatte.

Er bekam zu dieſer Zeit einige Schriften **Wiklef's** in die Hände. Er verwarf ſtandhaft die darin enthaltne Lehre, nam aber alles dar- aus an, was der gallſüchtige Engländer gegen die Anſtöſſigkeiten der Päbſte und Biſchöfe gegen das Aegernis der mit eben ſo viel Wut, als Leichtſinn, geſchleuderten Bannſtrahlen, kurz gegen alle geiſtliche Gewalt ausgeſtoſſen hatte, wovon weder er, noch **Wiklef**, die Rechtmäſ- ſigkeit und den Misbrauch gehörig unterſchieden. Dadurch machte er ſich noch viel gröſſre Fein- de; erwarb ſich aber auch viele Beſchüzer, und beſonders die **Königinn**, deren Gewiſſensrat

er war. Er ward bei dem Pabſt **Johann** dem XXIII. verklagt, und um das Jahr 1411 vorgeladen. Er kam nicht. Man berief unterdeſſen die Kirchenverſammlung zu Koſtniz, welche über die Päbſte, und über die Meinungen der Menſchen, richten ſollte. Er ward dahin beſchieden. Der **Kaiſer** ſelbſt ſchrieb nach Böhmen, er ſollte kommen, und von ſeiner Lehre Red' und Antwort geben.

Johann Hus, voll Zutrauens, erſchien vor der Kirchenverſammlung, aus welcher er, ſowohl als der Pabſt, hätte wegbleiben ſollen. Er kam, in Begleitung einiger Böhmiſchen Edelleute, und vieler von ſeinen Schülern daſelbſt an, und was das Wichtigſte iſt, er reiſte unter dem Schuze eines Kaiſerlichen Geleitsbriefs vom achtzehnten Oktober 1414, der ſo günſtig und bündig abgefaſſt war, als möglich, und worin der **Kaiſer** ihm ſeinen Schuz und Sicherheit für ſeine Reiſe, für ſeinen dortigen Aufenthalt, und für ſeine Rükkehr, verſprach. Kaum war er angekommen, als man ihn in's Gefängnis ſezte. Sein Prozes ward mit des **Pabſtes** Prozes zu gleicher Zeit inſtruirt. Er entwiſchte, wie der **Pabſt**, und ward eingeholt, wie er. Beide wurden einige Zeit in eben dem Gefängniſſe aufbewahrt.

1415 Endlich muſſte er etlichemal vorkommen, und zwar in Ketten. Er ward über einige Stellen in ſeinen Schriften abgehört. Man mus geſtehn, daß man einen jeden ſtürzen kann, wenn man ſeinen Worten eine willkürliche Deutung geben will. Welcher Lehrer, welcher Schriftſteller, iſt ſeines Lebens ſicher, wenn man denjenigen zum Scheiterhaufen verdammen will, welcher ſagt: Es giebt nur eine Katholiſche Kirche, die alle Prädeſtinirten in ihrem Schooſſe einſchlieſſt; ein Verworfner gehört nicht zu dieſer Kirche; die weltlichen Herren ſollen die Prieſter zwingen, die Geſeze zu beobachten; ein ſchlimmer Pabſt iſt nicht der Statthalter Jeſu Chriſti?

Dies waren die Säze, welche **Johann Hus** lehrte. Er erklärte ſie alle ſo, daß er begnadigt werden konnte; man legte ihnen aber einen Sinn bei, den ſie haben muſſten, um ein Verdammungsurtheil nach ſich zu ziehn. Einer von den Vätern der Verſammlung ſagte zu ihm: Wenn Ihr nicht das Allgemeine *a parte rei* glaubt, ſo glaubt Ihr auch nicht die wirkliche Gegenwart. Was das für ein Schlus iſt! Wovon hing damals das Leben

der Menſchen ab? Ein andrer ſagte zu ihm: Wenn die heilige Kirchenverſammlung den Ausſpruch thäte, daß Ihr einäugig ſeid, ſo möchtet Ihr immerhin zwei geſunde Augen haben, Ihr müſſtet doch eingeſtehn, daß Ihr einäugig wäret.

Johann Hus nam keinen von den Säzen **Wiklef's** an, welche heut zu Tage die Proteſtanten von der Römiſchen Kirche trennen. Indeſſen ward er verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. So viel ich auch über die Urſach einer ſolchen Hinrichtung nachgedacht habe, ſo hab' ich doch nie eine andre ausfindig machen können, als den Geiſt der Hartnäkkigkeit, den man in den Schulen einſaugt. Die Väter der Kirchenverſammlung beſtanden ſchlechterdings darauf, daß **Johann Hus** widerrufen ſollte, und **Johann Hus**, in der Ueberzeugung, daß er Recht habe, wollte nicht geſtehn, daß er geirrt hätte. Von Mitleid gerührt, ſagte der **Kaiſer** zu ihm: Was koſtet es Euch denn, Irrthümer abzuſchwören, die Euch fälſchlich angedichtet werden? Ich bin augenbliklich bereit, alle Arten von Irrthümern abzuſchwö-

ren; folgt denn daraus, daß ich dieſe Irrthümer gehegt habe? **Johann Hus** war unerweichlich. Er zeigte den Unterſchied zwiſchen Abſchwören der Irrthümer überhaupt, und den Widerruf eines Irrthums insbeſondre. Er wollte ſich lieber verbrennen laſſen, als eingeſtehn, daß er Unrecht hätte.

Die Verſammlung war eben ſo unbiegſam, als er; aber die Hartnäkkigkeit, in den Tod zu gehn, hatte etwas heldenmütiges, dahingegen die Hartnäkkigkeit, ihn dazu zu verdammen, ſehr grauſam war. Der **Kaiſer**, der Treue ſeines Geleitsbrief zuwider, befal dem Kurfürſten von der Pfalz, ihn zum Scheiterhaufen ſchleppen zu laſſen. Er ward, in Gegenwart des Kurfürſten ſelbſt, lebendig verbrannt, und lobte Gott, bis die Flamme ihm die Stimme raubte.

Einige Monate nachher beging die Kirchenverſammlung die nemliche Grauſamkeit gegen den Hieronymus, **Johann Huſſen's** Freund und Schüler, den wir **Hieronymus von Prag** zu nennen pflegen. Dieſer war dem **Johann Hus** an Verſtand und Beredſamkeit weit überlegen. Er hatte anfänglich die Verdammung der Lehre ſeines Meiſters unterſchrieben. Als er aber erfuhr, mit welcher Seelengröſſe **Johann Hus** geſtorben war, ſchämte er ſich, zu leben.

Er widerrief öffentlich, und muſſte den Scheiterhaufen beſteigen. **Poggio**, ein Florentiner, Johann's des XXIII. Geheimſchreiber, und einer der erſten Wiederherſteller der Wiſſenſchaften, war bei ſeinem Verhör, und bei ſeiner Hinrichtung, zugegen, und ſagte, er hätte nie etwas gehört, das der Beredſamkeit der Griechen und Römer ſo nahe käme, als die Reden dieſes **Hieronymus** an ſeine Richter. Er ſprach, ſagt er, wie **Sokrates**, und ging mit der frohen Heiterkeit zum Scheiterhaufen, mit welcher **Sokrates** den Schierlingsbecher trank.

Weil **Poggio** dieſe Vergleichung angeſtellt hat, ſo ſei es mir erlaubt, hinzuzuſezen, daß **Sokrates** wirklich, wie **Johann Hus**, und **Hieronymus von Prag**, deshalb verurtheit ward, weil er ſich die Feindſchaft der Sophiſten und der Prieſter ſeiner Zeit zugezogen hatte. Aber welcher Unterſcheid zwiſchen den Sitten Athen's, und den Sitten der Kirchenverſammlung zu Koſtniz! zwiſchen dem Becher eines ſanften Giftes, der ohne alle ſchrekliche und entehrende Zurüſtungen, einen Bürger des Staats, mitten unter ſeinen Freunden, dahinſterben lies, und der entſezlichen Marter des Feuers, in wel-

ches Prieſter, dieſe Diener der Gnade und des Friedens, andre Prieſter warfen, die freilich wohl zu eigenſinnig waren, deren reines Leben aber, und deren Mut, Bewunderung verdient!

Soll ich noch die Anmerkung machen, daß bei dieſer Kirchenverſammlung, ein, aller Verbrechen wegen, angeklagter Mann nichts verlor, als Ehrenſtellen, und zwei Männer, die man beſchuldigte, falſche Schlüſſe gemacht zu haben, zum Feuer verurtheilt wurden?

So war die berüchtigte Kirchenverſammlung zu Koſtniz beſchaffen, welche vom erſten November 1413 bis zum zwanzigſten Mai 1418 dauerte.

Weder der **Kaiſer**, noch die Väter der Kirchenverſammlung, hatten die Folgen vorausgeſehn, welche aus der Hinrichtung des **Johann Hus** und des **Hieronymus von Prag** entſtanden. Aus ihrer Aſche ſproſſte ein Bürgerkrieg. Die Böhmen hielten ihre Nation für beſchimpft. Sie ſchrieben den Tod ihrer Landsleute der Rachſucht der Teutſchen zu, welche von der Univerſität zu Prag weggezogen waren. Sie warfen dem **Kaiſer** die Beleidigung des Völkerrechts vor. Kurz, als **Sigismund** einige Zeit nachher ſeinem Bruder **Wenzel** in Böhmen nachfolgen wollte, fand er, daß, ſo ſehr er auch

1419

Kaiſer, und König von Ungarn war, der Scheiterhaufen zweier Bürger ihm den Weg zum Prager Thron verſperrte. **Johann Huſſen's** Rächer waren vierzigtauſend an der Zahl, und als wilde Thiere zu betrachten, welche durch die Strenge der Kirchenverſammlung aufgeſchrekt und von ihren Ketten losgeriſſen waren.

Alle Prieſter, die ihnen aufſtieſſen, muſſten die Grauſamkeit der Kirchenväter zu Koſtniz, mit ihrem Blute bezalen. **Johann**, mit dem Zunamen Ziska, welches einäugig bedeutet, das barbariſche Oberhaupt dieſer Barbaren, ſchlug den Kaiſer **Sigismund** mehr als Einmal. Dieſer **Johann Ziska** erſchien noch immer, nachdem er in einer Schlacht das eine ihm noch übrig gebliebne Auge auch verloren hatte, an der Spize ſeiner Truppen, ſtand den Generalen mit ſeinem Rat bei, und war bei jeglichem Siege. Er verordnete, daß man nach ſeinem Tode ſein Fell auf eine Trommel ſpannen ſollte. Man gehorchte, und dieſer Ueberreſt von ihm war dem Kaiſer **Sigismund** noch lange fatal, der, mit Teutſchlands ganzer Macht, und mit allem Schrekken der Kreuzzüge, Böhmen kaum in ſechszehn Jahren zum Gehorſam bringen konnte. So ward die Verlezung ſeines

ſichern Geleits durch ſechszehnjährige Trübſal gerächet.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Vom Zuſtande Europa's um die Zeit der Kirchenverſammlung zu Koſtniz. Von Italien.

Wenn man über die Kirchenverſammlung ſelbſt, die unter den Augen eines Kaiſers und ſo vieler Fürſten und Geſandten gehalten ward, und über die Abſezung des **Pabſtes** ſowohl, als des Königs **Wenzel**, nachdenkt, ſo ſieht man, daß das Katholiſche Europa wirklich eine ungeheure und ſtürmiſche Republik war, wovon der Pabſt und der Kaiſer die Häupter, Königreiche aber, Provinzen und freie Städte, unter zwanzig verſchiednen Regierungsformen, die uneinigen Glieder waren. Es war keine Angelegenheit, in welche nicht der Kaiſer und der Pabſt verflochten waren. Alle Parteien der Chriſtenheit ſtanden, mitten unter den Mishelligkeiten, in Verſtändniſſen. Europa war im Groſſen, wenn man die Verfeinerung ausnimmt, was ehedem Griechenland geweſen war.

Rom und Rhodus waren zwei Städte für alle Chriſten der Lateiniſchen Kirche, und hatten

am Türkiſchen Sultan einen gemeinſchaftlichen Feind. Die beiden Oberhäupter der Katholiſchen Welt, der Kaiſer und der Pabſt, hatten nur eine eingebildete Gröſſe ohne wirkliche Macht. Hätte **Sigismund** nicht Böhmen und Ungarn gehabt, die ihm doch auch nicht viel einbrachten, ſo wäre der Kaiſertitel eine bloſſe Laſt für ihn geweſen. Die Reichsdomänen waren alle veräuſſert. Die Teutſchen Fürſten und Städte bezalten keine Lehnspflicht. Der Teutſche Reichskörper war eben ſo frei, nur noch nicht eben ſo ordentlich eingerichtet, als er es durch den Weſtphäliſchen Frieden ward. Der Titel eines Königs von Italien war eben ſo unbedeutend, als der eines Königs von Teutſchland. Der Kaiſer beſas nicht eine einzige Stadt jenſeits der Alpen.

Immer noch bleibt es rätſelhaft, warum Italien ſeine Freiheit nicht feſter gründete, und den Ausländern auf immer das Eindringen verwehrte. Es arbeitete immer daran, und konnte ſich damals mit einem glüklichen Erfolge ſchmeicheln; denn es war blühend. Das Haus Savoyen vergröſſerte ſich, war aber noch nicht mächtig. Die unter Reichslehnherrſchaft ſtehenden Regenten waren Grafen. **Sigismund**, der wenigſtens mit Titeln freigebig war, machte

ſie 1416 zu Herzogen. Heut zu Tage ſind ſie, der Lehnsverbindung ungeachtet, unabhängige Könige. Die Viſconti beſaſſen ganz Mailand, und dieſes Land ward in der Folge, unter dem Hauſe Sforza, noch beträchtlicher.

Die betriebſamen Florentiner erwarben ſich Achtung durch Freiheit, Genie und Handel. Bis an die Grenze des Königreichs Neapel findet man nichts, als kleine Staaten, die alle nach Freiheit ſtrebten. Dieſes Syſtem in Italien dauert von **Friedrich's des** II. Tode, bis zu den Zeiten der Päbſte **Alexander's des** VI. und **Julius des** II, welches einen Zeitraum von etwa dreihundert Jahren einnimmt. Aber dieſe dreihundert Jahre verfloſſen unter Parteien, Anfeindungen, kleinen Unternemungen einer Stadt gegen die andre, und Tyrannen, die ſich dieſer Städte bemächtigten. Es iſt das Nachbild des alten Griechenlandes, aber ein barbariſches Nachbild. Man legte ſich auf die Künſte und machte Verſchwörungen; ſchlagen aber, wie bei Marathon und bei Thermopylä, — das verſtand man nicht.

Man mus im Machiavell die Geſchichte des Tyrannen Caſtracani von Lukka und Piſtoja, zu des Kaiſers **Ludwig's** von Baiern Zeiten, leſen. Solche, theils glükliche, theils

unglükliche Unternemungen machen die Geſchichte von ganz Italien aus. Man leſe nur das Leben des Tyrannen Ezzelino Aromano von Padua, wie es ſein Zeitgenoſſe Pietro Gerardo ſehr offenherzig und gut beſchrieben hat. Dieſer Schriftſteller verſichert, daß der Tyrann, im dreizehnten Jahrhunderte, mehr als zwölftauſend Bürger von Padua tödten lies. Der Legat, der gegen ihn kommandirte, lies eben ſo viel von Vicenza, Verona und Ferrara um's Leben bringen. Ezzelino ward endlich gefangen genommen, und ſeine ganze Familie ward auf das fürchterlichſte hingerichtet. Eine Bürgerfamilie von Verona, Namens Scala, bemächtigte ſich der Regierung gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und regierte daſelbſt hundert Jahre. Dieſe Familie unterwarf ſich um das Jahr 1330 Padua, Vicenza, Trevigio, Parma, Breſcia, und andere Ländereien. Im funfzehnten Jahrhunderte aber war von der Macht derſelben keine Spur mehr vorhanden. Die Viſconti und die Sforza, als Herzoge von Mailand, gingen ſpäter, aber auf immer, unter. Von allen Herren, welche Romagna, Umbrien und Aemilien, unter ſich theilten, ſind heut zu Tage nur noch zwei oder drei

Familien übrig, und dieſe ſind Unterthanen des Pabſtes.

Wenn man die Jahrbücher der Italieniſchen Städte aufſchlägt, ſo findet man nicht eine einzige, in welcher nicht Zuſammenverſchwörungen geweſen wären, die mit eben ſo vieler Kunſt und Geſchiklichkeit betrieben wurden, als die Zuſammenverſchwörung eines Katilina. In ſo kleinen Staaten konnte man ſich nicht in die Höhe ſchwingen, oder ſich mit Armeen vertheidigen. Meuchelmord und Vergiftung muſſten daher oft die Stelle vertreten. Ein Aufſtand des Volks machte einen Fürſten; ein andrer Aufſtand ſtürzte ihn wieder. So ging, zum Beiſpiel, Mantua von Tyrannen zu Tyrannen über, bis an das Haus Gonzaga, welches ſich daſelbſt im Jahr 1328 feſtſezte.

Venedig allein behauptete immer ſeine Freiheit, welche es dem Meer, das es umgiebt, und der Klugheit ſeiner Regierung, zu danken hat. Genua, ſeine Nebenbuhlerinn, bekriegte es, und überwand es, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts; aber Genua ſank hernach von Tag zu Tage, und Venedig ſchwang ſich immer höher, bis es, wie wir ſehn werden, zu **Ludwig's des** XII. und des Kaiſers **Maximi-**

lian's Zeiten, ganz Italien in Furcht ſezte, und alle Mächte eiferſüchtig machte, die zuſammentraten, um es zu ſtürzen. Von allen Regierungsformen war die der Venediger einzig und allein geordnet, dauerhaft und einförmig. Sie hatte nur einen Grundfehler, der in den Augen des Senats kein Fehler war. Es fehlte nemlich an einem Gegengewicht gegen die Gewalt der Patricier, und an Aufmunterung für das Volk. Verdienſte konnten in Venedig einen gemeinen Bürger nicht emporheben, wie in dem alten Rom. Das Vortrefliche der Engliſchen Regierung, ſeitdem das Unterhaus an der Geſezgebung Theil hat, beſteht in dieſem Gegengewicht, und in dem immer ofnen Wege zu Ehrenſtellen für jeden, der ſich derſelben würdig macht.

Piſa, welches heut zu Tage nichts weiter, als eine entvölkerte, von Toſkana abhängige Stadt iſt, war, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, eine berühmte Republik, und hatte eben ſo beträchtliche Flotten in See, als Genua.

Parma und Piacenza gehörten den Visconti. Die mit ihnen ausgeſöhnten Päbſte gaben ihnen die Belehnung darüber, weil die Viſconti dieſelbe damals nicht von den Kai-

ſer fordern wollten, deren Macht in Italien zu Grunde ging. Das Haus Eſte, aus welchem die Wohlthäterinn des heiligen Stuhls, die berüchtigte Gräfinn **Mathilde**, entſprungen war, beſas Ferrara und Modena. Ferrara hatte es von dem Kaiſer **Otto dem** III. erhalten, und doch wollte der heilige Stuhl Recht an Ferrara haben, gab auch zuweilen die Belehnung darüber, ſo wie über andre Staaten von Romagna; welches eine unerſchöpfliche Quelle von Unordnung und Unruhen abgab.

Während der Auswanderung des heiligen Stuhls von den Ufern der Tiber an die Ufer der Rhone, gab es zwei auf Einbildung beruhende Mächte in Italien, nemlich die Kaiſer und die Päbſte, von welchen alle übrigen Mächte Patente bekamen, ihre Uſurpationen zu legitimiren; und als der Päbſtliche Thron in Rom wieder aufgerichtet war, hatte derſelbe dort keine wirkliche Gewalt, und die Kaiſer waren vergeſſen, bis auf **Maximilian den** I. Kein Ausländer beſas damals Land in Italien. Das im Jahr 1266 zu Neapel angeſezte Haus Anjou, und das ſeit 1287 in Sicilien herrſchende Haus Arragonien war nicht mehr zu den Ausländern zu rechnen. Sonach konnte das reiche, von blühen-

blühenden Städten angefüllte, und an Männern von Genie fruchtbare Italien ſich in den Stand ſezen, nie von irgend einer Nation Geſeze anzunemen. Es hatte ſogar einen Vorzug vor Teutſchland; den nemlich, daß, auſſer dem Pabſte, kein einziger Biſchof ſich zum unbeſchränkten Herrſcher gemacht hatte, und alle dieſe verſchiedne Staaten unter weltlichen Herren ſtanden, mithin zum Kriegführen geſchikter waren.

Wenn die Staatsveränderungen, aus welchen zuweilen die öffentliche Freiheit entſpringt, Italien zerrütteten, ſo waren ſie in Teutſchland nicht minder häufig, wo alle Reichsfürſten, einer gegen den andern, Anſprüche und Anforderungen haben. Wir haben aber ſchon angemerkt, daß Teutſchland einen Staatskörper ausmachte, Italien aber niemals. Das Teutſche Phlegma hat die Reichskonſtitution, bis auf unſre Zeiten, ganz und unverlezt erhalten. Italien, das nicht ſo gros iſt, als Teutſchland, hat ſich nicht einmal eine Konſtitution zu bilden gewuſſt, und hat ſich, bei aller Klugheit und Feinheit, in verſchiedne geſchwächte Staaten getheilt ſehen müſſen, die von fremden Nationen unterjocht und mit Blute gedüngt wurden.

Neapel und Sicilien, welche unter den Normänniſchen Erobrern eine fürchterliche Macht vorgeſtellt hatten, waren, ſeit der Siciliſchen Veſper weiter nichts, als zwei Staaten, die auf einander eiferſüchtig waren, und ſich wechſelſeitig zu ſchaden ſuchten. **Johanna die I.** richtete durch ihre Schwachheiten Neapel und die Provence, die ſie beherrſchte, zu Grunde. **Johanna die II.** vollendete den Untergang des Landes durch noch ſchändlichere Schwachheiten. Dieſe Königinn, die lezte des Stammes, welchen **Ludwig's des Heiligen Bruder** nach Italien verpflanzt hatte, ſtand, ſo wie ihr Königreich, ſo lange ſie regierte, in gar keinem Anſehn. Sie war jenes **Lancelot's** Schweſter, der Rom zu den Zeiten der Anarchie, welche vor der Koſtnizer Kirchenverſammlung vorherging, zittern gemacht hatte; **Johanna die II.** aber war nichts weniger, als furchtbar. Verliebte Händel und Hofintriken brachten Schand' und Unglük über ihr Land. Sie ward ihrem zweiten Gemal, Jacques de Bourbon, ungetreu, und als er ſich darüber beſchwerte, ward er gefangen geſezt. Er war ſo glüklich, zu entwiſchen, und ſeinen Gram, und ſeine vermeintliche Schande, in einem Franziskanerkloſter zu Beſanzon zu verbergen.

Dieſe **Johanna** die II. oder **Giovannetta** gab, ohne es vorauszuſehn, Anlas zu zwei groſſen Begebenheiten. Die erſte war die Erhebung der Sforza's zum Herzogthum Mailand; die zweite der Krieg, den **Karl der** VIII. und **Ludwig der** XII. nach Italien ſpielten. Die Erhebung der Sforza's iſt eins von den Spielen des Glüks, welche beweiſen, daß die Erde nur denjenigen zugehört, welche ſich derſelben zu bemächtigen wiſſen. Ein Bauer, Namens Jacomuzio, welcher Soldat ward, und ſich den Namen Sforza beilegte, ward der Liebling der **Königinn**, Konnetable von Neapel und Bannerherr der Kirche, und erwarb ſo viel Reichthümer, daß eins von ſeinen unechten Kindern ſich das Herzogthum Mailand anſchaffen konnte.

Die zweite Begebenheit, die für Italien und Frankreich ſo verderblich war, wurde durch Adoptionen verurſacht. Wir haben ſchon geſehn, daß **Johanna die** I. **Ludwig den** I. aus der zweiten Linie von Anjou, den Bruder des König's **Karl's des** V. an Kindesſtatt annam. Dieſe Adoptionen waren ein Ueberbleibſel der alten Römiſchen Geſeze. Sie gaben das Recht der Thronfolge, und der adoptirte Prinz

trat in die Stelle eines Sohnes; doch war die Einwilligung der Barone, oder des landſäſſigen Adels dazu nötig.

Johanna die II. adoptirte anfänglich Alphons den V. von Arragonien, dem die Spanier den Beinamen gaben: der Weiſe und Grosmütige. Dieſer weiſe und grosmütige Prinz war nicht ſobald für **Johannen's** Erben anerkannt worden, als er ihr alle Gewalt abnam, ſie in's Gefängnis ſezte, und umbringen laſſen wollte. **Franceſco Sforza,** der Sohn des erwähnten berühmten Bauers **Jacomuzio,** that ſich zum erſtenmal in den Waffen hervor, und verdiente die Gröſſe, zu welcher er ſich in der Folge emporſchwang, dadurch, daß er ſeines Vaters Wohlthäterin in Freiheit ſezte.

Die **Königinn** adoptirte darauf einen Ludwig von Anjou, den Enkel desjenigen, den **Johanna die** I. ohne Wirkung adoptirt hatte. Als dieſer Prinz ſtarb, ſezte ſie im Jahr 1435 den Bruder des Verſtorbnen, Renatus von Anjou, zum Erben ein. Dieſe doppelte Adoption war lange Zeit ein doppelter Zankapfel zwiſchen Frankreich und Spanien. Dieſer **Renatus von Anjou,** den ſeine angenommne Mutter nach Neapel, und ſeine Gemalinn nach

Lothringen, zur Regierung beriefen, war eben ſo unglüklich in Lothringen, als in Neapel.

Sein Titel war: König von Neapel, Sicilien, Jeruſalem, Arragonien, Valencia und Majorka, Herzog von Lothringen und Bar. Er war keins von allen. Dieſe Vervielfältigung unnüzer Titel, die ſich auf Anforderungen gründen, welche nie von Wirkung waren, bringt nichts als Verwirrung in unſern neuern Geſchichten hervor, und macht ſie oft unangenem, ja wohl gar lächerlich. Die Europäiſche Geſchichte iſt ein unermesliches Verzeichnis von Heuratsverträgen, Sippſchaften, und ſtreitig gemachten Titeln, geworden, welche überall eben ſo viel Dunkelheit, als Trokkenheit, verbreiten, und alle groſſe Begebenheiten, nebſt der Kenntnis der Geſeze und der Sitten, als ſo viel würdigere Gegenſtände unſrer Aufmerkſamkeit, gänzlich erſtikken.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Von Frankreich und England, zu Philipp's von Valois, Eduard's des II. und Eduard's des III. Zeiten. Abſezung des Königs Eduard's des II. durch das Parliament. Eduard der III. Ueberwinder von Frankreich. Beleuchtung des Saliſchen Geſezes. Von der Artillerie u. ſ. w.

England kam, unter Eduard dem I, gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wieder zu Kräften. **Eduard der I**, ſeines Vaters **Heinrich's des** III. Nachfolger, muſſte zwar auf die Normandie, auf Anjou, und das Gebiet von Tours, als das Erbtheil ſeiner Vorältern, Verzicht thun; behielt aber Guienne, bemächtigte ſich des Landes Wales, und wuſſte die Laune der Engländer im Zügel zu halten, und
1283. ſie aufzumuntern. Er brachte ihre Handlung in Flor, ſo weit es damals anging. Als das regierende Haus von Schottland 1291 ausgeſtorben war, hatte er die Ehre, zum Schiedsrichter zwiſchen den Kronkandidaten erwählt zu werden. Zuerſt nötigte er das Schottiſche Parlament, zu erkennen, daß die Krone dieſes Landes ein Lehn der Engliſchen Krone wäre, und alsdann ernannte er einen gewiſſen Baliol zumKöni-

ge, der nun ſein Vaſall ward. Zulezt nam Eduard das Königreich Schottland für ſich, und eroberte es nach verſchiednen Schlachten; konnt' es aber nicht behalten. Damals nam die feindſelige Grſinnung zwiſchen den Engländern und Schottländern ihren Anfang, welche heut zu Tage, ungeachtet der Wiedervereinigung beider Völker, noch nicht gänzlich erloſchen iſt.

Unter dieſem Fürſten fing man an, zu merken, daß die Engländer nicht lange mehr Tribut nach Rom bezalen würden; denn man bezalte ſchon nicht mehr richtig unter allerhand Vorwand, und ſuchte dem Anſehn auszuweichen, dem man ſich nicht gradezu widerſezen wollte.

Das Engliſche Parlament, oder Parliament, nam um das Jahr 1300 eine neue Geſtalt an, ſo wie ſie ungefähr heut zu Tage noch iſt. Der Baronen- und Pairtitel ward nur denen zu Theil, welche im Oberhauſe ſaſſen. Das Haus der Gemeinen fing an, die Subſidien feſtzuſezen. Eduard der I. ertheilte dem Unterhauſe Gewicht, zum Gegengewicht gegen die Macht der Barone. Dieſer Fürſt, der Standhaftigkeit und Geſchiklichkeit genug beſas, ſie mit Schonung zu behandeln, ohne ſich vor ihnen zu fürchten, führte die Regierungsverfaſſung ein,

welche alle Vortheile der Monarchie, der Ariſto⸗kratie, und der Demokratie, in ſich vereinigt, aber auch zugleich alle Unannemlichkeiten dieſer drei Regierungsformen hat, und nur unter einem weiſen Könige von Beſtand ſein kann. Sein Sohn war dieſes nicht, und England ward zerrüttet.

Eduard der I. ſtarb, als er damit umging, Schottland wiederzuerobern, das ſchon dreimal unterjocht war, und ſich dreimal wieder losge⸗riſſen hatte. Sein Sohn von dreiundzwanzig Jahren, an der Spize einer zalreichen Armee, gab die Entwürfe des Vaters auf, um ſich Ver⸗gnügungen zu überlaſſen, welche, in England mehr, als anderswo, eines Königs unwürdig ſchienen. Seine Günſtlinge machten die Nation unwillig, und beſonders die Gemalinn des Kö⸗nigs, Iſabelle, Philipp's des Schö⸗nen Tochter, eine verbuhlte und herrſüchtige Frau, die auf ihren Mann, gegen den ſie ſelbſt die Treue verlezte, eiferſüchtig war. Nun ſahe man nichts, als Wut, Verwirrung und Schwach⸗heit in der Staatsverwaltung. Eine Partei des Parliaments läſſt einen Günſtling des Kö⸗
1312. nigs, Namens Piers Gavaſton, den Kopf abhauen. Dieſe Unruhen machen ſich die

Schottländer zu Nuze. Sie ſchlagen die Engländer, und **Robert Bruce**, der nun König von Schottland geworden war, ſtellt, bei der Schwäche der Engländer, dieſes Reich wieder her.

Man kann ſich nicht unbeſonnener betragen, 1316. und folglich auch nicht unglüklicher ſein, als **Eduard der II.** Er läſſt geſchehn, daß ſeine wider ihn aufgebrachte Gemalinn **Iſabelle** nach Frankreich geht, und ihren Sohn mitnimmt, der in der Folge der glükliche und berühmte **Eduard der III.** ward.

Iſabellen's Bruder, Karl der Schöne, regierte in Frankreich. Er folgte der Staatsklugheit aller Könige, Zwietracht unter ſeine Nachbaren auszuſäen, und hezte daher ſeine Schweſter **Iſabelle** auf, ihren Gemal zu bekriegen.

Unter dem Vorwande alſo, daß der **König** ſich von einem jungen Günſtling, Namens Spenſer, auf eine unanſtändige Weiſe regieren läſſt, rüſtet ſeine **Gemalinn** ſich zum Kriege. Sie verheuratet ihren Sohn mit der Tochter des Grafen von Hennegau und Holland. Dieſen Grafen beredet ſie, ihr Truppen zu geben. Sie geht nun wieder nach England zurük, und ſtöſſt mit ihren Truppen zu den Feinden

des **Königs.** Ihr Liebhaber **Mortimer** war bei ihr, an der Spize ihrer Truppen, unterdeſſen daß der **König** mit ſeinem Liebling **Spenſer** flüchtete.

1326. Zu Briſtol läſſt die **Königinn** den neunzigjährigen Vater des Günſtlings aufhängen. Zu Herford belegte ſie hernach mit eben dieſer Strafe den Günſtling ſelbſt, der ihr in die Hände gefallen war. Bei dieſer Todesſtrafe aber übte ſie eine Rache, welche der Wohlſtand zu unſern Zeiten nicht erlauben würde. Sie lies in das Urtheil ſezen, daß dem jungen **Spenſer** das Glied vom Leibe geriſſen werden ſollte, wovon er einen ſtrafbaren Gebrauch mit dem Monarchen gemacht habe. Das Urtheil ward am Galgen an ihm vollzogen, und ſie ſcheute ſich nicht, der Vollziehung beizuwohnen. Froiſſard nennt ohne Umſtände das Glied bei ſeinem eigentlichen Namen. Es iſt eine groſſe Kluft zwiſchen jenen Zeiten und einem feineren Weltalter.

Endlich wird der verlaſſne, und in ſeinem eignen Königreiche flüchtig umherirrende **König** gefangen, nach London gebracht, vom Pöbel beſchimpft, in den Tower geſperrt, vom Parliamente gerichtet, und durch einen förmlichen Ur-

theilsſpruch abgeſezt. Ein gewiſſer Truſſel kündigte ihm ſeine Abſezung an, mit nachſtehenden in den Akten niedergeſchriebnen Worten: Ich, Wilhelm Truſſel, Prokurator des Parliaments und der Nation, erkläre Euch, im Namen und aus Gewalt derſelben, daß ich den Euch geleiſteten Huldigungseid widerrufe und zurükneme, und Euch der Königlichen Gewalt beraube. Man gab die Krone ſeinem vierzehnjährigen Sohn, und die Regentſchaft ſeiner Mutter unter dem Beiſtand einer Ratsverſammlung. Der **König** bekam zu ſeinem Unterhalt ein Jahrgeld von etwa ſechzigtauſend Livres jezigen Geldes.

Eduard der II. überlebte ſeine Abſezung 1327
kaum ein Jahr. An ſeinem Körper fand man keine Spur eines gewaltſamen Todes. Man ſagt, ihm wäre, mittelſt einer Röhre von Horn, ein glühendes Eiſen in die Därme geſtoſſen worden.

Die **Mutter** ward bald von ihrem **Sohne** beſtraft. **Eduard der** III, der noch minderjährig, aber ungeduldig, und des Regierens fähig war, bemächtigte ſich eines Tages, im Angeſicht ſeiner Mutter, ihres Liebhabers, des Grafen

Mortimer. Das Parliament richtet dieſen Liebling, ohne ihn abzuhören, wie man es mit den **Spenſern** gemacht hatte. Er ward ge-
1331. hängt, nicht deswegen, weil er ſeines Königs Bette entehrt, ihn vom Throne geſtoſſen, und ſeine Ermordung veranſtaltet hatte, ſondern wegen der Bedrükkungen und Unterſchleife, deren man immer diejenigen beſchuldigt, die das Ruder der Regierung führen. Die **Königinn**, die, mit fünfhundert Pfund Sterling Gehalt, in dem Schloſſe Riſing eingeſperrt ſas, und auch wiewohl auf andre Weiſe, unglüklich war, beweinte in der Einſamkeit mehr ihr Unglük, als ihre Vergehungen.

1331. **Eduard** der III, der nun Herr, und bald unumſchränkter Herr war, fängt damit an, daß er Schottland erobert; in Frankreich aber entſtand ein ganz neuer Auftritt. Europa ſchwankte zweifelhaft, und wuſſte nicht, ob **Eduard** dieſes Königreich, durch das Recht der Verwandſchaft, oder durch das Recht der Waffen, bekommen würde.

Frankreich, welches weder die Provence, noch das Delphinat, noch die Franche-Comté, in ſich faſſte, war demungeachtet ein mächtiges Königreich; aber der König war es noch nicht.

Groſſe Staaten, ſo wie Bourgogne, Artois, Flandern, Bretagne und Guienne, welche von der Krone zu Lehn gingen, gereichten dem Kö- nige mehr zur Unruhe, als zur Gröſſe.

Die Domänen **Philipp's des Schönen** nebſt den Auflagen auf ſeine unmittelbare Unter- thanen, waren auf hundertundſechzigtauſend Pfund Silbers geſtiegen. Als **Philipp der Schöne** im Jahre 1302 die Flamländer bekrieg- te, und faſt alle Vaſallen von Frankreich zu den Koſten dieſes Krieges beitrugen, muſſten alle Laien, die, ihrem Stande gemäs, nicht ſchuldig waren, zu Felde zu gehn, den fünften Theil ih- res Einkommens abgeben. Das Volk war un- glüklich; aber die Königliche Familie war es noch mehr. Die ganze Welt weis, wie ſehr ſich die drei Söhne **Philipp's des Schönen** zu gleicher Zeit dadurch entehrten, daß ſie ihre Gemalin- nen vor dem verſammleten Parlamente des Ehe- bruchs anklagten. Alle drei wurden verurtheilt, eingeſperrt zu werden. Ludwig Hütin, der älteſte, lies die ſeinige, Margarethen von Bourgogne, erdroſſeln. Die Liebhaber die- ſer Prinzeſſinnen wurden zu einer neuen Art von Todesſtrafe verurtheilt, und lebendig ge-

ſchunden. Was das für Zeiten waren! Und wir beklagen uns noch über die unſrigen?

1316. Nach Ludwig Hütin's Tode, der, wie ſein Vater, Navarra mit Frankreich verbunden hatte, ſezte die Erörterung des Saliſchen Geſezes alle Gemüter in Bewegung. Dieſer König hinterlies nur eine Tochter. Man hatte in Frankreich noch nie erörtert, ob die Töchter die Krone erben ſollten; die Geſeze waren nie anders, als für die gegenwärtige Bedürfniſſe, abgefaſſt worden. Die alten Saliſchen Geſeze waren nicht bekannt; das Herkommen vertrat deren Stelle, und das Herkommen änderte ſich in Frankreich unaufhörlich. Unter **Philipp dem Schönen** hatte das Parlament Artois, zum Nachtheil des nächſten männlichen Erben, einer Prinzeſſinn zuerkannt. In Champagne hatte man die Erbfolge den Töchtern bald zuerkannt, bald abgeſprochen. **Philipp der Schöne** hatte Champagne lediglich durch ſeine Gemalinn, welche die Prinzen davon ausgeſchloſſen hatte. Man ſieht daraus, daß das Recht veränderlich war, wie das Glük, und daß die Ausſchlieſſung einer Tochter von ihrem väterlichen Thron bei weitem kein Grundgeſez des Staats war.

Mit ſo vielen Schriftſtellern zu ſagen, daß die Franzöſiſche Krone ſo edel iſt, daß ſie kein Frauenzimmer zulaſſen kann, iſt, däucht mich, kindiſch und ungereimt. Mit Mezerai zu ſagen, daß die Schwachheit des Geſchlechts den Weibern nicht erlaubt, zu regieren, iſt eine doppelte Ungerechtigkeit. Die Regierungsverwaltung der Königinn Blanka, und die glorreiche Regierung ſo vieler Frauenzimmer faſt in allen Europäiſchen Ländern, widerlegen dieſe Unhöflichkeit des Mezerai hinlänglich. Ueberdies ſcheint der Artikel dieſes alten Geſezes, welcher den Töchtern in Saliſchen Ländern alle Erbſchaft abſpricht, dieſes nur darum zu thun, weil jeder Saliſche Landbeſizer verbunden war, den Nationalzuſammenkünften bewafnet beizuwohnen. Nun braucht aber eine Königinn nicht, Waffen zu tragen, weil die Nation dieſelben für ſie trägt. Alſo kann man ſagen, daß das Saliſche, übrigens ſo wenig bekannte Geſez die andern Lehngüter, und nicht die Krone betraf. Das Geſez ging die Könige ſo wenig an, daß es unter dem Titel von Allodien gegeben ward. Iſt es ein Geſez der alten Salier, ſo war es alſo gemacht, eh' es Könige von Frank-

reich gab; ſo ging alſo auch dieſe Könige nicht an.

Noch mehr, es iſt ausgemacht, daß verſchiedne Lehne dieſem Geſeze gar nicht unterworfen waren, und um ſo eher konnte man behaupten, daß die Krone nicht nötig hätte, ſich darnach zu richten.

Man hat von jeher ſeine Meinungen, ſie mochten beſchaffen ſein, wie ſie wollten, mit dem Anſehn der geheiligten Bücher unterſtüzen wollen. Die Verfechter des Saliſchen Geſezes haben die Stelle angeführt: Die Lilien arbeiten nicht; auch ſpinnen ſie nicht; und haben daraus den Schlus gemacht, daß die Töchter, welche ſpinnen müſſen, in dem Königreiche der Lilien nicht regieren könnten. Indeſſen arbeiten die Lilien nicht, und ein Prinz mus arbeiten. Die Engliſchen Leoparden, und die Kaſtiliſchen Thürme, ſpinnen eben ſo wenig, als die Franzöſiſchen Lilien, und doch können die Töchter in Kaſtilien und England regieren. Noch mehr, die Wapenfiguren der Könige von Frankreich waren niemals Lilien, ſondern offenbar Enden einer Hellebarde, ſo wie ſie Wilhelm le Breton in elenden Verſen beſchrieben hat. *Cuſpidis in medio vncum emittit acutum.*

D. i. Mitten aus der Spize ragt ein ſcharfer Haken hervor. Das Wapen von Frankreich iſt ein ſpiziges Hellebardeneiſen.

Alle Gründe gegen das Saliſche Geſez wurden von dem Herzoge von Bourgogne, dem Oheim der Prinzeſſinn, Hûtin's Tochter, auf das hartnäkkigſte behauptet. Eben dieſes geſchah noch von mehreren Prinzeſſinnen vom Geblût. Ludwig Hûtin hatte zwei Brûder, die ihm in kurzer Zeit nachfolgten, und zwar, wie bekannt, einer nach dem andern. Der älteſte war Philipp der Lange, und der jüngſte Karl der Schöne. Damals war **Karl**, der nicht glaubte, der Krone ſo nahe zu ſein, aus Eiferſucht gegen ſeinen Bruder, dem Saliſchen Geſez entgegen.

Philipp der Lange ermangelte nicht, in einer Verſammlung einiger Barone, Prälaten und Bürger von Paris, erklären zu laſſen, daß die Töchter von der Franzöſiſchen Krone ausgeſchloſſen werden müſſten. Hätte aber die Gegenpartei die Oberhand behalten, ſo wäre bald ein ganz entgegengeueztes Reichsgrundgeſez gemacht worden.

Philipp der Lange, der faſt durch nichts bekannt iſt, als dadurch, daß er den Biſchöfen

den Eintritt in das Parlament verwehrte, ſtarb nach einer ſehr kurzen Regierung, und hinterlies auch nichts, als Töchter. Das Saliſche Geſez ward zum zweitenmal beſtätigt. Karl der Schöne, der ſich vorher dawider geſezt hatte, nam nun ohne Widerrede die Krone an, und ſchlos **ſeines Bruders** Töchter aus.

Bei ſeinem Tode lies **Karl der Schöne** eben dieſen Streit zu entſcheiden. Seine Gemalinn war ſchwanger. Das Reich muſſte einen Verweſer haben. **Eduard der** III. machte, als Enkel **Philipp's des Schönen** von mütterlicher Seite, auf die Regentſchaft Anſpruch; Philipp von Valois aber ſezte ſich, als erſter Prinz vom Geblüt, in Beſiz derſelben. Dieſe Regentſchaft ward ihm feierlich übertragen, und als die verwittwete Königinn mit einer Tochter niedergekommen war, nam er die Krone mit Bewilligung der Nation. Das Saliſche Geſez, welches die Töchter vom Thron ausſchlieſſt, war alſo in den Herzen geſchrieben, war, aus einer alten allgemeinen Uebereinkunft, ein Grundgeſez. Andre giebt es nicht. Menſchen machen die Geſeze und heben ſie auf. Wer wird zweifeln, daß, wenn jemals von dem Franzöſiſchen Hauſe und Geblüt nichts

übrig wäre, als eine Prinzeſſin, die wehrt wäre, zu regieren, die Nation derſelben die Krone nicht übertragen könnte, und würde?

Nicht allein die Töchter wurden ausgeſchloſſen, ſondern der Stellvertreter einer Tochter auch. Man behauptete, der König **Eduard** könnte, von ſeiner Mutter wegen, nicht ein Recht haben, das ſeine Mutter nicht hätte. Weit gültiger war der Bewegungsgrund, daß man einen Prinzen vom Geblüt einem Fremden, und noch dazu einem Prinzen von einer Nation, die eine natürliche Feindin von Frankreich war, vorziehen müſſte. Das Volk gab damals dem **Philipp von Valois** den Beinamen der Glükliche. Einige Zeitlang hätt' er ſich auch den Namen der Siegreiche, und der Gerechte, beilegen können. Denn als ſein Vaſall, der Graf von Flandern, ſeine Unterthanen gemishandelt und dieſe ſich empört hatten, marſchirte er dieſem Fürſten zu Hülfe, und nachdem er alles beruhigt hatte, ſagte er zu dem Prinzen: Zieht Euch, durch Euer übles Betragen, nicht mehr ſo viel Aufruhr auf den Hals.

Auch konnte man ihn noch glüklich nennen, als er zu Amiens die feierliche Huldigung

annam, welche **Eduard** der III. ihm leiſtete. Bald aber folgte der Krieg auf dieſe Huldigung. **Eduard** machte demjenigen die Krone ſtreitig, für deſſen Vaſallen er ſich erklärt hatte.

Ein Bierbrauer aus der Stadt Gent war der Haupturheber dieſes berüchtigten Krieges, und derjenige, der den König **Eduard** bewog, den Titel eines Königs von Frankreich anzunemen. Dieſer Brauer, Namens Jacob van Ardvelt, war einer von den Bürgern, die man ſtürzen, oder mit groſſer Schonung behandeln mus. Das erſtaunliche Anſehn, worinn er ſtand, machte ihn dem Könige **Eduard** notwendig. Aber er wollte von ſeinem Anſehn zum Beſten des **Königs von England** nicht anders Gebrauch machen, als unter dem Beding, daß **Eduard** den Titel eines Königs von Frankreich annemen ſollte, damit beide Könige unverſöhnliche Feinde würden. Der **König von England** und der **Brauer** unterſchrieben den Traktat zu Gent, lange nach dem Anfange der Feindſeligkeiten gegen Frankreich. Der Kaiſer **Ludwig von Baiern** verband ſich mit dem **Könige von England** mit mehrerm Pomp, als der **Brauer**, aber mit mindrer Nüzlichkeit für den König **Eduard**.

Das Vorurtheil, welches ſo lange in der Teutſchen Republik herrſchte, die den Titel des Römiſchen Reichs trug, iſt aller Aufmerkſamkeit würdig. Der Kaiſer **Ludwig**, der einzig und allein Baiern beſas, belehnte den König **Eduard den** III. zu Köln, in Gegenwart faſt aller Teutſchen und Engliſchen Fürſten und Ritter, mit der Reichsverweſerwürde. Bei dieſer Gelegenheit erklärt er, daß der **König von Frankreich** ein treuloſer Verräter iſt und den Schuz des Reichs verwirkt hat, wodurch er **Philippen von Valois** und **Eduard den** III. ſtillſchweigend für ſeine Vaſallen erklärt. 1338.

Der **Engländer** ward bald gewahr, daß der Titel eines Reichsverweſers, oder Vikars, an und für ſich eben ſo unbedeutend war, als der Kaiſertitel, weil Teutſchland ihn nicht unterſtüzte; und bekam einen ſolchen Abſcheu vor der Teutſchen Anarchie, daß, als man ihm in der Folge die Kaiſerkrone anbot, er ſolche des Annemens nicht würdigte.

Dieſer Krieg bewies gleich bei ſeinem Anfange, wie gros dereinſt die Ueberlegenheit der Engliſchen Nation zur See werden könnte. **Eduard** muſſte gleich mit einer groſſen Armee in Frankreich zu landen, und **Philipp** ihn daran zu hin-

dern, verſuchen. Beide rüſteten, in ſehr kurzer Zeit, jeder eine Flotte von mehr, als hundert Schiffen aus. Dieſe Schiffe waren nichts anders, als groſſe Barken. **Eduard** war nicht, wie der **König von Frankreich**, reich genug, ſie auf ſeine Koſten anzuſchaffen. Von den hundert Engliſchen Schiffen gehörten ihm zwanzig, die übrigen gaben alle Engliſche Seeſtädte her. Es war ſo wenig baares Geld im Lande, daß der Prinz von Wallis täglich nur zwanzig Schillinge zu ſeinem Unterhalt bekam. Der Biſchof von Derham, einer der Admirale der Flotte, hatte nur ſechs, und die Baronen nur vier Schillinge. Die Reichen wurden von den Armen geſchlagen, wie das faſt allemal zu geſchehen pflegt. Die Seeſchlachten waren damals blutiger, als heut zu Tage. Man bediente ſich keiner Kanonen, die ſo viel Lerm machen, aber man tödtete viel mehr Menſchen. Die Schiffe ſtieſſen mit den Schnäbeln zuſammen, es wurden von beiden Theilen Zugbrükken niedergelaſſen, und man ſchlug ſich, wie auf dem feſten Lande. Die Admirale **Philipp's von**
1340 **Valois** verloren ſiebzig Schiffe und beinahe zwanzigtauſend Mann. Dies war das Vorſpiel von dem Ruhme **Eduard's**, und ſeines Sohns,

des berühmten ſchwarzen Prinzen, welche dieſen denkwürdigen Sieg in Perſon erfochten.

Ich will hier den Krieg nicht nach ſeinen einzelnen Vorfällen beſchreiben, die ſich faſt immer gleich ſind, ſondern immer nur bei dem ſtehn bleiben, was die Sitten der Zeit ſchildert, und anmerken, daß **Eduard** den **Philipp von Valois** zu einem Zweikampf herausforderte. Der **König von Frankreich** lehnte denſelben ab, und ſagte, ein Souverän erniedrige ſich nicht ſo weit, ſich mit ſeinem Vaſallen zu ſchlagen.

Inzwiſchen ſchien ein neuer Vorfall das Sa- 1341.
liſche Geſez wieder über den Haufen zu ſtoſſen. Die Provinz Bretagne, als ein Lehn von Frankreich, war von der Verſammlung der Pairs Karl'n von Blois, der die Tochter des lezten Herzogs geheuratet hatte, zugeſprochen, und der Graf von Montfort, dieſes Herzogs Oheim, ausgeſchloſſen worden. Die Geſeze und das verſchiedne Intereſſe waren immer im Widerſpruch. Der **König von Frankreich**, welcher, allem Anſehn nach, in der Sache des Grafen von Montfort, als männlichen Erben von Bretagne, das Saliſche Geſez hätte vertheidigen ſollen, trat auf die Seite **Karl's von Blois**, der ſein Recht von weiblicher Seite

her hatte; und der **König von England**, der die weiblichen Rechte an **Karl'n von Blois** hätte vertheidigen ſollen, erklärte ſich für den **Grafen von Montfort.**

Der Krieg wird, bei dieſer Gelegenheit, zwiſchen Frankreich und England erneuert. **Montfort** wird gleich in Nantes überfallen, und gefangen nach Paris in den Thurn des Louvre gebracht. Seine Gemalinn, eine Tochter des Grafen von Flandern, war eine von den beſondern Heldinnen, die in unſrer Welt nur ſo ſelten aufgetreten ſind, und die ohne Zweifel zur Erdichtung der Fabeln von den Amazonen Anlas gegeben haben. Sie zeigte ſich, mit dem Degen in der Hand, und mit dem Helm auf dem Haupte, den Truppen ihres Gemals, und trug ihren Sohn auf den Armen. Sie hielt die Belagerung von Hennebon aus, that Ausfälle, focht auf der Breſche, und ſchlug endlich, unter dem Beiſtande der Engliſchen Flotte, die ihr zu Hülfe kam, die Belagerung ab.

Unterdeſſen ſchlugen ſich die Engliſche und die Franzöſiſche Partei in Guienne, Bretagne und der Normandie, lange herum. Endlich fiel, nahe an den Ufern der Sammne, jene

blutige Schlacht bei Creſſi, zwiſchen **Eduarden** 1346.
und **Philippen von Valois**, vor. **Eduard** den 26.
hatte ſeinen Sohn, den Prinzen von Wal= Aug.
lis, bei ſich, den man, ſeines dunkeln Küraſſes, und ſeines ſchwarzen Helmbuſches wegen, den ſchwarzen Prinzen zu nennen pflegte. Dieſem jungen Prinzen ward faſt der ganze Ruhm dieſes Tages zu Theil. Verſchiedne Geſchichtſchreiber haben die Niederlage der Franzoſen einigen kleinen Kanonen zugeſchrieben, die die Engländer bei ſich gehabt haben ſollen. Seit etwa zehn oder zwölf Jahren hatte man angefangen, ſich des groben Geſchüzes zu bedienen.

War dieſe Erfindung der Schineſen, durch die in den Indiſchen Meeren handelnden Araber, nach Europa gebracht worden? Das iſt nicht wahrſcheinlich. Ein Benediktiner, Namens Barthold Schwarz, erfand dies traurige Geheimnis. Man war ſchon lange Zeit dieſer Erfindung nahe. Ein andrer Benediktiner, Roger Bako, hatte lange vorher der heftigen Exploſionen Erwähnung gethan, welche der eingeſchloſſne Salpeter hervorbringen könnte. Aber warum hatte der König von Frankreich nicht eben ſo gut, wie der König von England, Kanonen bei ſeiner Armee? Und wenn der

Engländer hierdurch überlegen war, warum ſchieben alle Geſchichtſchreiber die Schuld an der verlornen Schlacht auf die Genuaſchen Armbruſtſchüzen, welche **Philipp** in ſeinem Sold hatte? Der Regen, ſagt man, durchnezte die Sehnen ihrer Bogen; aber nezte denn dieſer Regen nicht auch die Engliſchen Bogenſehnen? Die Geſchichtſchreiber hätten vielleicht beſſer gethan, die Anmerkung zu machen, daß ein König von Frankreich, der Genuaſche Schüzen beſoldete, anſtatt ſeine eigne Nation in den Künſten des Krieges geſchikt zu machen, und der keine Kanonen hatte, da ſein Feind damit verſehn war, den Sieg nicht verdiente.

Es iſt ſonderbar, da der Gebrauch des Pulvers doch ſchlechterdings eine Veränderung in der Kriegskunſt hervorbringen muſſte, daß man den Zeitpunkt dieſer Verändrung nicht weis. Eine Nation, die ſich hätte eine gute Artillerie anſchaffen können, wäre ſicher den übrigen allen überlegen geweſen. Dies war unter allen Künſten die verderblichſte, aber die, die man am meiſten vervollkommnen muſſte. Indeſſen blieb ſie, bis zu **Karl's des** VIII. Zeiten in ihrer Kindheit; ſo viel Uebergewicht haben die alten Gewohnheiten; und ſo ſehr hält Trägheit den

menſchlichen Kunſtfleis zurük. Nur erſt unter dem Könige **Karl den** V. von Frankreich bediente man ſich des Geſchüzes bei Belagerung der Städte, und bis zu den lezten Zeiten **Heinrich's** des IV. machten die Lanzen faſt in allen Treffen das Hauptwerk der Schlacht aus.

Man behauptet, daß in der Schlacht bei Creſſi die Engländer nur zweitauſendfünfhundert Reiter und vierzigtauſend Mann zu Fus, die Franzoſen aber vierzigtauſend Mann zu Fus, und beinahe dreitauſend zu Pferde hatten. Diejenigen, die den Verluſt der Franzoſen am geringſten angeben, ſagen, daß er ſich auf zwanzigtauſend Mann belief. Der Graf von Blois, der eine von den mutmaslichen Urſachen des Krieges war, verlor dabei ſein Leben, und am folgenden Tage wurden die Truppen, welche die Bürgerſchaften des Landes aufgebracht hatten, auch noch geſchlagen. **Eduard** nam, nach zwei Siegen in zwei Tagen, Calais weg, welches zweihundertundzehn Jahre in Engliſchen Händen blieb.

Man ſagt, daß **Philipp von Valois**, während dieſer Belagerung, weil er die Linien der Belagerer nicht angreifen konnte, und in voller Verzweiflung war, dem König **Eduard**

den Vorſchlag thun lies, dieſen groſſen Streit, durch ein Gefecht von Sechſen gegen Sechſe, auszumachen. **Eduard**, der die gewiſſe Einname von Calais nicht auf einen ungewiſſen Kampf ankommen laſſen wollte, ſchlug dieſen Kampf eben ſo aus, wie **Philipp von Valois** ihn anfänglich ausgeſchlagen hatte. Nie haben die Fürſten ihre Händel unter ſich allein ausgemacht; immer muſſte das Blut der Unterthanen flieſſen.

Das Denkwürdigſte bei dieſer Belagerung iſt, daß der König **Eduard** ſich, bei der Kapitulation das Recht ausmachte, ſechs der beſten Bürger nach ſeiner Wahl hängen zu laſſen. Die Urſach davon läſſt ſich nicht abſehn; denn die Einwohner von Calais waren keine Rebellen. Die Franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſind auſſer ſich über die Grosmut und Seelengröſſe, womit ſich ſechs Einwohner zum Tode anboten. Aber im Grunde konnten ſie wohl denken, daß, wenn **Eduard der** III. ihnen auch den Strik um den Hals legen lies, er ſolchen doch nicht würde zuziehn laſſen. Er begegnete ihnen ſehr leutſelig, und ſchenkte einem jeden ſechs goldne Münzen, die man Roſenobel nannte.

Hätt' er jemanden wollen hängen laſſen, ſo wäre er zu dieſer Rache wohl gegen Geofroi

von Charni berechtigt geweſen, der, nach der Einname von Calais, den Engliſchen Gouvernör, durch das Anerbieten von zwanzigtauſend Thalern, zu beſtechen verſuchte, und ergriffen ward, als er ſich mit dem Ritter Euſtach von Ribaumont vor den Thoren zeigte. Dieſer **Ribaumont** warf, bei der Gegenwehr, den König **Eduard** nieder. Der **König** gab an demſelben Tage Beiden ein Feſt, und ſchenkte dem **Ribaumont** eine Krone von Perlen, die er ihm ſelbſt auf das Haupt ſezte. Es iſt alſo lächerlich, wenn man glaubt, daß er jemals Willens geweſen ſei, ſechs brave Bürger aufknüpfen zu laſſen, welche tapfer für ihr Vaterland geſtritten hatten.

Dieſer Krieg, der zu gleicher Zeit in Guienne, Bretagne, der Normandie und der Pikardie, geführt ward, erſchöpfte Frankreich und England an Geld und Leuten. Und doch war damals kein gelegner Zeitpunkt, ſich aus Ehrgeiz aufzureiben. Man hätte ſich lieber gegen eine andre Landplage vereinigen ſollen. Eine mördriſche Peſt, die die ganze Welt durchzogen, 1347
und Aſien und Afrika entvölkert hatte, fing und
ihre Verwüſtungen nun in Europa an, und be- 1348
traf hauptſächlich Frankreich und England.

Sie raſte, wie man ſagt, den vierten Theil der Einwohner weg. Dies iſt eine von den Urſachen, welche das menſchliche Geſchlecht verhindert haben, ſich in unſern Gegenden ſo zu vermehren, wie es wohl ſonſt hätte geſchehn können.

Mezerai hat andern nachgeſchrieben, daß dieſe Peſt aus Schina gekommen, und daß ein heiſſer Dampf in Geſtalt einer Feuerkugel aus der Erde aufgeſtiegen ſei, welche zerplazt wäre, und ihren Gift über unſre Halbkugel verbreitet hätte. Das heiſſt, einem mehr denn zu gewiſſen Unglük einen ſehr fabelhaften Urſprung beilegen. Erſtlich findet man nicht, daß ein ſolches Meteor jemals eine Peſt verurſacht hat. Zweitens erwähnen die Jahrbücher von Schina keiner anſtekkenden Krankheit, als um das Jahr 1504. Die eigentliche Peſt iſt eine Krankheit des mittlern Himmelsſtrichs von Afrika, wie die Kinderblattern von Arabien, und wie der Gift, der die Quelle des Lebens angreift, bei den Karaiben zu Hauſe gehört. Jeder Himmelsſtrich unſrer unglüklichen Erdkugel, auf welcher die Natur etwas Gutes mit vielem Uebel vermengt hat, hat ſein eigenthümliches Gift. Dieſe Peſt des vierzehnten Jahrhunderts war denen Peſtſeuchen gleich, welche unter dem Kaiſer Juſti-

nian, und zu Hippokrates Zeiten, die Erde entvölkerten. In der heftigſten Wut dieſer Landplage hatten **Eduard** und **Philipp** Krieg geführt, um über Sterbende zu herrſchen.

Nach einer ſolchen Verkettung ſo vieler Unglüksfälle, und nachdem Menſchenwut und Elemente ſich zuſammen verſchworen haben, den Erdball zu verwüſten, mus man ſich wundern, daß Europa heut zu Tage ſo blühend iſt. Die einzige Hülfsquelle des menſchlichen Geſchlechts war in Städten, welche von den groſſen Länderbeherrſchern nicht geachtet wurden. Der Handel und der Kunſtfleis dieſer Städte hat in der Stille den Schaden wieder gut gemacht, den die Fürſten mit ſo vielem Geräuſche anrichteten.

England, unter **Eduard dem** III, entſchädigte ſich mit Wucher für die Schäze, welche die Unternemungen ſeines Monarchen ihm koſteten. Es verkaufte ſeine Wolle; Brügge verarbeitete dieſelbe. Die Niederländer legten ſich auf Manufakturen; die Hanſeeſtädte bildeten eine der Welt nüzliche Republik; und die Künſte erhielten ſich immer aufrecht in den freien und handelnden Städten Italien's. Dieſe Künſte verlangen weiter nichts, als die Freiheit, ſich auszubreiten, und zu wachſen; und nach groſſen

Stürmen verpflanzen ſie ſich gleichſam von ſelbſt in die verheerten Länder, die ihrer bedürfen.

1350. Unter dieſen Umſtänden ſtarb **Philipp von Valois**, weit entfernt, den ſchönen Namen des Glüklichen mit ſich in's Grab zu nemen. Indeſſen hatte er doch das Delphinat mit der Krone verbunden. Der lezte Fürſt dieſes Landes, der ſeine Kinder verloren hatte, und des Kriegführens mit Savoyen überdrüſſig war, gab im Jahre 1349 das Delphinat dem Könige von Frankreich, und ward ein Dominikanermönch zu Paris.

Dieſe Provinz hies das Delphinat, weil einer ihrer Landesfürſten einen Delphin zum Wapen genommen hatte. Sie machte einen Theil des Königreichs Arelat aus, welches ein Domänenſtük des Teutſchen Reichs war. Der König von Frankreich ward durch dieſen Zuwachs ein Lehnsmann des Kaiſers **Karl's** des IV. Es iſt auch zuverläſſig daß die Kaiſer, bis auf **Maximilian** den I. ſich immer auf ihre Rechte an dieſe Provinz berufen haben. Die Teutſchen Publiciſten behaupten noch, daß ſie als ein Reichslehn betrachtet werden müſſe. Die Souveräne denken aber anders. Nichts iſt fruchtloſer, als ſolche Unterſuchungen; man thäte eben ſo gut, die Rechte der Kaiſer auf

Aegypten

Aegypten gelten zu machen, weil Auguſtus daſſelbe unter ſeiner Botmäſſigkeit hatte.

Philipp von Valois vermehrte ſeine Domänen noch durch das Ländchen Rouſſillon und Cerdagne, indem er dem Könige von Majorka aus dem Hauſe Arragonien, Geld vorſchos, und dagegen dieſe Provinzen zum Unterpfande bekam. **Karl der** VIII. gab ſie hernach ohne Bezalung wieder heraus. Auch erwarb er Montpellier, welches der Krone Frankreich verblieben iſt. Man mus ſich wundern, daß er, bei einer ſo unglüklichen Regierung, dieſe Provinzen kaufen, und auch noch für das Delphinat ſo viel bezalen konnte. Die Auflagen auf das Salz, welche man ſein Saliſches Geſez nannte, die Erhöhung der Steuern, und die Verfälſchung der Münzen, ſezten ihn in den Stand, dieſe Ausgaben zu beſtreiten. Der Staat ward gröſſer, aber auch ärmer, und wenn dieſer König auch anfänglich der Glükliche hies, ſo konnte ſein Volk doch niemals auf dieſen Titel Anſpruch machen. Aber unter ſeinem Sohn **Johann** wünſchte man ſich noch oft die Zeiten **Philipp's von Valois** zurük.

Das Intereſſanteſte für das Volk unter dieſer Regierung war wohl das Recht, von den

Civilſentenzen der Geiſtlichkeit zu appelliren, welches das Parlament, durch die Bemühungen des Generaledvokaten, Peters Cugnieres, nach und nach einführte. Die Kleriſei beſchwerte ſich laut darüber, und der König begnügte ſich damit, mit dieſem Gebrauch Nachſicht zu haben, und ſich einer Rechtswohlthat nicht zu widerſezen, welche ſein Anſehn, und die Geſeze des Staats, aufrecht erhielt.

Dieſe bei dem Parlamente des Königreichs eingelegte Appellation, iſt eine Beſchwerde gegen ungerechte, oder auch wohl unrechtmäſſigerweiſe angemaaſſte Sentenzen, welche etwa von geiſtlichen Richterſtühlen gefällt werden, eine Anzeige der wider die Königliche Gerichtsbarkeit ſtreitenden Unternemungen, oder auch eine Widerſezung gegen die Päbſtlichen Bullen, die etwa den Rechten des Königs und der Krone zu nahe treten.

Dieſes Hülfsmittel, oder vielmehr nur Palliativ, war nur eine ſchwache Nachahmung des berüchtigten Geſezes *Praemunire*, welches das Engliſche Parlament, unter **Eduard dem III**, herausgab, und worin für denjenigen, der Sachen vor die geiſtlichen Gerichte brachte, deren Entſcheidung den Königlichen Richterſtühlen zu-

ſtand, Gefängnisſtrafe feſtgeſezt ward. In allem, was die Freiheiten des Staats betrift, ſind die Engländer mehr, als Einmal, Muſter geweſen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Von Frankreich unter dem Könige Johann. Berühmte Generalverſammlung der Landſtände. Schlacht bei Poitiers. Johann's Gefangenſchaft. Frankreich's Verfall. Ritterweſen u. ſ. w.

Johann's Regierung iſt noch unglüklicher, als Philipp's Regierung. Johann, den man den Guten nannte, fängt damit an, daß er ſeinen Connetable, den Grafen von Eu, meuchlings umbringen läſſt. Einige Zeit nach- 1350.
her läſſt ſein Vetter und Eidam, der König von Navarra, den neuen Konnetable Dom la 1354.
Cerda, einen Prinzen aus dem Hauſe Spanien, durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen. Dieſer König von Navarra, Ludwig Hütin's Enkel, der durch ſeine Mutter König von Navarra geworden, und von väterlicher Seite ein Prinz vom Geblüt war, hies Karl,

war, ſo wie **Johann**, eine von Frankreich's Geiſſeln, und verdiente den Namen, **Karl der Schlimme**, vollkommen.

1355. Der **König**, der ſich gezwungen geſehn hatte, ihm vor dem ganzen Parlamente zu verzeihen, kommt ſelbſt, und nimmt ihn, um geringere Verbrechen, gefangen, und läſſt, ohne Urtheil und Recht, vier Herren, die ſeine Freunde waren, den Kopf abſchlagen. Solche grauſame Hinrichtungen waren die Folge einer ſchwachen Regierung. Sie brachte Kabalen hervor; die Kabalen zogen unmenſchliche Rache nach ſich, und der Rache folgte die Reue auf dem Fuſſe nach.

Johann hatte, gleich bei dem Antritt ſeiner Regierung, die bei ſeines Vaters Zeiten, ſchon geringhaltig gemachte Münzen noch geringhaltiger gemacht, und die Officianten, die um das Geheimnis wuſſten, mit dem Tode bedroht. Dieſer Misbrauch war die Wirkung und zugleich der Beweis unglükſeliger Zeiten. Elend und Misbräuche veranlaſſen zulezt Geſeze. Frankreich ward eine Zeitlang eben ſo beherrſcht, wie England. Die Könige beriefen die in die Stelle der alten Parlamenter getretne Landſtände zuſammen.

Dieſe Generalverſammlung der Landſtände glich vollkommen den Engliſchen Parlamentern, die aus dem Adel, den Biſchöfen, und den Abgeordneten der Städte beſtanden, und das ſogenannte neue beſtändige Parlament zu Paris war ungefähr eben das, was das Gericht der Königsbank in London iſt. In beiden Staaten war der Kanzler der nächſte Beamte nach der Krone. Er führte in England das Wort des Königs in der Generalverſammlung der Landſtände, und hatte die Aufſicht über das Gericht der Königsbank, und was noch vollends beweiſt, daß man damals zu Paris und London nach einerlei Grundſäzen handelte, iſt dieſes, daß die Generalverſammlung der Landſtände von 1355. dem Könige **Johann von Frankreich** faſt die nemlichen Verordnungen und Freiheiten vorlegte, und von ihm unterſchreiben lies, welche **Johann von England** unterſchrieben hatte. Die Subſidien, ihre Dauer, der Wehrt und das Gehalt der Münzen, alles ward von dieſer Verſammlung feſtgeſezt. Der **König** machte ſich anheiſchig, die Unterthanen nicht mehr zu zwingen, Lebensmittel für ſeine Haushaltung herzugeben, ihr Fuhrwerk und ihre Betten nicht anders, als gegen Bezalung, zu brauchen, mit den Münz-

ſorten nie Veränderungen vorzunemen, und dergleichen mehr.

Dieſe Landſtändeverſammlung von 1355, die merkwürdigſte, die jemals gehalten wurde, iſt diejenige, von welcher die Franzöſiſchen Geſchichtſchreiber das Wenigſte ſagen. Daniel ſagt blos, daß ſie im Saale des neuen Parlaments iſt gehalten worden; er hätte dabei anführen ſollen, daß das Parlament, welches damals noch nicht beſtändig dauerte, keinen Zutritt zu dieſer groſſen Verſammlung hatte. Der Obervorſteher der Pariſer Kaufmannsgilde, als geborner Deputirter der erſten Stadt des Königreichs, führte das Wort im Namen des Bürgerſtandes. Aber noch ein weſentlicher Punkt der Geſchichte, den man mit Stillſchweigen übergangen hat, iſt dieſer, daß die Stände eine Subſidie, oder Abgabe, von ungefähr hundertundneunzigtauſend Mark Silbers auflegten, um dreiſſigtauſend ſchwere Reiter zu beſolden. Das macht neun Millionen und fünfmalhunderttauſend Livres heutigen Geldes. Dieſe dreiſſigtauſend Reiter ſezen eine Armee von wenigſtens achtzigtauſend Mann voraus, zu welcher noch die Miliz des Königreichs gerechnet werden muſſte; und am Ende des Jahrs ſollte man

noch eine Abgabe zum Unterhalt eben dieſer Armee ausſchreiben. Endlich mus man noch anmerken, daß dieſe Art von Freiheitsbrief nur eine vorübergehende Verordnung ausmacht, wogegen die *Magna Charta* der Engländer zum ewigen Geſez gemacht ward.

Der **ſchwarze Prinz** rükte aber endlich mit einer furchtbaren, wiewohl kleinen, Armee bis nach Poitiers vor, und verheerte die Länder, die ehmals Domänenſtükke ſeines Hauſes waren. Der König **Johann** eilte, an der 1356.
Spize von beinahe ſechzigtauſend Mann herbei. Es iſt bekannt, daß er, wenn er gezögert hätte, die ganze Engliſche Armee durch Hunger zwingen konnte, das Gewehr zu ſtrekken.

Hatte der **ſchwarze Prinz** einen groſſen Fehler gemacht, ſich ſo tief in's Land hineinzuwagen, ſo machte der König **Johann** einen noch viel gröſſern, ihn anzugreifen. Dieſe Schlacht bei Maupertuis, oder Poitiers, hatte viel Aehnliches mit der Schlacht, die **Philipp von Valois** verloren hatte. In der kleinen Armee des **ſchwarzen Prinzen** herrſchte Ordnung; in der Franzöſiſchen war nur Tapferkeit; aber die Tapferkeit der Engländer, und der unter dem Prinzen von Wallis dienenden Gas-

vogner, behielt die Oberhand. Man findet nicht, daß bei einer der beiden Armeen Gebrauch von Kanonen iſt gemacht worden. Dieſes Stillſchweigen kann den Gebrauch derſelben bei Creſſi zweifelhaft machen; oder es beweiſt auch, daß man der Artillerie in der Schlacht bei Creſſi wenig Wirkung zugeſchrieben, und alſo mit dem Gebrauch derſelben aufgehört habe; oder es zeigt, wie gern die Menſchen neue Vortheile für alte Gewohnheiten fahren lieſſen; oder es iſt ein Beweis von der Nachläſſigkeit der gleichzeitigen Geſchichtſchreiber.

Die vornemſten Franzöſiſchen Ritter blieben auf dem Plaze, und dies beweiſt, daß die Bewafnung damals nicht mehr ſo ſchwer und ſo vollſtändig war, als ehedem; der Ueberreſt ergrif die Flucht. Der **König** ward im Geſichte verwundet, und mit einem ſeiner Söhne gefangen. Merkwürdig und ſonderbar iſt es, daß dieſer Monarch ſich einem ſeiner Unterthanen ergab, den er verbannt, und der bei ſeinen Feinden Dienſte genommen hatte. Ebendaſſelbe widerfuhr in der Folge Franz dem I. Der **ſchwarze Prinz** führte ſeine beiden Gefangnen nach Bourdeaux und hernach nach Londen. Man weis, mit welcher Höflichkeit und Ehrerbietung

er dem gefangnen **Könige** begegnete, und wie ſehr ſeine Beſcheidenheit ſeinen Ruhm vermehrte. Er zog auf einem kleinen ſchwarzen Pferde in London ein, und zwar zur Linken ſeines Gefangnen, der ein Pferd ritt, das durch ſeine Schönheit und reiches Zeug aller Augen auf ſich zog.

Die Gefangenſchaft des **Königs** war in Paris die Loſung zum Bürgerkriege. Bei ſolcher Gelegenheit denkt ein jeder darauf, ſich einen Anhang zu machen. Man ſieht alsdann nichts, als Faktionen, immer unter dem Vorwande, Verbeſſerungen zu machen. Der Dauphin Karl von Frankreich, der hernach der kluge König **Karl der V.** ward, wird zwar zum Regenten des Königreichs erklärt, ſieht es aber beinahe in Aufruhr gegen ſich.

Paris fing an, eine furchtbare Stadt zu werden. Es hatte funfzigtauſend Einwohner, welche die Waffen tragen konnten. Man erfindet den Gebrauch der Sperrketten in den Straſſen, und bedient ſich derſelben als Verſchanzungen gegen die Aufrührer. Der Dauphin **Karl** ſieht ſich genötigt, den König von Navarra wiederkommen zu laſſen, den der **König**, ſein **Vater**, hatte in's Gefängnis ſezen laſſen. Das

hies, ſich ſeinem Feinde in die Hände geben. Der König von Navarra kömmt nach Paris, um das Feuer der Zwietracht anzublaſen. Marcel, der Obervorſteher der Kaufmannsgilde zu 1357. Paris, begiebt ſich in das Louvre mit den Aufrührern. Er läſſt den Marſchall von Champagne, Robert von Clermont, unter des Dauphin's Augen, niedermachen. Indeſſen rotten ſich die Bauern von allen Seiten zuſammen, und fallen über alle Edelleute her, die ihnen in den Wurf kommen. Sie gehn mit ihnen um, wie empörte Sklaven, die ihre zu harte Herren in ihre Gewalt bekommen. Sie rächen an ihnen ihr Elend durch tauſenderlei Martern, und treiben ihre Naſerei ſo weit, daß ſie einen Edelmann in ſeinem eignen Schloſſe braten, und ſeine Frau und Töchter zwingen, das Fleiſch ihres Mannes und ihres Vaters zu eſſen.

Unter dieſen Zerrüttungen des Staats ſtrebt **Karl von Navarra** nach der Krone. Der **Dauphin** und er führen einen Krieg mit einander, der nur durch einen erheuchelten Frieden geendigt wird. So wird Frankreich, ſeit der Schlacht bei Poitiers vier Jahre lang zerrüttet. Wie ging es zu, daß **Eduard** und der **Prinz von Wallis** ihren Sieg, und die elende Lage

der Ueberwundnen nicht benuzten? Die Engländer ſcheinen gefürchtet zu haben, ihre Herren möchten zu gros werden; ſie gaben ihnen alſo wenig Zuſchub, und **Eduard** handelte um das Löſegeld ſeines Gefangnen, unterdeſſen daß der **ſchwarze Prinz** in einen Waffenſtillſtand willigte.

Es ſcheint, daß man von allen Seiten Fehler machte. Aber es iſt unbegreiflich, wie die Franzöſiſchen Geſchichtſchreiber alle, ohne Ausname, ſo einfältig ſein konnten, zu verſichern, daß der König **Eduard der** III, der gekommen war, die Früchte ſeiner beiden Siege bei Creſſi und Poitiers einzuärnten, und der ſchon bis auf einige Meilen von Paris vorgedrungen war, eines einfallenden ſtarken Regens wegen, plözlich 1360.
von einem ſo heiligen Schauer ſei ergriffen worden, daß er auf ſeine Kniee gefallen wäre, und der heiligen Jungfrau ein Gelübde gethan habe, den Frieden zu bewilligen. Selten hat wohl ein Regen den Willen der Ueberwinder, und das Schikſal der Staaten, entſchieden, und wenn **Eduard der** III. der heiligen Jungfrau ein Gelübde that, ſo war es wohl kein Gelübde zu ſeinem Nachtheil. Er verlangte zum Löſegelde für den König von Frankreich Poitou, Saintogne, das Gebiet von

Agen, Perigord, Limoges, Querci, Angouleme und Rovergue, nebſt allem, was er um Calais eingenommen hatte; und das alles mit der vollen Landeshoheit, ohne Lehnspflicht. Mich wundert, daß er nicht ſein altes Erbtheil, die Normandie und Anjou forderte. Er verlangte auch noch drei Millionen Goldthaler.

1360. **Eduard** trat, durch dieſen Vergleich, dem Konige **Johann** den Titel eines Königs von Frankreich, und ſeine Anſprüche auf die Normandie, Touraine und Anjou, ab. Es iſt nicht zu läugnen, daß die ehmaligen Beſizungen des **Königs von England** in Frankreich weit beträchtlicher waren, als dasjenige, was man dem Könige **Eduard** durch dieſen Frieden einräumte; aber es war doch immer der vierte Theil von Frankreich, den man ihm abtrat. **Johann** kam endlich, nach vier Jahren, aus dem Tower zu London los, und gab ſeinen Bruder, und zwei ſeiner Söhne zu Geiſſeln. Eine der gröſſten Schwierigkeiten war, wie man das Löſegeld bezalen wollte. Man muſſte ſechsmalhunderttauſend Goldthaler zum erſten Zalungstermin baar erlegen. Frankreich erſchöpfte ſich, und konnte doch die Summe nicht aufbringen. Man muſſte die Juden zurükrufen, und ihnen

die Befugnis zu leben und zu handeln verkaufen. Der **König** ſelbſt war dahin gebracht, das, was er für ſein Haus einkaufte, mit Ledermünze zu bezalen, die in der Mitte ein kleines ſilbernes Stiftchen hatte. Seine Dürftigkeit und ſeine Unglüksfälle raubten ihm alles Anſehn, und dem Lande alle Polizei.

Die entlaſſnen Soldaten, und die kriegriſchgewordnen Bauern, rotteten ſich überall zuſammen, vornemlich aber jenſeits der Loire. Eins von ihren Oberhäuptern lies ſich Gottes Freund und aller Menſchen Feind nennen. Ein Bürger von Sens, Jean de Gouge, lies ſich von dieſem Raubgeſindel zum König anerkennen, und that durch ſeine Verheerungen, faſt eben ſo viel Schaden, als der wahre König durch ſein Unglük angerichtet hatte. Eben ſo befremdend endlich iſt es, daß der **König**, bei dieſem allgemeinen Elend, nach Avignon ging, wo die Päbſte Hof hielten, und daſelbſt die alten Kreuzzüge wieder in Vorſchlag brachte.

Ein König von Cypern hatte um dieſe Unternemung gegen die Türken angehalten, die ſich ſchon nach Europa ausgebreitet hatten. Wahrſcheinlicherweiſe war es dem Könige **Johann**

blos darum zu thun, aus ſeinem Vaterlande wegzukommen. Anſtatt aber dieſen ſchimäriſchen Zug gegen die Türken zu thun, ging er, weil er nicht im Stande war, ſein noch rükſtändiges Löſegeld den Engländern zu bezalen, wieder nach London zurük, und gab ſich ſelbſt in die Stelle ſeines Bruders, und ſeiner Kinder, zur Geiſſel. Er ſtarb daſelbſt, und ſein Löſegeld blieb unbezalt. Zu ſeiner noch gröſſern Demütigung ſagte man ihm nach, daß er lediglich einem Frauenzimmer zu gefallen nach England zürükgegangen ſei, in welches er ſich in ſeinem ſechsundfunfzig-
1363. ſten Jahre verliebt hatte.

Die Provinz Bretagne, welche die Urſach dieſes Krieges geweſen war, ward ihrem Schikſal überlaſſen. Der Graf **von Blois** und der **Graf von Montfort** ſtritten ſich um dieſe Provinz. **Montfort** war aus dem Gefängniſſe zu Paris, und **Blois** aus dem Gefängnis zu London, losgekommen, und beide entſchieden den Streit durch eine förmliche Schlacht bei Avrai. Die Engländer ſiegten auch hier, und
1364. der **Graf von Blois** verlor das Leben.

Dieſe Zeiten der Ungeſchliffenheit, des Aufruhrs, des Raubens und des Mordens, waren indeſſen die glänzendſten Zeiten der Ritterſchaft.

Sie diente der allgemeinen Wildheit der Sitten zum Gegengewicht; und wir wollen beſonders davon handeln. Ehre und Grosmut, mit Galanterie verbunden, waren ihre Grundſäze. Die berühmteſte Schlägerei von der Ritterſchaft iſt der Kampf der dreiſſig Bretagner gegen zwanzig 1376. Engländer, ſechs Bretagner und vier Teutſche, als die **Gräfinn von Blois**, im Namen ihres Mannes, und die Wittwe des **Grafen von Montfort**, im Namen ihres Sohnes, im Jahre 1351 in Bretagne mit einander Krieg führten. Die Ehre allein verurſachte dieſen Kampf, denn er ward in einer von den Friedenskonferenzen beſchloſſen. Anſtatt zu unterhandeln, ſprach man einander Hohn, und **Baumanoir**, der für die **Gräfinn von Blois** an der Spize der Bretagner ſtand, ſagte, man müſſte ſich ſchlagen, um zu wiſſen, wer die ſchönſte Liebſchaft hätte.

Man ſchlug ſich in geſchloſſnen Schranken. Von den ſechzig Kämpfern verloren nur fünf Ritter das Leben, nemlich ein einziger von Seiten der Bretagner, und viere von Seiten der Engländer. Alle dieſe Schlägereien dienten zu nichts, und halfen beſonders weder der Zuchtloſigkeit der Armeen, noch der beinahe ganz wilden

Regimentsführung, ab. Hätten ſich die Paul Aemile und die Scipionen, in geſchloſſenen Schranken geſchlagen, um zu wiſſen, wer die ſchönſte Liebſchaft hätte, ſo würden die Römer nicht die Ueberwinder und die Geſezgeber der Nationen, geweſen ſein.

Eduard veranſtaltete nach ſeinen Siegen und Eroberungen nichts, als Turniere. Er hatte ſich in ein Frauenzimmer verliebt, das ſeiner Zärtlichkeit unwürdig war; dieſem opferte er ſein Intereſſe und ſeinen Ruhm auf, und verlor alle Frucht ſeiner Bemühungen in Frankreich. Er beſchäftigte ſich mit nichts, als Spielen, Turnieren und den Ceremonien ſeines Ordens vom Hoſenbande. Die groſſe runde Tafel, die er zu Windſor hatte aufrichten laſſen, und bei welchem ſich alle Ritter von Europa einfanden, war das Muſter, nach welchem die Romanſchreiber und Romanzendichter alle die Geſchichten der Tafelrunde erdichteten, deren fabelhafte Einrichtung ſie dem König Artur zuſchrieben.

1377. Endlich überlebte Eduard der III. ſein Glük und ſeinen Ruhm, und ſtarb in den Armen ſeiner Buhlerinn Alice Pierce, die ihm die Augen zudrükte, ſeine Juweelen ſtal, und ihm den Ring, den er zu tragen pflegte, vom Finger

ris.

ris. Man kann nicht entſcheiden, ob der Ueberwinder, oder der Ueberwundne, in gröſſerm Elende ſtarb.

Nach **Johann's von Frankreich** Tode half indeſſen ſein Sohn **Karl der** V, der mit Recht der Weiſe heiſſt, dem Unglük ſeines Landes, durch Geld und Unterhandlungen, ab. Wir werden ſehn, wie er die Engländer faſt aus ganz Frankreich vertrieb. Während ſeiner Zurüſtung zu dieſer groſſen Unternemung aber ſezte der **ſchwarze Prinz**, um's Jahr 1366, zu dem Ruhme von Creſſi und Poitiers neuen Ruhm hinzu. Nie verrichteten die Engländer denkwürdigere, und zugleich unnüzlichere Thaten.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Vom ſchwarzen Prinzen, vom Könige Don Pedro dem Grauſamen von Kaſtilien, und vom Connetable du Guesclin.

Kaſtilien war beinahe in eben ſo traurigen Umſtänden, als Frankreich. Peter, oder Don Pedro, den man den Grauſamen nennt, regierte daſelbſt. Er wird uns, wie ein nach Menſchenblut dürſtender Tiger, beſchrieben, der

ſich freute, daſſelbe flieſſen zu ſehn. Solcher Karakter iſt ſehr ſelten in der Natur. Blutdürſtig ſind die Menſchen nur in der höchſten Wut der Rachſucht, oder bei der Strenge jener finſtern Staatsklugheit, welche die Grauſamkeit für notwendig hält; niemand aber vergieſſt Blut zu ſeinem Vergnügen.

Er beſtieg den Thron von Kaſtilien, als er noch minderjährig war, und unter ſehr ungünſtigen Umſtänden. Sein Vater, **Alphons der XI.** hatte mit ſeiner Beiſchläferinn Eleonore Gusmann ſieben unechte Kinder gezeugt. Dieſe waren reichlich verſorgt, und boten **Don Pedro's** Gewalt troz, und ihre Mutter, die noch mächtiger war, als ſie, begegnete der Mutter des **Königs** auf eine beleidigende Weiſe. Kaſtilien war zwiſchen **Eleonoren's** und der **Königinn Mutter** Partei getheilt. Kaum hatte der **König** ſein einundzwanzigſtes Jahr erreicht, als er gegen die Faktion dieſer unechten Kinder einen Bürgerkrieg führen muſſte. Er ſchlug, und ſiegte, und opferte **Eleonoren's** Leben der Rachgier ſeiner **Mutter**. Bis dahin kann man ihn tapfer und ſtreng nennen. Er
1351. vermält ſich mit Blanche von Bourbon, und die erſte Neuigkeit, die er von ſeiner Gema-

linn erfährt, nachdem ſie zu Valladolid ange⸗ kommen, iſt die, daß ſie in den Grosmeiſter von Sankt Jakob, einen der unechten Brü⸗ der, die ihm den Krieg zugezogen hatten, ver⸗ liebt iſt. Ich weis, daß ſolche Liebeshändel ſelten bewieſen ſind, und daß ein kluger König ſie lieber nicht bemerken, als ſich rächen mus; aber der **König** war doch zu entſchuldigen, weil noch jezt eine Familie in Spanien lebt, die ſich rühmt, aus dieſem Liebesverſtändnis ent⸗ ſprungen zu ſein; nemlich die Enriquez.

Blanche von Bourbon beging doch we⸗ nigſtens die Unvorſichtigkeit, mit der Faktion der unechten Prinzen, dieſer Feinde ihres **Ge⸗ mals**, in zu groſſer Einigkeit zu leben. Iſt es denn zu verwundern, daß der **König** ſie in einem Schloſſe ſizen lies, und ſich mit andern Liebeshändeln vergnügte?

Don Pedro hatte alſo zu gleicher Zeit mit den Arragoniern und mit ſeinen rebelliſchen Brüdern zu kämpfen. Er ſiegte nochmals, aber unmenſchlich. Er bewilligte faſt gar keine Vergebung. Seine Ver⸗ wandten, die gegen ihn Partei ergriffen hatten, wurden Opfer ſeiner Rache. Auch der Gros⸗ meiſter von Sankt Jakob ward auf ſeinen Befel umgebracht. Dies zog ihm den Namen

des Grauſamen zu, unterdeſſen daß der König Johann von Frankreich, der ſeinen Konnetable und vier Herren von der Norman- die meuchlings hatte umbringen laſſen, Johann der Gute hies.

Unter dieſen Unruhen ſtarb **Don Pedro's Gemalinn.** Sie war nicht ſchuldlos geweſen, man muſſte alſo wohl ſagen, daß ſie ſei vergiftet worden. Aber ich ſag' es noch einmal, man mus ohne Beweis keinen Vergiftungsprozes anfangen.

Don Pedro's Feinde hatten unſtreitig ihren Vortheil dabei, daß ſie in Europa ausſtreuten, er hätte ſeine **Gemalinn** vergiftet. Heinrich von Traſtamara, einer der ſieben unechten Prinzen, der überdies ſeinen Bruder und ſeine Mutter zu rächen, vor allen Dingen aber ſein Intereſſe wahrzunemen hatte, machte ſich dieſen Umſtand zu Nuze. Frankreich war damals von den zuſammengerotteten Räubern überſchwemmt, die man Malandrinen nannte, und die ſo vielen Schaden thaten, als Eduard nimmermehr hatte thun können. **Heinrich von Traſtamara** unterhandelte mit dem Könige **Karl'n** dem V. von Frankreich, um Frankreich von dieſen Räubern zu befreien, und ſie in ſeine Dienſte

zu nemen. Der **Arragonier**, der immer des **Kastiliers** Feind war, versprach den freien Durchzug. Bertrand dü Güesclin, ein Ritter von groſſem Ruf, der ſich nur hervorzuthun ſuchte, bewog die Malandrinen, ihn für ihr Oberhaupt anzunemen, und ihm nach Kaſtilien zu folgen. Man hat dem **Bertrand dů Güesclin** dieſe Unternemung als eine heilige That angerechnet, die er, wie man ſagte, zum Heil ſeiner Seele vollführte, und dieſe heilige Handlung beſtand darinn, daß er eine Horde Räuber, einem Rebellen, gegen einen grauſamen, aber rechtmäſſigen, König, zu Hülfe führte.

Es iſt bekannt, daß **dů Güesclin**, als er bei Avignon vorbeimarſchirte, und kein Geld hatte, ſeine Truppen auszuzalen, den Pabſt und ſeinen Hofſtaat brandſchazte. Dieſe Erpreſſung war notwendig, aber ich mag den Namen nicht ausſprechen, den man ihr beilegen würde, wenn ſie nicht an der Spizze eines Haufens vorgenommen wäre, der für eine Armee gelten konnte.

Der unechte **Heinrich**, deſſen Truppen ſich 1366. auf dem Marſch vermehrt hatten, und der von dem **Arragonier** unterſtüzt ward, fing damit an, ſich in Burgos zum König ausrufen zu

laſſen. **Don Pedro**, auf dieſe Weiſe von den Franzoſen angegriffen, ſuchte bei dem Ueberwinder derſelben, dem **ſchwarzen Prinzen**, Hülfe. Dieſer **Prinz** war unumſchränkter Beherrſcher von Guienne; denn ſein Vater hatte ihm dieſe Provinz zur Belohnung ſeiner Heldenthaten abgetreten. Er muſſte das Glük der Franzöſiſchen Waffen in Spanien mit eiferſüchtigen Augen anſehn, und nam alſo die gerechteſte Partei, wozu Intereſſe und Ehrliebe ihn hinzog.

Er rükte mit ſeinen Gaskognern und einigen Engländern in Spanien ein, und bald erfolgte, an den Ufern des Ebro, bei dem Dorfe Navarrette, zwiſchen **Don Pedro** und dem **ſchwarzen Prinzen**, auf der einen, und zwiſchen **Heinrich von Traſtamara**, und **dů Gůesclin**, auf der andern Seite, die blutige Schlacht bei Navarrette. Sie brachte dem **ſchwarzen Prinzen** mehr Ruhm, als die Schlachten bei Creſſi und Poitiers, weil ſie hartnäkkiger verfochten ward. Sein Sieg war vollſtändig. Er nam **Bertrand dů Gůesclin**, und den Marſchall von **Andrehen**, gefangen, die ſich niemanden, als ihm, ergeben wollten. **Heinrich von Traſtamara** muſſte nach Arragonien flüchten, und der **ſchwarze Prinz**

ſezte den **Don Pedro** wieder auf den Thron. Der **König** behandelte viele der Rebellen mit einer Grauſamkeit, die die Geſezze aller Staaten als bloſſe Gerechtigkeit rechtfertigen. **Don Pedro** bediente ſich des unſeligen Rechts, ſich zu rächen, in ſeinem ganzen Umfange. Der **ſchwarze Prinz**, der den Ruhm gehabt hatte, ihn wieder auf den Thron zu ſezen, hatte nun auch die Ehre, den Lauf ſeiner Grauſamkeiten zu hemmen. Nach **Alfred** iſt er von allen Helden derjenige, deſſen Andenken England am meiſten verehrt. 1368.

Als **Don Pedro's** Stüze wieder abgereiſt war, und **Bertrand dů Güesclin** ſich losgekauft hatte, wekte der unechte **Traſtamara** die Partei der Misvergnügten wieder auf, und **Bertrand dů Güesclin**, deſſen ſich der König **Karl der** V. insgeheim bediente, warb neue Truppen an.

Traſtamara hatte auf ſeiner Seite Arragonien, die Aufrührer von Kaſtilien, und Frankreich's Beiſtand; **Don Pedro** aber den beſten Theil der Kaſtilier, Portugall, und die Muſulmanen in Spanien. Dieſer neue Beiſtand machte ihn nur verhaſſter, und diente ihm ſchlecht. **Traſtamara** und **dů Güesclin**, die

nun nicht mehr das Genie und die Ueberlegen-
1368. heit des ſchwarzen **Prinzen** zu bekämpfen hat-
ten, überwanden endlich den **Don Pedro** bei
Toledo. Er zieht ſich zurük, wird, nach ſeiner
Niederlage, in einem Schloſſe belagert, und da
er ſich eben mit der Flucht retten will, von ei-
nem Franzöſiſchen Edelmann, le Begue de
Vilaines, gefangen genommen. Als er in
das Zelt dieſes Ritters gebracht wird, iſt der
erſte Gegenſtand, den er dort gewahr wird, der
Graf von Traſtamara. Man ſagt, daß
der **König**, auſſer ſich vor Wut, ſo unbewaf-
net, wie er war, auf **ſeinen Bruder** losge-
ſtürzt ſei; ſo viel iſt gewis, daß dieſer Bruder
ihn mit einem Dolch erſtach. So verlor **Don
Pedro**, in ſeinem vierunddreiſſigſten Jahre,
ſein Leben, und mit ihm ging der Kaſtiliſche
Stamm aus. Sein Feind, ſein Bruder, und ſein
Meuchelmörder, gelangte zur Krone, ohne ein
andres Recht vor ſich zu haben, als ſeinen
Meuchelmord. Von ihm ſtammen die Könige
von Kaſtilien her, die in Spanien regiert haben,
bis auf die **Johanna**, welche, durch ihre Ver-
mälung mit **Karl's des V. Vater**, **Philipp
dem Schönen**, dieſe Krone dem Hauſe Oeſter-
reich zubrachte.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Von Frankreich und England, zu des Königs Karl's des V. Zeiten. Wie dieſer geſchikte Fürſt den Engländern ihre Eroberungen abnimmt. Seine Regierung. Richard der II. König von England, ein Sohn des vom Thron geſtoſſnen ſchwarzen Prinzen.

Karl's des V. Geſchiklichkeit rettete Frankreich vom Untergange. Die Notwendigkeit, die Sieger, **Eduard den** III. und den **ſchwarzen Prinzen**, zu ſchwächen, muſſte bei ihm die Stelle der Gerechtigkeit vertreten. Er benuzte des Vaters Alter und die Krankheit des Sohns, der von einer Waſſerſucht befallen ward, woran er im Jahre 1371 ſtarb. Er wuſſte gleich Anfangs den Saamen der Zwietracht zwiſchen den unumſchränkten Fürſten von Guienne und ſeinen Vaſallen auszuſtreuen, den Traktaten auszuweichen, die rükſtändige Bezalung des Löſegelds für ſeinen Vater, unter ſcheinbaren Vorwänden, zu verweigern, ſich den **neuen König von Kaſtilien**, und ſogar den König **Karl den Schlimmen** von Navarra, der ſo viel Güter in Frankreich beſas, zum Freunde zu machen, den **neuen König Robert Stuart**

von Schottland gegen die Englånder aufzuhezen, die Finanzen in Ordnung zu bringen, die Vôlker zur Bezalung ohne Murren zu bewegen, und endlich, ohne aus ſeinem Kabinet zu kommen, eben ſo viel auszurichten, als der Kônig **Eduard**, der ůber das Meer gegangen war, und Schlachten gewonnen hatte.

Als er alle die Maſchinen, die ſeine Staatsklugheit anlegte, wohl befeſtigt ſah, machte er einen von den kůhnen Schritten, die in der Staatskunſt wohl fůr Verwegenheiten angeſehen werden kônnten, wenn genau genommne Maasregeln und glůklicher Ausgang ſie nicht rechtfer-
1369. tigten. Er ſchikt einen Ritter und einen Richter von Toulouſe ab, und lâſſt den **ſchwarzen Prinzen** vor dem Gerichte ſeiner Pairs vorladen, um von ſeinem Betragen Red' und Antwort zu geben. Dies hies als oberſter Richter mit dem Ueberwinder ſeines Vaters und Grosvaters umgehn, der Guienne, und die umliegenden Lånder, durch das Recht der Eroberung, und durch einen feierlichen Traktat, als unumſchrånkter Regent beſas. Man ladet ihn nicht allein, wie einen Unterthan vor, ſondern lâſſt
1370. auch einen Parlamentsſchlus abfaſſen, wodurch man Guienne, und alles, was dem Hauſe Eng-

land in Frankreich gehört, konfiscirt. Es war gebräuchlich, den Krieg durch einen Herold in Waffen ankündigen zu laſſen, und man ſchikt einen Lakaien zu Fus nach London, um dieſe Ceremonie zu verrichten. **Eduard** war alſo nicht mehr furchtbar.

Die Tapferkeit und Geſchiklichkeit **Bertrand's dû Gûesclin**, der Connetable von Frankreich geworden war, und hauptſächlich die gute Ordnung, die **Karl der** V. überall eingeführt hatte, benamen dieſem nicht ordnungsmäſſigen Verfahren das Unedle, und bekräftigten den Saz, daß bei allen Staatsangelegenheiten d a d e r R u h m i ſt, w o d e r N u z e n i ſt.

Der **ſchwarze Prinz** lag im Sterben, und konnte nicht mehr im Felde erſcheinen. **Sein Vater** konnte ihm nur ſchwache Hülfe ſchikken. Die Engländer, die ehmals in allen Schlachten geſiegt hatten, wurden nun überall geſchlagen. **Bertrand dû Gûesclin**, ohne ſolche groſſe Siege zu erfechten, wie die bei Creſſi und Poitiers geweſen waren, machte grade einen ſolchen Feldzug, wie derjenige war, der in neuern Zeiten dem V i c o m t e d e T û r e n n e den Ruf des gröſſten Feldherrn von Europa zuwege brachte. Er überfiel im Lande Maine und in Anjou die 1370.

Standquartiere der Engliſchen Truppen, ſchlug ſie alle nach einander, und nam ihren General Grandſon mit eigner Hand gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter Franzöſiſche Botmäſſigkeit. Die Städte wurden theils mit Gewalt, theils mit Liſt, eingenommen. Auch das Wetter kämpfte für **Karl'n den** V. Eine in England ausgerüſtete furchtbare Flotte ward immer durch widrige Winde zurükgeworfen. Waffenſtillſtände, die mit Geſchiklichkeit zu Stande gebracht wurden, gaben Vorbereitungen zu neuen Vortheilen ab.

1378. **Karl**, welcher zwanzig Jahre vorher, nicht einmal eine Leibwacht für ſeine Perſon unterhalten konnte, hatte auf einmal fünf Armeen und eine Flotte. Seine Schiffe ſpielten den Krieg bis nach England, wo ſie die Küſten verheerten, und wo die Engländer, nach **Eduard des** III. Tode nicht die geringſte Maasregeln namen, ſich zu rächen. Es blieb den Engländern nichts weiter übrig, als die Stadt Bourdeaux, Calais, und etliche Feſtungen.

1380. Damals verlor Frankreich den **Bertrand du Güesclin**. Man weis, wie ſehr der **König** ſein Andenken ehrte. Er war, wenn ich nicht irre, der erſte, dem man eine Leichenpre-

digt hielt, und der Erſte, den man in die zum Begräbnis der Könige von Frankreich beſtimmte Kirche begrub. Sein Körper ward mit eben den Ceremonien zu Grabe gebracht, wie die Leichen der Könige. Vier Prinzen vom Geblüte folgten. Seine Pferde wurden, nach dem Gebrauche damaliger Zeiten, in der Kirche dem Biſchofe vorgeführt, der die Meſſe las; dieſer legte die Hände auf ſie und ſegnete ſie ein. Dieſe Umſtände ſind unwichtig, aber ſie lehren den Geiſt der Ritterſchaft kennen. Die Achtung, welche die groſſen, durch ihre Kriegsthaten berühmten Ritter, ſich erwarben, erſtrekte ſich auf die Pferde, die unter ihnen gekämpft hatten.

Karl folgte dem **du Guesclin** bald nach. 1380.
Auch ihn läſſt man an einem langſamen Gifte ſterben, welches ihm länger als zehn Jahre vorher beigebracht worden ſein, und ihn in ſeinem vierundvierzigſten Jahre weggeraft haben ſoll; als wenn es Nahrungsmittel in der Natur gäbe, welche in einer beſtimmten Zeit von Jahren den Tod bringen können. Es iſt wohl wahr, daß ein Gift, der nicht auf der Stelle tödten konnte, eine Schwächung im Körper zurükläſſt, wie jede heftige Krankheit; aber das iſt nicht wahr, daß er ſolche langſame Wirkungen her-

vorbringe, die das gemeine Volk für unvermeidlich hält. Der wahre Gift, der **Karl'n** den V. umbrachte, war eine ungeſunde Leibesbeſchaffenheit.

Jederman weis, daß die Grosjährigkeit der Könige von Frankreich von ihm auf den Anfang des vierzehnten Jahrs feſtgeſezt worden, und daß dieſe weiſe Verordnung, die aber damals den Unruhen noch nicht vorbeugen konn-
1374. ten, in einem Lit de juſtice 1374 regiſtrirt ward. Er wollte den alten Misbrauch der Privatbefehdungen unter den Edelleuten abſchaffen, der ſchon für ein Staatsgeſez angeſehn ward. Dieſer Misbrauch fand unter ſeiner Regierung, als er ſchon Landesherr war, Vertheidiger. Er verbot ſogar das Tragen der Waffen; das war aber ein Geſez, deſſen Vollziehung damals unmöglich war.

Den Schaz, den er ſammelte, berechnet man auf ſiebzehn Millionen Livres damaligen Geldes. So viel iſt gewis, daß er geſammelt hatte, und daß die ganze Frucht ſeiner Sparſamkeit von ſeinem Bruder, dem Herzog von Anjou, in ſeiner unglüklichen, bereits obenerwähnten, Unternemung auf Neapel, genommen und zerſtreut ward.

Nach des Siegers von Frankreich **Eduard des** III. Tode, und nach dem Tode des Wiederherſtellers **Karl's des** V. ſahe man wohl, daß die Ueberlegenheit einer Nation nur von denenjenigen abhängt, die ſie anführen.

Der Sohn des ſchwarzen **Prinzen** Richard der II. folgte in ſeinem elften Jahr ſeinem Grosvater **Eduard dem** III. und einige Zeit nachher ward **Karl der** VI. in ſeinem zwölften Jahre König von Frankreich. Dieſe beiden Minderjährigkeiten waren nicht glüklich; aber England war anfänglich am meiſten zu bedauern.

Wir haben geſehn, welcher wütende Schwindelgeiſt in Frankreich die Landleute, zu des Königs **Johann's** Zeiten ergriff, und wie ſie ihre Erniedrigung und ihr Elend an allen ihnen aufſtoſſenden Edelleuten rächten; die wirklich ihre Unterdrükker waren. Dieſelbe Wut ergriff auch die 1381.
Engländer. Man ſah den Krieg erneuern, den Rom ehmals mit ſeinen Sklaven führte. Ein Ziegeldekker und ein Prieſter thaten England ſo vielen Schaden, als die Streitigkeiten der Könige mit den Parliamentern nur immer thun können. Sie ziehn das Volk aus drei Provinzen zuſammen, und überreden es ohne Mühe, daß

die Reichen lange genug das Land beſeſſen haben, und daß es Zeit iſt, daß die Armen ſich rächen. Sie führen das Volk grade nach London, plündern einen Theil der Stadt, und laſſen dem Erzbiſchof von Canterbury, und dem Grosſchazmeiſter des Königreichs, den Kopf abſchlagen. Dieſe Wut legte ſich zwar durch den Tod der Anführer, und durch die Zerſtreuung der Empörer; aber ſolche, in Europa ziemlich gewöhnliche Stürme, beweiſen, unter welcher unglüklichen Regierungsform man damals lebte. Man war weit von dem wahren Endzwek der Staatskunſt entfernt, der darinn beſteht, alle Stände des Staats zum allgemeinen Beſten in eine thätige Verbindung zu ſezen.

Man kann wohl ſagen, daß die Engländer damals eben ſo wenig wuſſten, wie weit ſich die Vorrechte der Könige, als die Freiheiten der Parliamenter, erſtrekken. **Richard der** II. wollte, in einem Alter von achtzehn Jahren, deſpotiſch, und die Engländer gar zu frei, ſein. Daraus entſtand bald ein bürgerlicher Krieg. In andern Saaten ſind die Bürgerkriege faſt allemal für die Zuſammenverſchwornen verderblich; in England ſind ſie es für die Könige. **Richard**, nachdem er zehn Jahre lang ſein Anſehn gegen

ſeine

ſeine Unterthanen verfochten hatte, ward endlich von ſeiner eignen Partie verlaſſen. Sein Vetter, der Herzog von Lancaſter, Eduard's des III. Enkel, der lange aus dem Königreich verbannt geweſen war, kam, mit nicht mehr als drei Schiffen, in daſſelbe zurük. Er bedurfte keines gröſſern Beiſtandes; denn die Nation erklärte ſich für ihn. Richard der II. verlangte blos, daß man ihm das Leben laſſen, und ein Jahrgeld zum Unterhalt geben möchte.

Ein Parliament macht ihm den Proces, wie es ihn Eduard dem II. gemacht hatte. Man hat die gegen ihn gerichtlich angebrachten Klagen aufbehalten. Eine von den Beſchwerden iſt dieſe, daß er Geld aufgeborgt, und nicht wieder bezalt, Spionen gehalten, und geſagt hatte, er wäre Herr über das Vermögen ſeiner Unterthanen. Man verurtheilte ihn als einen Feind der natürlichen Freiheit, und als einen Verräter. Richard ward in den Tower geſperrt, und überantwortete dem Herzoge von Lancaſter die Zeichen der Königlichen Würde, nebſt einer eigenhändig unterzeichneten Schrift, worinn er ſich der Regierung für unwürdig erklärte. Er war es wirklich, weil er niederträchtig genug war, es ſelbſt zu ſagen. 1399.

So ſah alſo ein und eben daſſelbe Jahrhundert zwei Könige von England, **Eduard den** II. und **Richard den** II, den Kaiſer **Wenzel**, und den Pabſt **Johann den** XXIII. feierlich abſezen, die alle viere mit allen gerichtlichen Förmlichkeiten gerichtet und verurtheilt waren.

Nachdem das Engliſche Parlament ſeinen König eingeſperrt hatte, lies es bekannt machen, daß wenn jemand unternäme, ihn zu befreien, **Richard der** II. augenbliklich des Todes ſchuldig ſein ſollte. Bei der erſten Bewegung, die zu ſeinem Beſten gemacht ward, gingen acht Böſewichter hin, und ermordeten den **König** in
1400. ſeinem Gefängnis. Er vertheidigte ſein Leben beſſer als ſeinen Thron; denn er ris einem der Mörder die Streitaxt aus der Hand, und erſchlug viere, eh er unterlag. Der **Herzog von Lancaſter** regierte indeſſen unter dem Namen **Heinrich der** IV. England war damals weder ruhig, noch im Stande, das Geringſte gegen Frankreich zu unternemen; aber ſein Sohn **Heinrich der** V. trug zu der gröſſten Staatsveränderung bei, die ſich ſeit **Karl'n dem Groſſen** begeben hatte.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Von dem Könige Karl'n dem VI von Frankreich. Von ſeiner Krankheit. Von den neuen Angrif auf Frankreich durch den König Heinrich den V. von England.

Ein Theil der Sorgfalt, welche der König **Karl der V** angewendet hatte, Frankreich wieder aufzuhelfen, war grade das, was den Untergang deſſelben beſchleunigte. Seine geſammelten Schäze wurden zerſtreut, und die aufgelegten Abgaben empörten die Nation. Man hat angemerkt, daß dieſer König für ſeine ganze Haushaltung jährlich funfzehnhundert Mark Goldes ausgab. Seine Brüder, als Regenten des Reichs, verthaten ſiebentauſend für den dreizehnjährigen **Karl den VI**, der, dieſer Verſchwendung ungeachtet, an den notwendigſten Bedürfniſſen Mangel litt. Solche kleinfügige Umſtände ſind nicht zu verachten; ſie ſind die verſtekte Quellen des Untergangs der Staaten, wie der Familien.

Ludwig von Anjou, eben der, welcher von der Königinn **Johanne der I.** von Neapel an Kindesſtatt angenommen ward, und einer

von **Karl's des** VI. Oheimen, begnügte ſich nicht damit, die Schäze ſeines Mündels geplündert zu haben, ſondern belegte auch das Volk mit groſſen Laſten. Paris, Rouen, und die mehreſten Städte, empören ſich; eben dieſelbe Wut, welche in der Folge, zu den Zeiten der F r o n d e, in **Ludwig's** des XIV. Minderjährigkeit Paris verheerte, äuſſerte ſich unter **Karl'n dem** VI. Die öffentlichen und heimlichen Beſtrafungen waren eben ſo grauſam, als die Empörung ſtürmiſch geweſen war. Die groſſe Trennung der Päpſte, wovon ich ſchon geſprochen habe, vermehrte noch die Unordnung. Die in Frankreich anerkannten Päpſte von Avignon plünderten das Land vollends durch alle Kunſtgriffe, welche der Geiz, unter dem Dekmantel der Religion, nur irgend erſinnen kann. Man hofte, daß der **König**, wenn er zur Volljährigkeit gelangt wäre, ſo viel Unglük, durch eine glükliche Regierung, wieder gut machen würde.

1384. Er hatte ſeinen Vaſallen, den Grafen von Flandern, an den rebelliſchen Flämingern, die immer von den Engländern unterſtüzt wurden, in eigner Perſon gerächt. Er machte ſich die Unruhen zu Nuze, in welche ſich dieſe Inſel

unter **Richard** dem II. geſtürzt ſah. Man rüſtete ſogar mehr als zwölfhundert Schiffe aus, um eine Landung zu machen. Dieſe Anzal mus uns nicht unglaublich vorkommen; **Ludwig der Heilige** hatte mehr. Es waren nur Transportſchiffe, aber die Leichtigkeit, womit man dieſe Flotte aufrichtete, beweiſt, daß damals mehr Bauholz vorhanden war, als heut zu Tage, und daß auch Kunſtfleis herrſchte. Die Eiferſucht, welche des **König's Oheime** entzweite, war Schuld daran, daß von der Flotte kein Gebrauch gemacht ward. Sie diente blos zum Beweis, was für Hülfsquellen Frankreich, unter einer guten Regierung gehabt haben würde, weil man ſo groſſe Dinge unternemen konnte, obgleich der **Herzog von Anjou** den Schaz zu ſeiner unglüklichen Kreuzfahrt nach Neapel verwendet hatte.

Man fing endlich wieder an, zu Athem zu kommen, als der **König** auf ſeinem Feldzuge nach Bretagne gegen den **Herzog**, über den er ſich zu beſchweren hatte, von einer abſcheulichen Hirnwut befallen ward. Dieſe Krankheit fing mit langdauerndem Schlummer an, worauf Mangel der Beſinnung, und zulezt Anfälle von Raſerei folgten. Er tödtete, bei dem erſten An-

fall, vier Menſchen, und ſchlug alles, was um ihn war, bis ſeine Kräfte von dieſen krampfhaften Bewegungen erſchöpft waren, und er in eine tiefe Schlafſucht verfiel.

Ich wundre mich gar nicht darüber, daß ganz Frankreich ihn für vergiftet und bezaubert hielt. Wir ſind, in unſerm ſo aufgeklärten Jahrhunderte, von eben ſo ungerechten Volksvorurtheilen Zeugen geweſen. Sein Bruder, der Herzog von Orleans, hatte ſich mit Valentine von Mailand vermält. Valentine ward, dieſes Zufalls wegen, beſchuldigt. Dies beweiſt nur, daß die damals ſehr rohen Franzoſen glaubten, daß die Italiener von dergleichen Dingen mehr wüſſten, als ſie.

Der Argwohn verdoppelte ſich, einige Zeit nachher, bei einer Begebenheit, die der damaligen ungeſchlifnen Zeiten würdig iſt. Bei Hofe
1393. ward eine Maskerade gehalten, wobei der König als Satyr verkleidet, vier andre gefeſſelte Satyren hinter ſich herſchleppte. Sie waren in Leinwand gekleidet, die man mit Harz und Pech beſtrichen, und woran man Werg befeſtigt hatte. Der Herzog von Orleans hatte das Unglük einer mit einer Fakkel dieſer Kleidungen zu nahe zu kommen, welche den Augenblik in vol-

lem Feuer ſtanden. Die vier Kavaliere mußten verbrennen, und dem **Könige** ward nur mit vieler Mühe, durch die Geiſtesgegenwart der Herzoginn von Berri, die ihn in ihren Mantel hüllte, das Leben gerettet. Dieſer Zu- 1393.
fall machte ſein Uebel bald wieder rege.

Durch Aderläſſe, Bäder, und regelmäſſiges Verhalten, hätt' er vielleicht wieder hergeſtellt werden können; aber man verſchrieb lieber einen Zaubrer aus Montpellier. Der Zaubrer kam. Der **König** hatte ruhige Zwiſchenzeiten, welche man der Macht der Zauberei zuzuſchreiben nicht ermangelte. Die häufigen Rükfälle verſtärkten aber bald die Krankheit, nnd machten ſie unheilbar. Zum gröſſten Unglük bekam der **König** zuweilen ſeine Vernunft wieder. Hätte ſein Zuſtand ununterbrochen fortgedauert, ſo hätte man, wegen Regierung des Königreichs, Vorkehrungen treffen können. Die wenige Vernunft, die dem **Könige** übrig blieb, that mehr Schaden, als die Anfälle ſeiner Raſerei. Die Landſtände wurden nicht zuſammen berufen. Nichts ward abgemacht. Der **König** blieb König, und vertraute ſeine verachtete Gewalt, und die Vormundſchaft über ſich, bald ſeinem Bruder an, und bald ſeinen Oheimen, dem Herzoge

von Bourgogne und dem Herzoge von Berri.
Für den Staat war es noch trauriger, daß dieſe
Prinzen ſelbſt mächtige Beſizungen hatten. Pa-
ris ward notwendigerweiſe der Schauplaz eines
Bürgerkrieges, der bald insgeheim geführt, bald
wieder öffentlich erklärt ward. Alles war in
Faktionen getheilt; alles, ſogar die Univerſität
ſelbſt, mengte ſich in die Regierungsgeſchäfte.

Es iſt bekannt, daß der Herzog Johann
1487. von Bourgogne, ſeinen Vetter, den Her-
zog von Orleans, auf der Straſſe meuch-
lings umbringen lies. Der **König** hatte
weder Veruunft noch Macht genug, den
Schuldigen zur Verantwortung zu ziehn. In-
deſſen lies ſich der **Herzog von Bourgogne**
doch gefallen, einen Verzeihungsbrief anzune-
men, und kam alsdann an den Hof, wo er ſich
mit ſeinem Verbrechen brüſtete. Er verſam-
melte alle Prinzen und Vorneme des Hofes,
1408. in deren Gegenwart der Doktor Johann Pe-
tit nicht allein den Tod des **Herzogs von Or-
leans** rechtfertigte, ſondern auch die Recht-
mäſſigkeit des Todtſchlags lehrte, wobei
er ſich auf das Beiſpiel aller der Mordthaten be-
rief, deren in der heiligen Schrift Erwähnung ge-
ſchieht. Er unterſtand ſich, aus demjenigen eine

Glaubenslehre zu machen, was in dieſen Büchern nur erzälend vorgetragen wird, anſtatt den Leuten zu zeigen, wie man von Anfang an hätte thun ſollen, daß ein in der heiligen Schrift erzälter Mord eben ſo verabſcheuungswürdig iſt, als wenn er in der Geſchichte der Wilden, oder in der Geſchichte der Zeit, wovon ich hier rede, angeführt wird. Dieſe Lehre ward, wie wir geſehn haben, auf der Kirchenverſammlung zu Koſtniz verdammt, iſt aber demungeachtet in der Folge wieder erneuert worden.

Um dieſe Zeit lies der Marſchall von Boucicaut Genua verloren gehn, welches ſich unter Franzöſiſchen Schuz begeben hatte. Die Franzoſen wurden daſelbſt, wie in Sicilien, ermordet. Der Kern des Adels, der ſich in Ungarn, gegen den Türkiſchen Kaiſer Bajazet hervorthun wollte, war in der unglüklichen Schlacht, welche die Chriſten verloren, um's 1410. Leben gekommen. Aber dieſe auswärtigen Unglüksfälle, waren mit dem einheimiſchen Elende des Staats nicht zu vergleichen.

Des **Königs** Gemalinn, Iſabelle von Baiern hatte einen Anhang in Paris; der **Herzog von Bourgogne** ebenfalls; und der

Anhang der Kinder des **Herzogs von Orleans** war mächtig. Der **König** allein hatte keine Anhänger. Wie anſehnlich Paris damals war, und wie ſehr es für den Hauptgegenſtand der Regierung angeſehen ward, erhellet daraus, daß der **Herzog von Bourgogne**, der, auſſer dem Lande, wovon er den Namen führte, auch Flandern und Artois beſas, ſeinen ganzen Ehrgeiz darinn ſezte, Herr von Paris zu ſein. Seine Faktion hies die Bourguignons; die Partei von Orleans aber die Armagnaks von dem Grafen von Armagnak, Schwiegervater des **Herzogs von Orleans**, eines Sohns desjenigen, der in Paris war ermordet worden. Die herrſchende Partei lies wechſelsweiſe diejenigen, welche es mit der entgegengeſezten hielten, hängen, todtſchlagen und verbrennen. Niemand war ſeines Lebens eine Stunde ſicher. Man ſchlug ſich auf den Straſſen, in den Kirchen, in den Häuſern, und auf dem Felde.

Dies war für England eine ſehr günſtige Gelegenheit, ſein Erbtheil in Frankreich, und was ihm durch Traktaten abgetreten war, wieder zu bekommen. **Heinrich der V**, ein kluger und tapfrer Fürſt, unterhandelt und greift zu gleicher Zeit zu den Waffen. Er landet in

der Normandie mit einer Armee von beinahe funfzigtauſend Mann. Er nimmt Harfleur weg, und rükt in dem durch Faktionen verheerten Lande weiter vor; aber eine anſtekkende Ruhr raft drei Viertheile ſeiner Armee weg. Dieſer groſſe Einfall vereinigt indeſſen alle Parteien gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Der **Herzog von Bourgogne** ſelbſt, ob er gleich ſchon mit dem **Könige von England** in geheimen Unterhandlungen ſtand, ſchikt ſeinem Vaterlande fünfhundert bewafnete Soldaten, und einige Armbruſtſchüzen zu Hülfe. Der ganze Adel ſizt auf, und die Gemeinen marſchiren unter ſeinen Fahnen. Der Connetable **d'Albret** befand ſich bald an der Spize von mehr als ſechszigtauſend Mann. **Heinrich dem** V. widerfuhr, was **Eduard dem** III. widerfahren war; die hauptſächlichſte Aehnlichkeit beſtand in der Schlacht bei Azincourt, welche eben ſo war, wie 1415.
die bei Creſſi. Die Engländer gewannen ſie gleich beim Anfange. Ihre groſſe Bogen von Mannshöhe, deren ſie ſich mit Kraft und Geſchiklichkeit bedienten, gaben ihnen gleich den Sieg. Sie hatten weder Kanonen noch Flinten; und dies iſt ein neuer Grund, zu glauben, daß ſie in der Schlacht bei Creſſi dergleichen auch

nicht gehabt haben. Vielleicht ſind dieſe Bogen furchtbarere Waffen. Ich habe dergleichen geſehn, welche weiter ſchoſſen, als die Flinten. Man kann ſie ſchneller und länger gebrauchen, indeſſen ſind ſie gänzlich auſſer Gewohnheit gekommen.

Man kann auch noch anmerken, daß die Franzöſiſche Reiterei bei Azincourt, Creſſi und Poitiers, abgeſeſſen war, und zu Fus focht. Zu Pferde war ſie ſonſt unüberwindlich geweſen. Eine Begebenheit dieſes Tages iſt, ſelbſt im Kriege, abſcheulich. Man fochte noch, als einige Miliz aus der Pikardie von hinten in's Engliſche Lager einfiel, und plünderte. **Heinrich** befal, alle Gefangne, die man von den Franzoſen gemacht hatte, umzubringen. Sie wurden alſo niedergehauen, und man machte, nach dieſem Blutbade, noch vierzehntauſend Gefangne, denen man das Leben lies. Sieben Prinzen von Frankreich, nebſt dem Connetable, kamen an dieſem Tage um. Fünf Prinzen wurden gefangen, und mehr als zehntauſend Franzoſen blieben auf dem Plaze.

Nach einem ſo vollſtändigen Siege war, dem Anſcheine nach, nichts weiter übrig, als nach Paris zu marſchiren, und ein erſchöpftes König-

reich, das nur noch ein groſſer Haufe von Trümmern war, vollends zu unterjochen. Aber dieſe Trümmern ſelbſt waren einigermaaſſen befeſtigt, und es iſt ausgemacht, daß dieſe Schlacht bei Azincourt, welche Frankreich in Trauer ſezte, und die Engländer nicht drei verneme Todte koſtete, dem Sieger blos Ruhm einbrachte. **Heinrich der V** ſah ſich genötigt, nach England zurükzugehn, um Geld und neue Mannſchaft anzuſchaffen.

Der Schwindelgeiſt, welcher die Franzoſen 1415. wenigſtens eben ſo ſehr beſas, als ihren **König**, that das, was die Niederlage bei Azincourt nicht hatte thun können. Zwei Dauphins waren geſtorben. Der dritte, als der nachmalige König **Karl der** VII, der damals ſechszehn Jahr alt war, bemüht ſich ſchon, die Trümmer dieſes groſſen Schifbruchs zu ſammeln. Die **Königinn**, ſeine **Mutter**, hatte ihrem Gemal einen ofnen Brief abgepreſſt, wodurch ihr die Verwaltung der Regierung überlaſſen ward. Ihre Leidenſchaften waren, ſich zu bereichern, zu herrſchen, und Buhler zu haben. Was ſie dem Staat und ihrem Gemal geraubt hatte, war an verſchiednen Orten, und vornemlich in den Kirchen, verwahrlich niedergelegt. Der

Dauphin, und die Armagnaks, welche dieſe Schäze ausgeſpäht hatten, bedienten ſich derſelben in der dringenden Verlegenheit, worin man ſich befand. Dieſer Beleidigung von Seiten **ihres Sohnes** fügte der **König** noch eine andre hinzu. Als er des Abends zu ihr kam, fand er den Herrn von Boisbourdon, der aus ihren Zimmern kam. Er lies ihn gleich feſtnemen. Er ward auf die Folter gebracht, in einen Sak eingenäht, und in die Seine geworfen. Die **Königinn** wird gleich gefangen nach Blois, und von da nach Tours gebracht, ohne **ihren Gemal** ſehn zu dürfen. Dieſe Begebenheit war es, und nicht die Schlacht bei Azincourt, welche drei **Königen von England** die Franzöſiſche Krone aufſezte. Die **Königinn** ſpricht den Herzog **von Bourgogne** um Beiſtand an. Dieſer Prinz ergreift die Gelegenheit, ſein Anſehn auf neue Unglüksfälle zu gründen.

1418. Er entführt die **Königinn** aus Tours, verheert alles auf ſeinem Durchzuge, und ſchlieſſt endlich ein Bündnis mit dem **König von England**. Ohne dieſes Bündnis wäre keine Staatsveränderung vor ſich gegangen. **Heinrich der V.** bringt endlich fünfundzwanzigtau-

ſend Mann zuſammen, und landet zum zweiten=mal in der Normandie. Er rükt gegen Paris vor, unterdeſſen daß der Herzog **Johann von Bourgogne** vor den Thoren dieſer Stadt ſteht, in welcher ein wahnwiziger König allem Unge=mach des Aufruhrs ausgeſezt iſt. Die Faktion des **Herzogs von Bourgogne** ermordet da=ſelbſt, in Einem Tage, den **Connetable d'Ar=magnak**, die Erzbiſchöfe von Rheims und Tours, fünf Biſchöfe, den Abt von Saint=Denys, und vierzig obrigkeitliche Perſonen. Die **Königinn**, und der **Herzog von Bour=gogne**, halten, mitten in dieſem Blutbade, einen triumphirenden Einzug in Paris. Der 1418. **Dauphin** flüchtet über die Loire, und **Heinrich der** V. iſt ſchon Meiſter der ganzen Normandie. Die Partei des **Königs**, der **Königinn**, des **Herzogs von Bourgogne**, des **Dauphin's**, alle unterhandeln zu gleicher Zeit mit England, und der Betrug herrſcht gleich ſtark auf allen Seiten.

Der junge Dauphin, der damals von 1419. Tangui du Chatel regiert ward, veranſtal=tet endlich die unglükliche Zuſammenkunft mit dem **Herzog von Bourgogne** auf der Brükke bei Montereau. Jeder derſelben kommt dahin

mit zehn Rittern. Tangui du Chatel begeht, unter des Dauphin's Augen, einen Meuchelmord an dem Herzog von Bourgogne. So wird die Ermordung des Herzogs von Orleans endlich durch einen andern Mord gerächt, der um ſo gehäſſiger war, weil hier Meuchelmord mit der Verlezung öffentlicher Treue verbunden ward.

Man ſollte beinahe ſagen, daß dieſer Mord nicht vorher beſchloſſen geweſen ſei, weil man ſo ſchlechte Maasregeln genommen hatte, auf die Folgen deſſelben gefaſſt zu ſein. Philipp der Gute, der nun als Herzog von Bourgogne ſeinem Vater folgte, ward notwendigerweiſe, aus Pflicht und Politik, des Dauphin's Feind. Seine Mutter, die beleidigte Königinn, ward eine unverſöhnliche Stiefmutter gegen ihn, und der König von England, der aus allen dieſen Abſcheulichkeiten Nuzen zog, ſagte, daß Gott ihn bei der Hand hergeführt habe, die Franzoſen
1420. zu ſtrafen. Iſabelle von Baiern, und der neue Herzog Philipp ſchloſſen nun zu Troyes einen Frieden, der weit verderblicher war, als alle bisherigen Kriege, und in welchem Karl's des VI. Tochter, Katharina, dem Könige von

England

England zur Gemalin gegeben, und Frankreich zum Heuratsgut verſchrieben ward.

Es ward gleich damals feſtgeſezt, daß **Heinrich der V.** für den König anerkannt werden, ſo lange aber der unglükliche, nun gänzlich wahnſinnig gewordne **König** noch lebte, nur den Titel eines Regenten annemen ſollte. Endlich war in dem Traktat noch abgeredet, daß man den ſogenannten Dauphin von Frankreich ohne Unterlas verfolgen wollte. Iſabelle **von Baiern** führte **ihren unglüklichen Gemal** und **ihre Tochter** nach Troyes, wo das Beilager vollzogen ward. **Heinrich**, der nun König von Frankreich geworden war, zog ruhig in Paris ein, und regierte daſelbſt ohne Widerſpruch, unterdeſſen daß **Karl der VI.** mit ſeinen Bedienten in dem Pallaſt von Saint Paul eingeſperrt war, und die Königinn Iſabelle **von Baiern** ſchon anfing, es zu bereuen.

Der Herzog **Philipp von Bourgogne** 1420. lies öffentlich in einer Verſammlung aller noch übriggebliebnen Groſſen des Reichs im Pallaſt von Saint-Paul bei beiden Königen um die Beſtrafung der Ermordung ſeines Vaters anhalten. Der Generalprokurator von Bourgogne, Nicolaus Raulin,

und ein Doktor der Univerſität, Namens Johann Larcher, ſind des Dauphin's Anklåger. Der erſte Pråſident des Parlaments von Paris, und einige Deputirte deſſelben, wohnen der Verſammlung bei. Der Generaladvokat Marigni nimmt die Beſchlüſſe gegen den Erben und Vertheidiger der Krone, als wenn er gegen einen gemeinen Meuchelmörder ſpräche. Das Parlament låſſt den Dauphin vor die ſogenannte marmorne Tafel vorladen. Dies war ein groſſer Tiſch, auf welchem man, zu Ludwig's des Heiligen Zeiten, die Naturalabgaben der Vaſallen des Thurms vom Louvre in Empfang nam, und der hernach, als ein Zeichen der Gerichtsbarkeit, ſtehen blieb. Der Dauphin ward daſelbſt in Contumaz verurtheilt.

Es kamen hierbei einige kritiſche und ſchwer aufzulöſende Fragen vor: Wer des Dauphin's Richter ſein ſollte? Ob man das Saliſche Geſez über den Haufen werfen könnte? Ob man, da der Mord des Herzogs von Orleans nicht ſei geahndet worden, den Mörder ſeines Mörders beſtrafen ſollte? Man hat lange nachher in Spanien geſehn, daß Philipp der II. ſeinen Sohn umbringen lies. Coſmus der I, Herzog von Flo-

renz, tödtete eins ſeiner Kinder, welches das andre umgebracht hatte. Dieſe Thatſache iſt ſehr wahr, und man hat ſehr unrecht gethan, dem Varillas dieſe Begebenheit abſtreiten zu wollen. Der Präſident de Thou giebt deutlich genug zu verſtehn, daß er davon an Ort und Stelle genaue Erkundigung eingezogen habe. Der Zaar **Peter** hat in unſern Tagen ſeinen Sohn zum Tode verurtheilen laſſen. Gräsliche Beiſpiele, wobei aber noch immer nicht die Rede davon war, die Erbſchaft des Sohnes einem Fremden zu geben!

Nun war alſo das Saliſche Geſez abgeſchaft, der Erbe des Throns enterbt und verjagt, der Schwiegerſohn in ruhigem Beſiz des Throns und der Erbſchaft ſeines Schwagers, wie man in der Folge in England geſehn hat, daß der Prinz Wilhelm von Oranien, ein Fremder, den Vater ſeiner Gemalin aus ſeinem Beſiz warf. Hätte dieſe Staatsveränderung Dauer gehabt, wie ſo viel andre, hätten **Heinrich's** des V. Nachfolger das von ihrem Vater aufgeführte Gebäude aufrecht erhalten, wären ſie noch jezt Könige von Frankreich, würde wohl ein einziger Geſchichtſchreiber an der Gerechtigkeit ihrer Sache zweifeln? Mezerai würde

alsdann nicht geſagt haben, daß **Heinrich der V.** an den Hämorrhoiden ſtarb, weil er ſich auf den Thron der Könige von Frankreich geſezt hatte. Würden die Päbſte ihnen nicht Bullen über Bullen zugefertigt haben? Würden ſie nicht die Geſalbten des Herrn geweſen ſein? Wäre das Saliſche Geſez nicht wie eine Schimäre betrachtet worden? Wie viel Benediktiner würden nicht den Königen von **Heinrich's des V.** Geſchlechte alte Urkunden eingereicht haben, die das Saliſche Geſez beſtreiten? Wie viel wizige Köpfe würden daſſelbe lächerlich gemacht haben? Wie viel Prieſter würden **Heinrich den V**, den Rächer des Meuchelmords und Frankreichs Befreier, in den Himmel erhoben haben!

Der nach Anjou geflüchtete **Dauphin** ſchien weiter nichts zu ſein, als ein Verbannter. **Heinrich der V**, König von Frankreich und England, ſegelte nach London, um neue Subſidien und neue Truppen zu holen. Dem in ſeine Freiheit verliebten Engliſchen Volke war es gar nicht gelegen, daß ſein König Herr von Frankreich ſein ſollte. England war in Gefahr, eine Provinz eines auswärtigen Königreichs zu werden, und wenn es ſich erſchöpft hätte, ſeinen

König in Paris feſtzuſezen, wäre es, ſelbſt durch die in den Händen ſeines Königs befindliche Macht des von ihm überwundnen Landes, in Dienſtbarkeit geraten.

Inzwiſchen ging **Heinrich der** V. bald wieder, mächtiger als jemals, nach Paris zurük. Er hatte Schäze und Armeen, und war noch jung. Alles lies glauben, daß Frankreich's Thron auf immer dem Hauſe Lancaſter zugefallen wäre. So viel Glük und ſo viel Hofnungen wurden vom Schikſal über den Haufen geworfen. **Heinrich der** V. bekam einen Fiſtelſchaden. In aufgeklärtern Zeiten wär' er wohl geheilet worden, aber die Unwiſſenheit ſeines Zeitalters brachte ihm den Tod. Er ſtarb auf dem Schloſſe Vincennes im vierunddreiſſigſten 1422.
Jahre ſeines Alters. Sein Leichnam ward zu Saint-Denys ausgeſezt, wie die Leiche eines Königs von Frankreich, und hernach zu den Königen von England nach Weſtminſter gebracht.

Karl der VI, dem man noch aus Mitleiden den leeren Königstitel gelaſſen hatte, endigte bald nachher ſein elendes Leben, nachdem er dreiſſig Jahre, unter beſtändigen Rükfällen von Wahnſinn, zugebracht hatte. Er ſtarb 1422.
als der unglüklichſte unter allen Königen,

und als König des unglüklichſten Volks von Europa.

Heinrich des V. Bruder, der Herzog von Bedford, war der einzige, der ſeinem Leichenbegängniſſe beiwohnte. Man ſah keinen vornemen Herrn dabei. Viele waren in der Schlacht bei Azincourt geblieben, die andern gefangen nach England geführt werden; und der Herzog von Bourgogne wollte dem Herzog von Bedford nicht den Vortritt laſſen. Er muſſte ihm indeſſen wohl alles laſſen. **Bedford** ward zum Regenten von Frankreich ernannt, und **Heinrich's** des V. Sohn, **Heinrich** der VI, ein Kind von neun Monaten, zu Paris und London zum König ausgerufen. Die Stadt Paris ſchikte ſogar Deputirte bis nach London, um dieſem Kinde den Eid der Treue zu leiſten.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Von Frankreich zu Karl's des VII Zeiten. Von dem Mädchen von Orleans, und von Jaques Coeur.

Dieſer von England nach Frankreich übergetretene Strom glich demjenigen, welcher, zu Lud-

wig's des VIII Zeiten, England überſchwemmt hatte; aber dieſe Ueberſchwemmung war von längrer Dauer und wilder in ihrem Lauf. **Karl** der VII. muſſte ſein Königreich Fus vor Fus wieder gewinnen. Er hatte mit dem Regenten **Bedford** zu kämpfen, der eben ſo unumſchränkt war, als **Heinrich der V**, und mit dem Herzog von Bourgogne, der dadurch, daß er Hennegau, Braband und Holland, mit ſeinen Domänen vereinigt hatte, einer der mächtigſten Fürſten in Europa geworden war. **Karl's** des VII Freunde waren ihm eben ſo gefärlich als ſeine Feinde. Die mehreſten misbrauchten ſein Unglük, ſo daß ſein Connetable, Graf von Richemont, des Herzogs von Bretagne Bruder, zwei ſeiner Lieblinge erdroſſeln lies.

Aus der Notwendigkeit, worinn ſich **Karl** befand, in den ihm unterworfnen Ländern, den Wert einer Mark Silbers, ſtatt eines halben Pfundes von ſechs Unzen, wie ſie zu **Karl's des Groſſen** Zeiten geſtanden hatte, bis auf neunzig zu erhöhen, kann man auf den elenden Zuſtand ſchlieſſen, zu welchem er heruntergebracht war.

Man muſſte bald zu einem noch ſeltſamern Mittel, zu einem Wunderwerk, ſeine Zuflucht

nemen. Ein Edelmann an der Lothringiſchen Grenze, Namens Baudricourt, glaubte, an einer jungen Magd in einem Wirtshauſe zu Vaucouleurs eine Perſon zu finden, welche fähig wäre, die Rolle einer Kriegerinn und Inſpirirten zu ſpielen. Dieſe Johanne d'Arc, welche der Pöbel für eine Schäferinn hält, war wirklich eine junge Magd aus einem Wirtshauſe, von ſtarker Leibesbeſchaffenheit, wie Monſtrelet ſagt, die auf wilden Pferden ritt, und mit Waffen und andern Dingen, womit ſich junge Mädchen ſonſt nicht abzugeben pflegen, behende umzugehn wuſſte.

Man gab ſie für eine Schäferinn von achtzehn Jahren aus. Indeſſen iſt durch ihr eignes Geſtändnis beſtätigt, daß ſie damals ſiebenundzwanzig Jahr alt war. Sie hatte Tapferkeit und Verſtand genug, ſich dieſer Rolle zu unterziehen, welche zu einer Heldenrolle ward. Man ſtellte ſie zu Bourges dem Könige vor. Sie ward von Weibern unterſucht, welche nicht ermangelten, ſie für eine Jungfer zu erklären, und auch von einem Theil der Doktoren der Univerſität und einigen Parlamentsräten, welche kein Bedenken trugen, ſie für eine Inſpi-

rirte anzuerkennen, ſie mag nun dieſelben betro-
gen haben, oder ſie ſelber mögen Geſchiklichkeit
genug beſeſſen haben, ſich dieſem Kunſtgrif zu
fügen. Das Volk glaubte es, und das war
genug.

Die Engländer belagerten damals die Stadt 1429.
Orleans, Karl's einzige Hülfsquelle, und wa-
ren im Begrif, ſich derſelben zu bemeiſtern.
Dieſes kriegeriſche Mädchen, in Mannskleidern,
unter der Anführung geſchikter Hauptleute,
übernimmt es, Entſaz in die Stadt zu werfen.
Sie redet die Soldaten im Namen Gottes an,
und flößt ihnen jene enthuſiaſtiſche Tapferkeit
ein, welche ein jeder beſizt, ſobald er glaubt,
daß die Gottheit ſelbſt für ihn ſtreitet. Sie
marſchirt an ihrer Spize, entſezt Orleans,
ſchlägt die Engländer, weiſſagt Karl'n, daß ſie
ihn zu Rheims wird ſalben laſſen, und hält ihr
Verſprechen mit dem Degen in der Fauſt. Sie
wohnt der Salbung bei, und trägt die Fahne,
mit welcher ſie gekämpft hatte.

Dieſe ſchnellen Siege, die Scheinbarkeit des
Wunderwerks, die Salbung des Königs, wel-
che ſeine Perſon ehrwürdiger machte, würden
bald den rechtmäſſigen König wieder eingeſezt,
und den Ausländer verjagt haben; aber das

1429. Werkzeug dieſer Wunder, **Johanne d'Arc**, ward, bei der Vertheidigung von Compiegne, verwundet und gefangen. Ein Mann, wie der **ſchwarze Prinz**, würde ihren Mut geehrt und hochgeſchäzt haben. Der Regent **Bedford** aber fand für nötig, ſie mit Schande zu brandmarken, um ſeinen Engländern wieder Mut zu machen. Sie ſtellte ſich, als thäte ſie Wunder, und **Bedford** ſtellte ſich, als hielte er ſie für eine Zauberinn. Mein Endzwek geht immer dahin, den Geiſt des Zeitalters zu beobachten, denn von ihm werden die groſſen Weltbegebenheiten gelenkt. Die Pariſer Univerſität gab gegen das Mädchen eine Klage ein, worinn es der Kezerei und Zauberei beſchuldigt ward. Entweder glaubte die Univerſität dasjenige, was der **Regent** geglaubt haben wollte; oder ſie beging, wenn ſie es nicht glaubte, eine ſchändliche Niederträchtigkeit. Dieſe des vorgegebnen Wunders würdige Heldinn, ward zu Rouen von dem Biſchof Cauchon von Beauvais, von fünf andern Franzöſiſchen Biſchöfen, und von einem einzigen Engliſchen Biſchof, unter dem Beiſtande eines Dominikanermönchs, welcher Inquiſitionsvikarius war, und von den Doktoren der Univerſität, verurtheilt. Sie ward für eine

abergläubiſche Teufelsprophetinn,
und Läſtrinn Gottes und ſeiner Heili-
gen, erklärt, welche in vielen Stükken
des Glaubens Chriſti irrte. Als eine
ſolche ward ſie verurtheilt, lebenslang im Ge-
fängnis bei Waſſer und Brod zu ſchmachten.
Sie gab ihren Richtern eine Antwort, die,
meines Bedünkens, des ewigen Aufbewahrens
wehrt iſt. Als ſie gefragt ward, warum ſie ſich
unterſtanden hätte, bei **Karl's** Salbung mit
ihrer Fahne zu erſcheinen? gab ſie zur Antwort:
Es iſt billig, daß derjenige, der an
Gefahr und Arbeit Theil genommen,
auch an der Ehre Theil neme.

Weil ſie endlich einmal wieder Mannskleider
angezogen, die man ihr mit Fleis gelaſſen hatte,
um ſie in Verſuchung zu führen, ſo erklärten ſie
ihre Richter, die ſicherlich kein Recht hatten,
ſie zu richten, da ſie eine Kriegsgefangne war,
für eine rükfällige Kezerinn, und lieſſen ein
Mädchen verbrennen, daß ſeinen König gerettet,
und dem man, in den Heldenzeiten, wo die 1431.
Menſchen ihren Befreiern Altäre errichteten,
gewis Altäre gewidmet hätte. **Karl der VII.**
ehrte in der Folge ihr Andenken wieder, das
ſchon durch ihre Todesſtrafe ſelbſt genug geehrt war.

Grauſamkeit allein iſt nicht hinreichend, die Menſchen zu ſolchen Hinrichtungen anzureizen, es gehört auch, noch jener von Aberglauben und Dummheit zuſammengeſezte Fanatismus dazu, an welchem faſt alle Jahrhunderte krank gelegen haben. Einige Zeit vorher verurtheilten die Engländer die Prinzeſſinn von Glouceſter in der Paulskirche öffentliche Buſſe zu thun, und eine ihrer Freundinnen, lebendig verbrannt zu werden, unter dem Vorwande irgend einer gegen des Königs Leben vorgenommnen Zauberei. Der Baron von Cobham war, als ein Kezer, verbrannt worden, und in Bretagne richtete man, auf eben dieſe Weiſe, den Marſchall von Retz hin, der auf Hexerei angeklagt und beſchuldigt worden war, daß er Kinder geſchlachtet und mit ihrem Blut angebliche Zauberei getrieben hätte.

Die Bürger einer unermeslichen Stadt, wo heut zu Tage Künſte, Vergnügungen und Friede herrſchen, und wo die Vernunft ſelbſt anfängt hervorzubrechen, mögen nun eine Vergleichung der Zeiten anſtellen, und ſich dann über die jezigen beklagen, wenn ſie dazu das Herz haben! Dies iſt eine Betrachtung, die ſich faſt auf jeder Seite dieſer Geſchichte dem Beobachter aufdringt.

In jenen traurigen Zeiten war die Gemeinſchaft der Provinzen ſo unterbrochen, die aneinander grenzenden Völker waren einander ſo fremd, daß, einige Jahre nach dem Tode des **Mädchens von Orleans**, eine Landſtreicherinn in Lothringen ſich unterſtand, den Namen jener Heldinn anzunemen, und dreiſt zu behaupten, ſie wäre der Hinrichtung entgangen, und ein Bild ſei an ihrer Stelle verbrannt worden. Noch ſeltſamer iſt es, daß ſie Glauben fand. Man überhäufte ſie mit Ehrenbezeugungen und Reichthümern, und ein Menſch aus dem Hauſe Armoiſe heuratete ſie im Jahr 1436, in der Ueberzeugung, daß er die wahre Heldinn heuratete, welche, ihrer geringen Herkunft ungeachtet, dieſer wenigſtens, ihrer groſſen Thaten wegen, gleich zu ſchäzen geweſen wäre.

Während dieſes Krieges, der mehr lang als entſcheidend war, und ſo viel Unglük anrichtete, ward Frankreich, noch durch eine andre Begebenheit, gerettet. Der Herzog von Bourgogne, Philipp der Gute, verdiente dieſen Beinamen dadurch, daß er dem **Könige** endlich den Tod ſeines Vaters vergab, und ſich mit dem Haupte der Familie gegen den Fremden verband.

Er lies zwar den König dieſen alten Meuchelmord ſehr theuer bezalen, eignete ſich in dem Vergleich alle an der Somme liegende Städte, nebſt Roye, Montdidier, und der Grafſchaft Boulogne, zu, machte ſich auf Lebenszeit von aller Lehnspflicht frei, und ward ein groſſer unabhängiger Regent; war aber ſo grosmütig, den Herzog von Orleans, den Sohn deſſen, der in Paris war ermordet worden, aus ſeinem langen Gefängnis zu befreien, und das Löſegeld für ihn zu bezalen. Dieſes wird zu dreimalhunderttauſend Goldthalern angegeben; eine den Schriftſtellern damaliger Zeiten gewöhnliche Uebertreibung! Aber dieſes Betragen zeugt von groſſer Tugend. Auch die verderbteſten Zeiten hatten ſchöne Seelen aufzuweiſen.

Die Tugend dieſes Fürſten ſchlos bei ihm Wolluſt und Liebe zum Frauenzimmer nicht aus, die nur alsdann zum Laſter werden können, wenn ſie zu ſchlechten Handlungen führen. Dies iſt eben der **Philipp**, der im Jahr 1330, einer ſeiner Buhlſchaften zu Ehren, den Orden des goldnen Vlieſſes ſtiftete Er hatte funfzehn unechte Söhne, lauter verdienſtvolle Männer. Sein Hof war der glänzendſte in Europa.

Antwerpen und Brügge trieben groſſen Handel, und verbreiteten Ueberflus über ſeine Staaten. Frankreich endlich verdankte ihm ſeinen Frieden, und ſeine Gröſſe, welche nachher, troz allen Widerwärtigkeiten, und einheimiſchen und auswärtigen Kriegen, täglich zunamen.

Karl der VII. bekam ſein Königreich ungefähr auf eben die Art wieder, wie Heinrich der IV. es, hundertundfunfzig Jahre nachher, eroberte. Freilich hatte Karl nicht den in die Augen fallenden Mut, den raſchen und thätigen Geiſt, und die heldenmäſſige Stimmung der Seele, wie Heinrich der IV, weil er ſich aber, wie dieſer, genötigt ſah, oft ſeine Freunde und ſeine Feinde mit Schonung zu behandeln, kleine Treffen zu liefern, Städte zu überfallen und zu erkaufen; ſo kam er grade eben ſo in Paris hinein, wie nachher Heinrich der IV, nemlich durch heimliche Verſtändniſſe und mit Gewalt. Beide ſind für unfähig erklärt worden, die Krone zu tragen, und beide haben verziehen. Sie hatten auch noch eine gemeinſchaftliche Schwachheit, nemlich den zu groſſen Hang zur Liebe; denn bei den Chriſtlichen Fürſten hat die Liebe faſt immer Einflus in die Staatsgeſchäfte, welches in der übrigen Welt nicht geſchieht.

1437. Karl zog erſt im Jahre 1437. in Paris ein. Die Bürger, die ſich durch ſo manches Blutbad ausgezeichnet hatten, gingen ihm mit allen Merkmalen der Zuneigung und der Freude entgegen, die bei dieſem ungeſitteten Volke gebräuchlich waren. Sieben Mädchen, welche die ſieben ſogenannten Todſünden, und ſieben andre, welche die Theologiſchen und Haupttugenden vorſtellten, mit Zetteln und Inſchriften verſehn, empfingen ihn bei dem Thore Saint-Denis. Er hielt ſich einige Minuten an den Straſſenekken auf, und ſahe der Vorſtellung der Religionsmyſterien zu, welche von Seiltänzern und Gauklern auf Bretergerüſten vorgeſtellt wurden. Die Einwohner dieſer Hauptſtadt waren damals eben ſo arm, als ungeſchliffen; aber in den Provinzen war es noch viel ärger. Es gehörten mehr, als zwanzig Jahre dazu, dem Staat eine beſſre Geſtalt wiederzugeben. Erſt um das Jahr 1450. wurden die Engländer gänzlich aus Frankreich vertrieben. Sie behielten nichts, als Calais und Guines, und verloren auf immer die weitläuftigen Beſizungen, welche ihre Könige durch die Rechte der Verwandſchaft erworben hatten, und welche ihnen die Siege bei Creſſi, Poitiers und Azincourt, nicht zu erhalten vermochten. England's

Un-

Uneinigkeiten trugen eben ſo viel, als **Karl der** VII, zur Wiedervereinigung von Frankreich bei. **Heinrich der** VI, der beide Kronen getragen hatte, und ſogar nach Paris gekommen war, ſich ſalben zu laſſen, ward zu London von ſeinen Verwandten vom Thron geſtoſſen, wieder eingeſezt, und nochmals verſtoſſen.

Karl der VII, der nun endlich friedlicher Beſizer von Frankreich geworden war, führte eine Ordnung ein, die ſeit dem Verfall der Familie **Karl's des Groſſen**, daſelbſt nie wieder geherrſcht hatte. Er behielt regulirte Kompagnien von funfzehnhundert bewafneten Reitern bei. Jeder dieſer Reiter muſſte mit ſechs Pferden dienen; ſo daß dieſer Haufe neuntauſend Reiter ausmachte. Ein Hauptmann über hundert hatte jährlich tauſendundſiebenhundert Livres, welches heut zu Tage etwa zehntauſend Livres ausmacht. Jeder Ritter bekam jährlich dreihundertundſechzig Livres Beſoldung, und jeder der fünf Mann, die ihn begleiteten, hatte monatlich vier Livres damaligen Geldes. Er errichtete auch viertauſendundfünfhundert Bogenſchüzen, die eben den Sold von vier Livres, das heiſſt, etwa vierundzwanzig Livres jeziger Münze bekamen. Zu Friedenszeiten koſtete alſo die Unterhaltung der

Soldaten ungefähr ſechs Millionen Livres jezigen Geldes. Die Sachen haben ſich in Europa mächtig geändert. Dieſe Errichtung der Bogenſchüzen beweiſt, daß das Feuerwehr damals noch nicht ſehr im Gebrauch war. Dieſes zerſtörende Gewehr ward erſt zu **Ludwig's des** XI. Zeiten allgemein.

Auſſer dieſen Truppen, die immer unter den Fahnen gehalten wurden, hielt noch jedes Dorf einen Freiſchüzen, der keine Steuern geben durfte, und dieſe, ſonſt auf den Adel haftende, Freiheit machte, daß ſo viele Leute ſich bald adliche Namen und Wappen beilegten. Die Lehnsbeſizer wurden vom Aufgebot freigeſprochen, das nun nicht mehr Statt fand. Nur die kleinen Afterlehnsleute, die das gemeine Aufgebot ausmachten, muſſten noch, bei vorfallenden Gelegenheiten, aufſizen, und Kriegsdienſte thun.

Man wundert ſich, daß Frankreich, nach ſo vielen Ungemach, noch ſo viel Geld und Hülfsquellen hatte. Aber ein an Erzeugniſſen reiches Land hört niemals auf, reich zu ſein, wenn die Kultur nicht vernachläſſigt wird. Bürgerliche Kriege erſchüttern den Körper des Staats, aber zerſtören ihn nicht. Durch Todſchlag und Plünderungen, welche einige Familien in's

Elend bringen, werden andre bereichert. Die Kaufleute erwerben ſich deſto mehr Geſchiklichkeit, je mehr Kunſt dazu erfordert wird, ſich unter ſo vielen Stürmen aufrecht zu erhalten. Jacques Coeur iſt ein merkwürdiges Beiſpiel davon. Er hatte die gröſſte Handlung errichtet, in die ſich jemals irgend eine Privatperſon in Europa eingelaſſen hatte. Seit ſeiner Zeit iſt ihm keiner gleich gekommen, als **Coſmus der I.** aus dem Hauſe Medicis. **Jacques Coeur** hatte dreihundert Faktoren in Italien und der Levante. Er borgte dem Könige zweimalhunderttauſend Goldthaler, ohne welche man die Normandie nimmermehr wieder erobert hätte. Seine Betriebſamkeit ſtiftete mehr Nuzen im Frieden, als **Dünois** und das **Mädchen von Orleans** im Kriege geſtiftet hatten. Es iſt vielleicht ein groſſer Schandflek im Gedächtniſſe **Karl's des VII**, daß man einen Mann verfolgte, der ſich ſo notwendig gemacht hatte. Die Urſach davon iſt nicht bekannt; denn wer kennt alle geheime Triebfedern menſchlicher Fehler und Ungerechtigkeiten?

Der **König** lies ihn in's Gefängnis ſezen, und das Pariſer Parlament machte ihm den Proces. Man konnte nichts gegen ihn bewei-

ſen, als daß er einem Türken einen Chriſtenſklaven wieder zuſtellen lies, der von ſeinem Herrn entlaufen war, und ihn verraten hatte; und daß er dem Sultan von Aegypten hatte Waffen verkaufen laſſen. Dieſer beiden Handlungen wegen, wovon die eine erlaubt, und die andre rühmlich war, ward er verurtheilt, ſein Vermögen zu verlieren. Er fand bei ſeinen Buchhaltern mehr Rechtſchaffenheit, als bei den Höflingen, die ihn verurtheilt hatten. Sie ſchoſſen faſt alle eine gewiſſe Summe Geldes zuſammen, um ihm in ſeinem Unglük beizuſtehn. **Jacques Coeur** ging nach Cypern, um ſeine Handlung fortzuſezen, und hatte nie Herz genug, in ſein undankbares Vaterland zurükzukehren, ob er gleich zurükberufen ward.

Uebrigens war das Ende von **Karl's des VII.** Regierung für Frankreich ziemlich glüklich, für ihn ſelbſt aber ſehr unglüklich; denn er beſchlos ſein Leben in bitterm Gram über die Empörung ſeines ausgearteten Sohns, des nachmaligen Königs **Ludwig's des XI.**

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Sitten, Gebräuche, Handlung und Reichthümer, um das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert.

Ich möchte lieber ausfindig machen, wie die menſchliche Geſellſchaft damals beſchaffen war, wie man im Innern der Familien lebte, und welche Künſte kultivirt wurden, als ſo viele Unglüksfälle und ſo viele Schlachten, dieſe traurigen Gegenſtände der Geſchichte, dieſe Gemeinpläze menſchlicher Bosheit, wiederholen.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und im Anfange des vierzehnten, fing man, wie mich deucht, in Italien an, ſo vieler Uneinigkeiten ungeachtet, ſich von jener Ungeſchliffenheit loszureiſſen, mit deren Roſt Europa, ſeit dem Untergange des Römiſchen Reichs, überzogen war. Die notwendigen Künſte waren nicht untergegangen. Die Künſtler und Kaufleute, die durch ihre Niedrigkeit vor der ehrgeizigen Raſerei der Groſſen geſchüzt waren, gleichen den Ameiſen, die ihre Wohnungen in der Stille bauen, unterdeſſen Adler und Geier einander zerreiſſen.

Man fand ſogar in dieſen ungeſchlifnen Jahrhunderten nüzliche Erfindungen, als die

Früchte jenes mechaniſchen Genies, welches die Natur gewiſſen Leuten mittheilt, ohne daß die Philoſophie im geringſten dabei in Anſchlag kommt. Das Geheimnis, zum Beiſpiel, dem geſchwächten Geſichte alter Leute durch Gläſer, die man Brillen nennt, zu Hülfe zu kommen, iſt vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Alexander Spina fand dieſes ſchöne Geheimnis. Zu derſelben Zeit wurden in Italien die Windmühlen bekannt. La Flamma, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, ſpricht davon, und vorher findet man ihrer gar nicht erwähnt. Dieſe Kunſt war aber ſchon lange vorher den Griechen und Arabern bekannt; denn ihrer wird ſchon im ſiebenten Jahrhunderte von Arabiſchen Dichtern gedacht. Die Fayence, oder das Halbporzellan, das hauptſächlich zu Faenza verfertigt ward, daher es auch ſeinen Namen erhalten hat, vertrat die Stelle des Porzellans. Der Gebrauch der Glasſcheiben war ſchon ſeit langer Zeit bekannt, aber ſelten; es gehörte zum Luxus, gläſerne Fenſterſcheiben zu haben. Dieſe von den Franzoſen im Jahre 1180. nach England gebrachte Kunſt ward daſelbſt für eine groſſe Pracht gehalten.

Die Venediger waren, im dreizehnten Jahrhunderte, die einzigen, welche das Geheimnis beſaſſen, Spiegel zu machen. In Italien gab es einige Uhren mit Rädern; die zu Bologna ſtand in groſſem Ruf. Das nüzlichere Wunderwerk des Kompaſſes hatte man lediglich dem Zufall zu danken, und die menſchlichen Einſichten erſtrekten ſich noch nicht weit genug, von dieſer Entdekkung Nuzen zu ziehn. Die Erfindung, von geſtampften und gekochten Lumpen Papier zu machen, iſt aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Der Geſchichtſchreiber Cortuſius von Padua gedenkt eines gewiſſen Pax, der, länger als hundert Jahr vor der Erfindung der Buchdrukkerkunſt, die erſte Manufaktur davon in Padua anlegte. So wurden die nüzlichen Künſte nach und nach eingeführt, und meiſtentheils von unbekannten Erfindern.

Im ganzen übrigen Europa waren bei weitem nicht ſolche Städte anzutreffen, als Venedig, Genua, Bologna, Siena, Piſa und Florenz. Faſt alle Häuſer in den Franzöſiſchen, Teutſchen und Engliſchen Städten waren mit Stroh gedekt. So war es auch in Italien in minder wohlhabenden Städten, wie Aleſſandria della Paglia, Nice della Paglia u. ſ. w.

Obgleich die Wälder ſo lange Zeit unbebaut gelegnes Land bedekt hatten, ſo wuſſte man ſich doch nicht die Kälte durch Kamine abzuwehren, die heut zu Tage in allen unſern Zimmern ſowohl zum Nuzen, als zur Zierde dienen. Eine ganze Familie verſammlete ſich mitten in einem gemeinſchaftlichen mit Rauch angefülltem Saal, um einen runden Feuerheerd, wovon die Rauchröhre oben durch die Dekke ging.

La Flamma klagt im vierzehnten Jahrhundert, nach der Gewohnheit der Schriftſteller, die wenig Einſichten haben, daß Mäſſigkeit und Sitteneinfalt von dem Luxus wären verdrängt worden. Er wünſcht die Zeiten **Friedrich's des Rotbärtigen** und **Friedrich's des** II. zurük, wo man in Mailand, der Hauptſtadt der Lombardei, nur dreimal wöchentlich Fleiſch aas. Wein war damals ſelten, Wachskerzen unbekannt, und Lichter Luxus. Man bediente ſich, ſagt er, bei den beſten Bürgern angezündeter Späne von troknem Holz. Nur dreimal wöchentlich wurden warme Speiſen genoſſen. Die Hemden waren von Serge und nicht von Leinwand. Die Mitgabe der angeſehenſten Bürgerstöchter beſtand höchſtens in hundert Livres.

Die Sachen haben ſich ſehr geändert, ſezt er hinzu; man trägt jezt Leinwand; die Weiber kleiden ſich in ſeiden Zeug, und tragen wohl gar zuweilen Gold und Silber; ihr Heuratsgut ſteigt bis auf zweitauſend Livres; und ſie tragen ſogar goldne Ohrringe. Indeſſen war der Luxus, worüber er ſich beſchwert, in manchen Stükken noch weit von demjenigen entfernt, was heut zu Tage bei reichen und betriebſamen Völkern Bedürfnis iſt.

Die Tiſchwäſche war in England ſehr ſelten. Der Wein ward daſelbſt, nur als eine Herzſtärkung, bei den Apothekern verkauft. Alle Häuſer der Privatperſonen zu Paris und London waren von Holz. Sich auf den Straſſen von Paris, die noch kaum gepflaſtert und mit Kote bedekt waren, fahren zu laſſen, galt für Luxus, und dieſer Luxus ward von **Philipp** dem **Schönen** den Bürgerinnen unterſagt. Die unter **Karl'n dem** VI. ergangne Verordnung iſt bekannt: *Nemo audeat dare praeter duo fercula cum potagio.* Z. T. Niemand ſoll ſich unterſtehn, mehr als zwei Schüſſeln mit der Suppe zu geben.

Ein einziger Zug wird hinreichen, den Geldmangel in Schottland, und ſelbſt in England,

ſo wie die Rohheit jener Zeiten, die man Sim-
plicität zu nennen pflegt, anſchaulich zu machen.
Man findet nemlich in öffentlichen Urkunden,
daß, wenn die Schottiſchen Könige nach London
kamen, der Engliſche Hof ihnen täglich dreiſſig
Schillinge, zwölf Brode, zwölf Kuchen, und
dreiſſig Flaſchen Wein, anweiſen lies.

Unterdeſſen herrſchte bei den Lehnsbeſizern,
und bei den vornemſten Prälaten, immer alle
Pracht, die nur die Zeitläufte erlaubten. Sie
muſſte ſich bei den Beſizern groſſer Landgüter
notwendig einſchleichen. Schon ſeit langer Zeit
vorher reiſten die Biſchöfe nicht anders, als mit
einem ungeheuern Gefolge von Bedienten und
Pferden. Eine im Jahre 1179. im Lateran ge-
haltne Kirchenverſammlung unter Alexander
dem III. wirft ihnen vor, daß man ſich oft
genötigt ſehe, die goldnen und ſilbernen Gefäſſe
aus den Kloſterkirchen zu verkaufen, um ſie bei
ihren Viſitationen aufzunemen und frei zu hal-
ten. Die Verordnungen dieſer Kirchenverſamm-
lungen ſezten das Gefolge der Erzbiſchöfe auf
funfzig, der Biſchöfe auf dreiſſig, und der Kar-
dinäle auf fünfundzwanzig, feſt; denn ein
Kardinal, der kein Bisthum, und folglich keine
Landgüter hatte, konnte nicht mit dem Luxus

eines Biſchofs leben. Dieſe Pracht der Prälaten war damals verhaſſter, als heut zu Tage, weil es zwiſchen Groſſen und Kleinen, zwiſchen Reichen und Armen, keinen Mittelſtand gab. Nur mit der Zeit konnten Handel und Betriebſamkeit jenen Mittelſtand bilden, der den Reichthum einer Nation ausmacht. In den meiſten Städten war das Silbergeſchirr faſt gänzlich unbekannt. Muſſus, ein Schriftſteller der Lombardei im vierzehnten Jahrhundert, hält die ſilbernen Gabeln, Löffel und Trinkgeſchirre für einen groſſen Luxus.

Ein Hausvater, ſagt er, welcher neun bis zehn Perſonen, nebſt zwei Pferden, zu ernähren hat, mus jährlich beinahe dreihundert Goldgülden ausgeben. Das waren höchſtens zweitauſend Livres nach jezigem Franzöſiſchen Gelde.

Das Geld war alſo, im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, an vielen Orten in Italien, und noch mehr in Frankreich, äuſſerſt ſelten. Die Florentiner, die Lombarden, welche allein nach Frankreich und England handelten, und ihre Mäkler, die Juden, waren einmal im Beſiz, aus Frankreich und England, an gewöhnlichen Intreſſen für vorgeſchoſſnes Geld, zwanzig Procente zu ziehn. Starker

Wucher iſt immer ein unfehlbarer Beweis der allgemeinen Armut.

Der König **Karl der V.** ſammelte einige Schäze, durch ſeine Sparſamkeit, durch die kluge Verwaltung ſeiner Domänen, (die damals das gröſſte Einkommen eines Königs ausmach- ten,) und durch die Auflagen, die unter **Philipp von Valois** erfunden, und zwar nicht beträcht- lich waren, aber doch ein armes Volk ſehr zum Murren brachten. Sein Miniſter, der Kardi- nal de la Grange, hatte ſich nur zu ſehr be- reichert. Aber alle dieſe Schäze wurden in an- dern Ländern verthan. Der Kardinal ſchlepp- te die ſeinigen nach Avignon. Der Herzog von Anjou, **Karl's des** V Bruder, verlor des **Kö- nigs** Schäze auf ſeinem unglüklichen Zuge nach Italien. Frankreich blieb im Elende, bis auf **Karl's des** VII lezte Zeiten.

In den ſchönen Italieniſchen Handelsſtädten war es anders. Man lebte daſelbſt in Bequem- lichkeit und Ueberflus. Nur in ihrem Schooſſe ſchmekte man die Süſſigkeiten des Lebens. Reich- thümer und Freiheit wekten daſelbſt endlich das Genie, ſo wie ſie den Mut erhöhten.

Dreiſſigſtes Kapitel.

Schöne Künſte und Wiſſenſchaften, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte.

Zu Friedrichs des II. Zeiten war die Italieniſche Sprache noch nicht gebildet. Man ſieht es an den Verſen dieſes Kaiſers, welche das lezte Beiſpiel in der ſogenannten Romaniſchen, von der Teutſchen Härte befreiten, Sprache ſind.

Plas me el cavalier Frances,
E la donna Catalana,
E l'ovrar Genoes,
E la danza Treviſana,
E lou cantar Provenſales,
Las man e caro d'Angles,
E lou donzel de Toſcana.

3. T. Mir gefallen die Kavaliere in Frankreich, die Damen in Katalonien, die Arbeiten der Genueſer, das Tanzen zu Trevigi, die Geſänge der Provenzalen, die Hände und der fleiſchichte Körper der Engländer, und die Jungfrauen in Toskana.

Dieſes Denkmal iſt ſchäzbarer, als man glaubt, und übertrift weit alle die Bruchſtükken

des mittlern Alters, die, aus Neugier ohne Feinheit und ohne Geſchmak, ſo begierig aufgeſucht werden. Es beweiſt, daß die Natur, ſo zu ſagen, bei keiner der Nationen, deren **Friedrich der** II. Erwähnung thut, ſich nicht gleich geblieben wäre. Die Kataloniſchen Damen ſind, wie zu dieſes Kaiſers Zeiten, die ſchönſten Frauenzimmer in Spanien. Der Franzöſiſche Adel hat noch eben den anmutigen kriegriſchen Anſtand, den man damals hochſchäzte. Starke, aber edle und regelmäſſige Züge, und ſchöne Hände ſind noch heut zu Tage etwas Gewöhnliches in England. Die Kinder haben in Toskana mehr Annemlichkeiten, als anderswo. Die Genueſer haben ihren Kunſtfleis noch beibehalten, ſo wie die Provenzalen ihren Geſchmak an der Dichtkunſt und dem Singen. Die Provence und Languedoc waren die Provinzen, wo man die Romaniſche Sprache verfeinert und ſanfter gemacht hatte. Die Provenzalen waren die Lehrmeiſter der Italiener. Nichts iſt den Liebhabern ſolcher Unterſuchungen ſo bekannt, als die Verſe auf die Waldenſer vom Jahre 1100.

Que non vogli maudir ne jurar ne mentir,
N'occir, ne avoutrar, ne prenre de altrui,

Ne ſ'avengear deli ſuo ennemi,
Loz diſon qu'es vaudes, et los feſon morir.

3. T. Die nicht wollen fluchen, ſchwören, lügen, tödten, ehebrechen, fremdes Gut nemen, noch ſich an ihren Feinden rächen, die nennen wir Waldenſer, und bringen ſie um's Leben.

Dieſe Stelle hat auch noch das Vorzügliche, daß ſie ein Beweis iſt, daß alle Reformatoren ſich immer das Anſehn geben, in ihren Sitten ſtrenge zu ſein.

Dieſe rohe Sprache erhielt ſich unglüklicherweiſe, ſo wie ſie war, in der Provence und in Languedok, unterdeſſen daß die Italieniſche Sprache, unter Petrarc's Feder, jene Kraft und Annemlichkeit erhielt, die anſtatt auszuarten, ſich noch mehr vervollkommnete. Die Italieniſche Sprache erhielt ihre Bildung am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zu den Zeiten des guten Königs Robert, Grosvaters der unglüklichen Johanna. Der Florentiner Dante hatte ſchon, durch ſein regelloſes, aber mit natürlichen Schönheiten reichlich geſchmüktes Gedicht die Toskaniſche Sprache berühmt gemacht. Dieſem Gedichte, worinn der Verfaſſer ſich in

einzelnen Stellen über ſeinen geſchmaklos gewählten Gegenſtand erhebt, und worinn die Schreibart ſtellenweiſe ſo rein iſt, wie zu Arioſt's und Taſſo's Zeiten, legt er den Titel Komödie bei.

Man mus ſich nicht wundern, daß der Verfaſſer, einer der Vornemſten von der Partei der Ghibellinen, der von Bonifaz dem VIII und Karl'n von Valois verfolgt ward, in ſeinem Gedicht ſeinen Verdrus über die Streitigkeit zwiſchen dem Kaiſerthron und dem Päbſtlichen Stuhl ausgeſchüttet hat. Es ſei mir erlaubt, hier eine ſchwache Ueberſezung einer Stelle dieſes Dante einzurükken, welche dieſe Uneinigkeiten betrift. Dieſe Denkmäler des menſchlichen Verſtandes, dienen zur Erholung von der langen Aufmerkſamkeit auf die Unglüksfälle, welche den Erdboden zerrüttet haben.

Jadis on vit dans une paix profonde
De deux ſoleils les flambeaux luire au monde,
Qui, ſans ſe nuire, éclairant les humains,
Du vrai devoir enſeignaient les chemins,
Et nous montraient de l'aigle impériale
Et de l'agneau les droits et l'intervale.
Ce tems n'eſt plus, et nos cieux ont changé.

L'un

L'un des ſoleils de vapeurs ſurchargé,
Et s'échappant de ſa ſainte carrière,
Voulut de l'autre abſorber la lumière.
La régle alors devint confuſion;
Et l'humble agneau parut un fier lion,
Qui, tout brillant de la pourpre uſurpée,
Voulut porter la houlette et l'épée.

3. T. Ehemals ſah man in tiefem Frieden die Welt vom Lichte zweier Sonnen beſtralt, die, ohne einander Abbruch zu thun, die Menſchen erleuchteten, den Pfad zu den wahren Pflichten lehrten, und uns die Rechte und den Abſtand vom Kaiſerlichen Adler und dem Lamme vor Augen legten. Die Zeit iſt nun vorbei, und unſer Himmel hat ſich verändert. Eine der Sonnen, von Dünſten überladen, trat über ihre heilige Laufbahn hinaus, und wollte das Licht der andern verſchlingen. Die Ordnung ſelbſt ward nun Verwirrung, und das demütige Lamm ſchien ein wilder Löwe, der, vom geraubten Purpur ſtralend, Hirtenſtab und Degen zugleich führen wollte.

Nach Dante brachte Petrarc, der 1304 in Aretin's Vaterlande Arezzo geboren war, mehr Reinheit in die Italieniſche Sprache, und alle die ſanfte Annemlichkeit, deren ſie em-

pfänglich war. Man findet in dieſen beiden Dichtern, und vornemlich im Petrarc, eine Menge Züge, die den ſchönen Werken der Alten ähnlich ſind, und zugleich das Starke des Alterthums, und das friſche Kolorit der neuern Zeiten, tragen. Wenn es Verwegenheit iſt, ihm nachzuſtreben, ſo wird man ſie, hoff' ich, meiner Begierde zu Gute halten, den Leſer, ſo weit es mir möglich iſt, mit ſeiner Dichtungsart bekannt zu machen. So ungefähr fängt ſich ſeine ſchöne Ode an den Springbrunnen von Vaucluſe in reimfreien Verſen an:

Claire fontaine, onde aimable, onde pure,
Où la beauté, qui conſume mon cœur,
Seule beauté, qui ſoit dans la nature,
Des feux du jour évitait la chaleur;
Arbre heureux, dont le feuillage
Agité par les Zéphirs
La couvris de ſon ombrage,
Qui rappelles mes ſoupirs,
En rappellant ſon image;
Ornemens de ces bords, et filles du matin,
Vous dont je ſuis jaloux, vous moins brillantes qu'elle,
Fleurs, qu'elle embelliſſait quand vous touchiez ſon ſein,

Roſſignols, dont la voix eſt moins douce et
moins belle,
Air devenu plus pur, adorable ſéjour,
Immortaliſé par ſes charmes,
Lieux dangereux et chers, où de ſes tendres
armes
L'amour a bleſſé tous mes ſens;
Ecoutez mes dernièrs accents,
Recevez mes dernières larmes. *)

3. T. Du klarer lieblicher Quell, wo das Mädchen, das mein Herz verzehrt, dieſe einzige Schönheit, die die Natur aufzuweiſen hat, der brennenden Hize des Tags zu entfliehen ſuchte! Du ſeeliger Baum, deſſen Laub, von Weſten

Dd 2

*) Dies iſt nicht Ueberſezung der berühmten Ode, ſondern Nachahmung, und wie ein feiner Kenner, der ſelige Meinhard, bemerkt hat, vortrefliche Nachahmung in dem wahren Geiſte Petrarch's geſchrieben. „Hätt' er in Franzö„ſiſcher Sprache und in unſren Zeiten gedichtet, „ſagt M., ſo ſollte man glauben, würd' er ſich „auf die Art ausgedrükt haben.“ S. Verſuch über den Charakter und die Werke der beſten Italieniſchen Dichter. B. I, S. 279. A. d. U.

bewegt, ſie mit ſeinem Schatten dekte, der du, zugleich mit ihrem Bilde, auch meinen Gram in meine Seele zurükrufſt! Ihr Zierden dieſes Ufers, ihr Töchter der Morgenröte, die ihr mich zur Eiferſucht reizt, und minder glänzt, als ſie, Ihr Blumen, die ſie verſchönte, als Ihr ihren Buſen berührtet! Ihr Nachtigallen, deren Stimme nicht ſo ſanft, und nicht ſo lieblich tönt! Du reiner gewordne Luft! Du herrlicher Wonneaufenthalt, von ihren Reizen zur Unſterblichkeit eingeweiht! Ihr gefährlichen und theuren Orte, wo mit ihren zärtlichen Waffen die Liebe alle meine Sinnen verwundete! O hört meine lezten Töne, nemt meinen lezten Thränen hin.

Dieſe ſeine Gedichte, die man Canzoni nennt, werden für ſeine Meiſterſtükke gehalten. Seine übrigen Werke brachten ihm nicht ſo viel Ruhm. Er verewigte den Quell von Vaucluſe, ſeine Laura, und ſich ſelbſt. Hätt' er nicht geliebt, ſo wär' er lange nicht ſo berühmt geworden! So unvollkommen meine Nachahmung iſt, ſo zeigt ſie doch den unendlichen Abſtand, der damals zwiſchen den Italienern und allen übrigen Nationen war. Ich wollte lieber dem Leſer einigen, obgleich ſchwachen, Begrif

von Petrarc's Genie, von der Sanftheit und der zierlichen Weichlichkeit geben, wodurch er ſich auszeichnet, 'als alles wiederholen, was andre von den Ehrenbezeugungen, die man ihm in Paris beſtimmte, von denen die ihm in Rom erwieſen wurden, und von dem Triumph auf dem Kapitol im Jahre 1341, erzält haben, als von einer Huldigung, welche die Bewundrung ſeines Zeitalters ſeinem damals einzigen, nachher aber vom Arioſt und vom Taſſo übertrof'nen, Genie leiſtete. Das will ich aber nicht verſchweigen, daß ſeine Familie, während den Uneinigkeiten der Guelfen und Ghibellinen, aus Toskana verjagt, und ihrer Güter beraubt worden war, und daß die Florentiner den Bocaccio an ihn abſchikten, und ihn bitten lieſſen, zurükzukommen, ſein Vaterland mit ſeiner Gegenwart zu beehren, und der Wiedereinſezung in ſein Erbtheil zu genieſſen. Griechenland in ſeinem ſchönſten Zeitalter bewies nie mehr Geſchmak, und mehr Hochſchäzung für Talente.

Dieſer Bocaccio figirte die Toskaniſche Sprache. Er iſt noch das erſte Muſter in Proſa, ſowol in Rükſicht auf Genauigkeit und Reinheit des Styls, als wegen ſeines natürlichen

Erzälungstons. Die durch dieſe beide Schriftſteller zur Vollkommenheit gebrachte Sprache litt nun keine Abänderung mehr, da indeſſen alle andre Völker Europen's, ſogar die Griechen ſelbſt, ihre Sprache verändert haben.

Es ſtand eine ununterbrochne Reihe Italieniſcher Dichter auf, die alle auf die Nachwelt gekommen ſind. Pulci kam nach Petrarca. Bojardo, Graf von Scandiano, folgte dem Pulci, und Arioſt übertraf ſie alle durch die Fruchtbarkeit ſeiner Einbildungskraft. Wir müſſen nicht vergeſſen, daß Petrarca und Bocaccio die unglükliche **Johanna von Neapel** beſungen hatten, deren ausgebildeter Verſtand das ganze Verdienſt dieſer Männer fühlte, und die ſogar ihre Schülerinn war. Sie legte ſich damals ganz und gar auf die ſchönen Künſte, über deren Annemlichkeiten die ſträflichen Zeiten ihres erſten Eheſtandes vergeſſen wurden. Ihre durch die Anbauung ihres Geiſtes verbeſſerten Sitten, hätten ſie vor der tragiſchen Grauſamkeit ſchüzen ſollen, die ihrem Leben ein Ende machte.

Die ſchönen Künſte, die gleichſam Hand in Hand gehn, und gemeiniglich mit einander erwachen und untergehn, hoben ſich in Italien

aus den Ruinen der Barbarei empor. Cimmabue, ohne die geringſte fremde Hülfe, war gleichſam ein neuer Erfinder der Malerkunſt im dreizehnten Jahrhunderte. Giotto verfertigte Gemälde, die man noch heutiges Tages mit Vergnügen betrachtet. Beſonders iſt von ihm das berühmte Gemälde übrig, das man in muſaiſcher Arbeit nachgemacht hat, und das den erſten Apoſtel vorſtellt, wie er auf dem Waſſer geht. Man ſieht daſſelbe über dem groſſen Portal an der Sankt Peterskirche zu Rom. Bruneleſchi fing an, die Gothiſche Bauart zu reformiren. Lange vorher hatte Guido von Arezzo, zu Ende des elften Jahrhunderts, die neuen Muſiknoten erfunden, und dieſer Kunſt mehr Leichtigkeit, und mehr Allgemeinheit, gegeben.

Alle dieſe ſchönen Erfindungen hatte man den Toskanern zu danken. Einzig und allein durch ihr Genie riefen ſie alles dieſes in's Leben zurük, ehe das Bischen Wiſſenſchaft, das im Konſtantinopel übrig geblieben war, durch die Eroberungen der Osmanen, mit der Griechiſchen Sprache wieder nach Italien zurükflos. Florenz war damals ein zweites Athen; und unter den Rednern, welche, im Namen der Italieniſchen

Städte, Bonifaz dem VIII. zu ſeiner Erhebung Glük wünſchten, zälte man achtzehn Florentiner. Man ſieht daraus, daß man das Wiederaufleben der Künſte nicht den Flüchtlingen aus Konſtantinopel zu danken hatte. Von dieſen Griechen konnten die Italiener nichts lernen, als Griechiſch.

Es ſcheint vielleicht ſonderbar, daß ſo viel groſſe Genies, ohne Schuz und ohne Muſter, mitten unter Uneinigkeiten und Kriegen, in Italien aufgeſtanden ſind. Aber bei den Römern hatten, mitten unter den Schrekken der bürgerlichen Kriege, Lukrez ſein ſchönes Gedicht von der Natur, Virgil ſeine Gedichte vom Landbau, und Cicero ſeine philoſophiſchen Werke geſchrieben. Wenn eine Sprache einmal anfängt, ihre Bildung anzunemen, ſo iſt ſie ein Werkzeug, welches die groſſen Künſtler ganz fertig finden, und ſich deſſelben bedienen, ohne ſich darum zu bekümmern, wer die Erde beherrſcht und beunruhigt.

Wenn dieſer Schimmer blos Toskana erleuchtete, ſo will ich damit nicht ſagen, daß nicht auch anderswo einige Talente erſchienen. Sankt Bernhard und Abelard in Frankreich, im zwölften Jahrhundert hätten für

ſchöne Geiſter gelten können; aber ihre Sprache war ein barbariſcher Jargon, und ſie brachten dem verderbten Geſchmak ihres Zeitalters ihren Tribut in Lateiniſcher Sprache. Die gereimten Lateiniſchen Hymnen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, ſind vollends der Triumph der Barbarei. Nicht ſo beſang Horaz die ſäkulariſchen Spiele. Die ſcholaſtiſche Theologie, dieſe Baſtardtochter der übelverdauten und verkannten Ariſtoteliſchen Philoſophie, that der Vernunft und den Wiſſenſchaften mehr Schaden, als die Hunnen und Vandalen.

Die Kunſt der Sophoklesſe war verloren. Man kannte anfänglich in Italien nichts, als ungekünſtelte Vorſtellungen einiger Geſchichten des alten und des neuen Teſtaments; und von dort kam die Gewohnheit, Myſterien aufzuführen, nach Frankreich. Dieſe Schauſpiele ſtammten eigentlich aus Konſtantinopel her. Der Dichter Sankt Gregor von Nazianz hatte ſie eingeführt, um ſie den dramatiſchen Werken der alten Griechen und der alten Römer entgegenzuſezen; und weil die Chöre der Griechiſchen Trauerſpiele religiöſe Hymnen, und ihre Schaupläze heilig waren, ſo machten Gregor von Nazianz und ſeine Nachfolger hei-

lige Trauerſpiele; zum Unglük aber übertraf das neue Theater nicht das Theater von Athen in eben dem Maaſſe, wie die Chriſtliche Religion die Heidniſche übertraf. Wir haben noch ſolche fromme Poſſenſpiele übrig behalten, und wandelnde Bühnen, womit die Kalabriſchen Schäfer umherziehn. In den Feſtzeiten ſpielen ſie die Geburt und den Tod Jeſu Chriſti. Der Pöbel der Nordiſchen Völker nam auch bald dieſe Gewohnheit an. Nach der Zeit hat man dieſe Gegenſtände mit mehrer Würde behandelt. Wir ſehn heut zu Tage Beiſpiele davon in den kleinen Stükken, die den Namen Oratorium führen, und die Franzoſen haben endlich Meiſterſtükke auf die Bühne gebracht, die ſie aus dem alten Teſtament entlehnt haben.

Die Paſſionsbrüder in Frankreich brachten, um das dreizehnte Jahrhundert, Jeſum Chriſtum auf die Bühne. Wäre die Franzöſiſche Sprache damals eben ſo majeſtätiſch geweſen, als ſie naif und ungefeilt war; wäre unter ſo viel ungeſchlifnen und unwiſſenden Leuten ein Mann von Genie aufgeſtanden: ſo iſt zu glauben, daß der Tod eines Gerechten, der von Jüdiſchen Prieſtern verfolgt, und von einem Römiſchen Prätor verurtheilt wird, hätte ein er-

habnes Werk hervorbringen können; aber dazu wär' ein aufgeklärteres Zeitalter erforderlich geweſen, und in ſo einem aufgeklärten Zeitalter hätte man dergleichen Vorſtellungen nicht geduldet.

Im Orient waren die ſchönen Künſte nicht geſunken; und da die Gedichte des Perſers Sady noch heut zu Tage in dem Munde der Perſer, der Türken und der Araber ſind, ſo müſſen ſie wohl Verdienſt haben. Er war Petrarc's Zeitgenoſſe, und ſteht mit demſelben in gleichem Rufe. Im Ganzen genommen, iſt freilich der gute Geſchmak nicht eben das Eigenthum der Morgenländer geweſen. Ihre Werke gleichen den Titeln ihrer Beherrſcher, in welchen oft von Sonn' und Mond die Rede iſt. Der Geiſt der Knechtſchaft iſt gemeiniglich ſchwülſtig, ſo wie der Geiſt der Freiheit kraftvoll, und der Geiſt der wahren Gröſſe einfach. Den Morgenländern fehlt Delikateſſe, weil die Frauenzimmer nicht in ihre Geſellſchaften kommen. Sie beobachten weder Ordnung nach Methode, weil ſich ein jeder in der Einſamkeit, worin ſie einen Theil ihres Lebens zubringen, ſeiner Einbildungskraft überläſſt, und dieſe an ſich ſelbſt unregelmäſſig iſt. Sie kannten nie die wahre Beredſamkeit

eines Demoſthenes und Cicero. Wen hätte man auch im Orient zu überreden gehabt? Sklaven. Indeſſen fehlt es ihnen nicht an ſchönleuchtendem Schimmer. Sie mahlen mit Worten; und wiewohl die Bilder gleich oft koloſſaliſch werden und wenig Zuſammenhang haben, ſo fehlt es ihnen doch nicht an Erhabenheit. Meine Leſer werden es vielleicht gern ſehn, wenn ich ihnen hier die Stelle aus dem Sady wieder vorlege, das ich ehmals in reimfreie Verſe überſezt habe, und das einigen Stellen der Ebräiſchen Propheten ähnlich iſt. Es iſt eine Schilderung der Gröſſe Gottes; zwar nur ein Gemeinplaz, aber woraus man doch den Perſiſchen Genius erkennen kann.

Il ſait diſtinctement ce qui ne fut jamais.
De ce qu'on n'entend point ſon oreille eſt remplie.
Prince, il n'a beſoin qu'on le ſerve à génoux,
Juge, il n'a pas beſoin que ſa loi ſoit écrite.
De l'éternel burin de ſa préviſion
Il a tracé nos traits dans le ſein de nos mères.
De l'Aurore au couchant il porte le ſoleil;
Il ſéme de rubis les maſſes des montagnes.
Il prend deux goutes d'eau; de l'une il fait un homme,
De l'autre il arrondit la perle au fond des mers.

L'être au ſon de ſa voix fut tiré du néant,
Qu'il parle, & dans l'inſtant l'univers va rentrer
Dans les immenſités de l'eſpace & du vuide,
Qu'il parle & l'univers repaſſe en un clin d'oeil
Des abîmes du rien dans les plaines de l'être.

3. T. Er weis deutlich und genau, was niemals war. - Sein Ohr iſt voll von dem, was niemand vernimmt. Als Fürſt bedarf er nicht, daß man ihn knieend ehrt. Als Richter bedarf er nicht, daß ſein Geſez geſchrieben werde. Mit dem ewigen Griffel ſeiner Vorausſehung grub er unſre Züge in den Schoos unſrer Mütter. Er trägt die Sonne vom Morgen gegen Abend; und beſäet die Felſenmaſſen mit Rubinen. Er nimmt zwei Waſſertropfen; von dem einen bildet er einen Menſchen, den andern ründet er zur Perle im Grunde des Meers. Das Weſen ward von ſeiner Stimme aus dem Nichts gezogen. Er ſpricht, und augenbliklich fleucht die Welt in die Unendlichkeit des Raums und der Leere zurük. Er ſpricht, und plözlich kommt aus den Abgründen des Nichts die Welt wieder auf den Ebnen des Daſeins zum Vorſchein.

Wenn die ſchönen Wiſſenſchaften an den Ufern des Tigris und des Euphrats ſich bis zu die-

ſem Grad bearbeitet fanden, ſo erhellet daraus, daß die übrigen Künſte, die das Leben angenem machen, ſehr bekannt waren. Man ſieht ſich nur alsdann nach dem Ueberflüſſigen um, wenn man mit dem Notwendigen ſchon verſehn iſt. Aber dieſes Notwendige fehlte noch beinahe dem ganzen Europa. Was verſtand man in Teutſchland, in Frankreich, in England, in Spanien und in der nördlichen Lombardei? Barbariſche Gewohnheiten, Lehnsgebräuche, die eben ſo ſchwankend als ſtürmiſch waren, Zweikämpfe, Turniere, ſcholaſtiſche Theologie und Hexereien.

Immer noch feierte man in mehr als Einer Kirche das Eſelsfeſt, ſo wie das Feſt der unſchuldigen Kinder und der Narren. Man führte einen Eſel vor den Altar, und ſang demſelben in Wechſelchören: Amen, Amen, Eſel! Ei, ei, ei, Herr Eſel! Ei, ei, ei, Herr Eſel!

Du Cange und ſeine Fortſezer, die ſorgfältigſten Zuſammenſchreiber, führen eine Handſchrift von fünfhundert Jahren an, welche den Eſelshymnus enthält:

Orientis partibus
Aduentauit aſinus
Pulcher et fortiſſimus.

3. T. Aus den Gegenden des Orients kam der ſchöne und vorzüglich ſtarke Eſel.

Eh Sire âne! ça chantez,
Belle bouche, rechignez,
Vous aurez du foin aſſez.

3. T. Ei, Herr Eſel, ſo ſing Er doch; Sein ſchöner Mund ſieht mürriſch aus; Er ſoll haben Heu genug.

Ein Mädchen, welches die Mutter Gottes auf ihrer Reiſe nach Aegypten vorſtellte, ritt auf dieſem Eſel, hielt ein Kind auf ihren Armen, und führte eine lange Proceſſion hinter ſich. Am Ende der Meſſe, anſtatt zu ſagen: Ite miſſa eſt, fing der Prieſter an, dreimal aus allen Kräften wie ein Eſel zu ſchreien, und das Volk antwortete mit einem gleichen Eſelsgeſchrei.

Dieſer Aberglaube wahrer Wilden kam dennoch aus Italien. Obgleich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte einige Italiener anfingen, ſich aus den Finſterniſſen hervorzuarbeiten, ſo war doch das ganze Volk noch tief darinnen.

Zu Verona hatte man ſich in den Kopf geſezt, daß der Eſel, der Jeſum Chriſtum trug, auf dem Meere gegangen, und durch den Venediſchen Meerbuſen bis zu den Ufern der Etſch gekommen wäre, wo Jeſus Chriſtus ihm eine Wieſe zu ſeiner Bekôſtigung angewieſen habe, daß er daſelbſt lange gelebt hätte, und auch da geſtorben wäre. Man verſchlos ſeine Knochen in einem künſtlichen Eſel, der, unter Bedekkung von vier Chorherren, in der Kirche Unſrer Lieben Frauen zur Orgel, niedergeſezt ward. Dieſe Reliquie ward jährlich dreimal mit den grôſſten Feierlichkeiten in Proceſſion umhergetragen.

Dieſem Eſel von Verona hat Unſre Liebe Frau von Loretto ihr Glük zu danken. Der Pabſt Bonifaz der VIII, welcher ſah, daß die Eſelsproceſſion viele Fremden herbeilokte, glaubte, daß das Haus der Jungfrau Maria noch mehrere herbeiziehn würde, und betrog ſich darin auch nicht. Er beſtätigte dieſe Fabel mit ſeinem Apoſtoliſchen Anſehn. Wenn das Volk glaubte, daß ein Eſel von Jeruſalem bis nach Verona auf dem Meere gegangen wäre, ſo kônnt' es auch wohl glauben, daß Marien's Haus von Nazareth nach Loretto ſei verſezt worden. Das kleine Haus ward bald mit einer prächtigen

Kirche

Kirche umgeben. Die Wallfahrten der Pilgrimme, und die Geſchenke der Fürſten, machten dieſen Tempel ſo reich, als den Tempel zu Ephes. Die Italiener bereicherten ſich wenigſtens von der Blindheit der andern Völker; an andern Orten aber trat man dem Aberglauben bei, blos weil es Aberglauben war, und überlies ſich dabei blos dem groben Naturtriebe und dem Geiſte des Zeitalters. Die Bemerkung dringt ſich einem jeden auf, daß der Fanatiſmus, zu welchem die Menſchen ſo viel Neigung haben, immer dazu gedient hat, ſie nicht allein dümmer, ſondern auch boshafter, zu machen. Die reine Religion macht die Sitten ſanfter, weil ſie den Verſtand aufklärt; der Aberglaube hingegen verfinſtert den Verſtand, und iſt die Mutter unzäliger Raſereien.

In der Normandie, die man das Land der Weisheit zu nennen pflegt, war ein Narrenabt, den man in verſchiednen Städten auf einem mit vier Pferden beſpannten Wagen umherführte. Er hatte die Biſchofsmüze auf dem Kopf, den Biſchofsſtab in der Hand, ertheilte den Segen, und lies Hirtenbriefe ausgehn.

Bei Hofe war ein H** könig durch eigne Beſtallung angeſezt. Dies war urſprünglich das

Oberhaupt oder der Richter einer kleinen Wache des Pallaſtes; in der Folge ward ein Hofnarr daraus, der ſich ein Recht über die Spizbuben und öffentlichen Mädchen anmaaſſte. Es war keine Stadt, die nicht Brüderſchaften von Handwerkern, von Bürgern, oder von Weibern, hatte. Die ausſchweifendſten Gebräuche waren dabei, als heilige Myſterien eingeführt, und daher entſpringt auch die Geſellſchaft der Freimäurer, welche der Zeit entgangen iſt, die alle andre Geſellſchaften aufgerieben hat.

Die verachtungswürdigſte aller dieſer Brüderſchaften war die Zunft der Flagellanten, und dieſe breitete ſich am meiſten aus. Sie hatte ihren Urſprung dem Uebermut einiger Prieſter zu danken, die ſich die Schwachheit der öffentlich Büſſenden zu Nuze machten, und dieſelben peitſchten. Man findet noch ein Ueberbleibſel von dieſer Gewohnheit in den Stökken, womit die Pönitentiarien zu Rom bewafnet ſind. Am Ende prügelten ſich die Mönche ſelber, weil ſie glaubten, daß nichts Gott angenemer ſein könnte, als der ſtriemenvolle Rükken eines Mönchs. Peter Damien im elften Jahrhunderte redete ſelbſt die Weltleute auf, ſich ganz nakt zu geiſſeln. Im Jahre 1260. ſah

man verſchiedne Brüderſchaften von Pilgrimmen, mit Geiſſeln bewafnet, Italien durchſtreiſen. Sie durchſtrichen hernach auch einen Theil von Europa. Es ward ſogar eine Sekte daraus, die man endlich zerſtreuen muſſte.

Unterdeſſen, daß ganze Bettlerſchaaren die Welt durchſtrichen und ſich geiſſelten, wurden die Proceſſionen faſt in allen Städten von Narren angeführt, die einen langen Pelzrok mit Schellen und einen Narrenſtab in der Hand hatten. Dieſer Gebrauch hat ſich bis jezt in den Städten der Niederlande und Teutſchland erhalten. Unſere Nördliche Völker hatten, ſtatt aller Litteratur, halbgeiſtliche Poſſen und Faſtnachtsſpiele in der Volksſprache.

Man hörte von nichts, als von Offenbarungen, Beſeſſnen und Zaubereien. Man unterſteht ſich, die Gemalinn **Philipp's des** III. des Ehebruchs zu beſchuldigen, und der **König** ſchikt hin, und läſſt ein altes Weib befragen, um zu wiſſen, ob ſeine Gemalinn ſchuldig, oder unſchuldig iſt. **Philipp's des Schönen** Kinder machen unter ſich einen ſchriftlichen Vergleich, und verſprechen einander wechſelſeitigen Beiſtand gegen diejenigen, die ihnen durch Zaubrei nach dem Leben trachten möchten. Man

verbrennt auf eine Parlamentsſentenz eine Hexe, weil ſie, zu Gunſten Robert's von Artois, ein Bündnis mit dem Teufel gemacht hat. Karl's des VI. Krankheit wird einer Hexerei zugeſchrieben, und man läſſt einen Zaubrer kommen, um ihn zu heilen. Die Prinzeſſin von Glouceſter in England wird verurtheilt, vor der Sankt Paulskirche Buſſe zu thun, wie wir ſchon angeführt haben, und eine Baronin des Reichs, eine angebliche Mitſchuldige von ihr, wird, als eine Hexe, lebendig verbrannt.

Wenn dieſe von der Leichtgläubigkeit erzeugte Abſcheulichkeiten die erſten Perſonen der Europäiſchen Reiche nicht verſchonten, ſo kann man wohl denken, weſſen ſich der geringſte Bürger zu verſehen hatte. Und dies war noch das kleinſte Unglük.

Teutſchland, Frankreich, Spanien, alles, was in Italien nicht groſſe Handelsſtadt war, hatte ſchlechterdings keine Policei. Die mit Mauern umgebnen Flekken in Teutſchland und Frankreich wurden in den Bürgerkriegen verheert und geplündert. Das Griechiſche Kaiſerthum ward von den Türken überſchwemmt. Spanien war noch unter Chriſten und Muhammediſche Araber getheilt, und jede Partei ward

oft von innerlichen Kriegen zerriſſen. Zu den Zeiten Philipp's von Valois, Eduard's des III, Ludwig's von Baiern, und Klemens des VI, rafte endlich eine allgemeine Peſt alles weg, was dem Schwert und dem Hunger entronnen war.

Unmittelbar vor dieſen Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts haben wir geſehn, wie die Kreuzzüge unſer Europa entvölkerten und arm machten. Wenn man von dieſen Kreuzzügen zu den Zeiten hinaufſteigt, die nach **Karl's des Groſſen** Tode verlieſen, ſo ſind ſie nicht minder unglüklich, und noch ungeſitteter. Die Vergleichung jener Zeiten mit den unſrigen, (was wir auch für Unglüksfälle und moraliſche Unordnungen zu erdulden haben,) mus uns unſer Glük fühlbar machen, troz der faſt unüberwindlichen Neigung, welche wir haben, die vergangnen Zeiten auf Koſten der gegenwärtigen zu loben.

Man mus nicht glauben, daß alles wild geweſen iſt. Es gab groſſe Tugenden in allen Ständen, auf dem Thron und in den Klöſtern, unter den Rittern und unter den Geiſtlichen; aber weder ein Sankt Ludwig, noch ein Sankt Ferdinand, konnten die Wunden des menſchlichen Geſchlechts heilen. Der lange Zwiſt der

Kaiſer und der Päbſte, der hartnäkkige Kampf der Freiheit Rom's gegen die Teutſchen Cäſare, und gegen die Römiſchen Hohenprieſter, die häufigen Kirchenſpaltungen, und endlich die groſſe Spaltung im Occident, verhinderten die unter dieſen Stürmen gewählten Päbſte an Ausübung der Tugenden, welche ruhige Zeiten in ihnen würden hervorgebracht haben. War es möglich, daß das Verderbnis der Sitten ſich nicht bis zu ihnen ausbreitete? Jeder Menſch erhält ſeine Bildung von ſeinem Zeitalter; nur ſehr wenige wiſſen ſich über die Sitten ihrer Zeit zu erheben.

Die Verbrechen, zu welchen manche Päbſte hingeriſſen wurden, das öffentliche Aergernis, welches ſie gaben, das in dem allgemeinen Beiſpiel Entſchuldigung fand, kann nicht der Vergeſſenheit überliefert werden. Wozu dient die Schilderung ihrer Laſter und ihrer Unglüksfälle? Zu zeigen, wie glüklich Rom iſt, ſeitdem Anſtand und Ruhe daſelbſt herrſchen. Was können wir aus allen den Verändrungen, die dieſer Verſuch über die Sitten vor Augen ſtellt, für einen gröſſern Nuzen ziehn, als die Ueberzeugung, daß jede Nation zu allen Zeiten ſo lange unglüklich geweſen iſt, bis die Geſeze und die

geſezgebende Gewalt ohne Widerſpruch feſt gegründet waren?

So wenig, wie einige Monarchen und einige Päbſte, die beſſrer Zeitläufte würdig waren, ſo vielen Unordnungen Einhalt thun konnten, eben ſo wenig konnten etliche, in den Finſterniſſen Nördlicher Nationen geborne, gute Köpfe Wiſſenſchaften und Künſte daſelbſt einführen.

Der König Karl der V. von Frankreich, welcher hundert Jahre vorher, ehe Nikolaus der V. die Vatikaniſche Bibliothek ſtiftete, etwa neunhundert Bücher zuſammenbrachte, gab ſich vergebliche Mühe, die Talente aufzumuntern. Der Boden war noch nicht vorbereitet genug, ſolche fremde Früchte zu tragen. Man hat einige verunglükte Arbeiten aus dieſen Zeiten aufbewahrt. Das iſt eben ſo viel, als wenn man Kieſelſteine aus altem Gemäuer ſammeln wollte, wenn man überall Palläſte um ſich hat. Er muſſte einen Sterndeuter aus Piſa kommen laſſen, und Katharina, die Tochter dieſes Sterndeuters, welche Franzöſiſch ſchrieb, behauptet, daß Karl geſagt habe: So lange Gelehrſamkeit in dieſem Königreiche in Ehren gehalten wird, ſo lange wird es auch glüklich ſein. Aber die Gelehrſamkeit war

unbekannt, und der Geſchmak war es noch mehr.

Ein unglükliches Land, das keine beſtimmte Geſeze hatte, das von bürgerlichen Kriegen beunruhigt ward, dem Handlung, Policei und ſchriftliche Obſervanzen fehlten, das von tauſend verſchiednen Obſervanzen beherrſcht ward, konnte es wohl anders als barbariſch ſein? Der Franzöſiſche Adel hatte blos den Vorzug einer glänzenden Auſſenſeite vor den übrigen Nationen.

Als Karl von Valois, **Philipp's des Schönen** Bruder, nach Italien gekommen war, ſo namen die Einwohner der Lombardei, und ſelbſt die Toſkaner, die Franzöſiſchen Moden an. Dieſe Moden waren ſehr thöricht. Man trug einen Bruſtlaz, der hinten zugeſchnürt ward, wie die jezigen Schnürleiber der Frauenzimmer, groſſe herunterhangende Ermel, und eine Kappe, deren Zipfel auf der Erde nachſchleifte. Die Franzöſiſchen Ritter wuſſten dennoch dieſer Vermummung Anſtand zu geben und rechtfertigten **Friedrich's des** II. Ausſpruch: *Plaz me el Cavalier Francez.* (Mir gefällt der Franzöſiſche Kavalier.) Es wäre beſſer geweſen, wenn man damals die Kriegskunſt verſtanden hätte, ſo wäre Frankreich, unter

Philipp von Valois, Johann und Karl'n dem VI, nicht ein Raub der Ausländer geworden. Aber wie kam es, daß die Engländer mit dieſer Kunſt vertrauter waren? Vielleicht, weil ſie fern von ihrem Vaterlande fechten muſſten, und alſo die Notwendigkeit dieſer Wiſſenſchaft lebhafter empfanden, oder vielmehr weil die Nation überhaupt eine ruhigere und überlegtere Herzhaftigkeit beſizt.

Einunddreiſſigſtes Kapitel.

Befreiungen von der Leibeigenſchaft, Vorrechte der Städte, Generalverſammlung der Landſtände.

Aus der allgemeinen Anarchie in Europa, und aus ſo vielen Unglüksfällen ſelbſt, entſprang das unſchäzbare Gut, die Freiheit, welche nach und nach die Reichsſtädte, und ſo viele andre Städte in Flor gebracht hat.

Wir haben ſchon geſehn, daß im Anfange der Lehnsarchive faſt alle Städte mehr mit Knechten, als mit Bürgern beſezt waren, wie man es noch jezt in Pohlen findet, wo nur drei oder vier Städte Landeigenthum beſizen dürfen, und wo die Einwohner ihrem Herrn zugehören, der Recht über Leben und Tod derſelben hat.

In Teutſchland und Frankreich war es eben ſo. Die Kaiſer fingen an, in verſchiednen Städten den Einwohnern die Freiheit zu ſchenken, und dieſe vereinigten ſich, vom dreizehnten Jahrhunderte an, zu ihrer gemeinſchaftlichen Vertheidigung gegen die Schlosbeſizer, welche ſich vom Straſſenraub nährten.

Ludwig der Dikke in Frankreich folgte dieſem Beiſpiel in ſeinen Domänen, um die Edelleute zu ſchwächen, die gegen ihn Krieg führten. Die Edelleute ſelbſt verkauften in ihren kleinen Städten den Einwohnern die Freiheit, um in Paläſtina der Ritterſchaft Ehre machen zu können.

Endlich im Jahr 1167 erklärt Pabſt Alexander der III, im Namen einer Kirchenverſammlung, daß alle Chriſten von der Knechſchaft befreit ſein müſſten. Dieſes Geſez einzig und allein mus ſein Andenken allen Völkern wehrt machen; ſo wie ſeine Beſtrebungen, Italien's Freiheit aufrecht zu erhalten, ſeinen Namen den Italienern theuer machen müſſen.

Kraft dieſes Geſezes erklärte lange nachher der König Ludwig Hütin in ſeinen Patenten, daß alle in Frankreich noch vorhandne

Knechte frank und frei ſein ſollten, weil es, wie er ſich ausdrükt, daß Königreich der Franken iſt. Er verkaufte zwar dieſe Freiheit, aber konnte wohl irgend ein Preis derſelben zu hoch ſein?

Inzwiſchen traten die Menſchen nur ſtufenweiſe, und mit der gröſſten Schwierigkeit, in ihre natürliche Rechte zurük. Ludwig Hütin konnte ſeine adliche Vaſallen nicht zwingen, für ihre Unterthanrn das zu thun, was er für die ſeinigen that. Die Bauern und ſelbſt die Bürger, blieben noch lange leibeigen, wie ſie es noch in verſchiednen Provinzen von Teutſchland ſind. In Frankreich ward nicht viel eher als zu **Karl's des VII** Zeiten, durch Schwächung des Adels, die Knechtſchaft gänzlich abgeſchaft. Die Engländer ſelbſt trugen viel dazu bei, indem ſie die Freiheit mitbrachten, die ihren Karakter ausmacht.

Schon vor Ludwig Hutin adelten die Könige einige Bürger. **Ludwig's des Heiligen** Sohn, **Philipp der Kühne**, adelte einen gewiſſer Raoul, den man Raoul den Goldſchmidt zu nennen pflegte, nicht weil er wirklich ein Handwerker war, denn in dieſem Fall wäre ſeine Erhebung in den Adelſtand lä-

cherlich geweſen, ſondern weil er die Aufſicht über das Königliche Silber hatte. Dieſe Aufſeher nannte man Goldſchmiede, wie man ſie noch zu London nennt, wo man viele Gewohnheiten aus dem alten Frankreich beibehalten hat; und **Ludwig der Heilige** adelte unſtreitig ſeinen Wundarzt la Broſſe, weil er ihn zu ſeinem Kammerherrn machte.

Die Gemeinen der Städte waren in Frankreich zuerſt unter Philipp dem Schönen im Jahre 1301 zu dem Génerallandtage zugelaſſen worden, der damals in die Stelle der alten Nationalparlamenter trat, die ſonſt aus dem Adel und den Prälaten beſtanden. Der Bürger oder der dritte Stand, gab dabei ſein Gutachten unter dem Namen einer Bittſchrift, welche knieend überreicht ward. Die Gewohnheit iſt beigeblieben, daß die Deputirten des Bürgerſtandes, auf einem Knie liegend, den König anreden, ſo wie die Parlamentsglieder bei den Lits de juſtice. Dieſe erſte Generalverſammlung der Landſtände ward gehalten, um ſich den Anmaaſſungen des Pabſtes Bonifaz des VIII. zu wiederſezen.

Man mus geſtehn, daß es für die Menſchheit traurig war, daß es nur zwei Stände im

Staate gab. Der eine beſtand aus den Lehnsherren, die nicht den fünftauſenden Theil der Nation ausmachten; der andre aus der Kleriſei, der noch viel weniger zalreich war, und der, durch ſeine geheiligte Stiftung, zu höhern, von weltlichen Geſchäften weit entfernten, Verrichtungen beſtimmt iſt. Der Hauptheil der Nation war alſo bis dahin für nichts gerechnet worden. Dies war eine von den eigentlichen Urſachen, die das Königreich Frankreich zurükgeſezt hatten, weil ſie allen Kunſtfleis, alle Erwerbſamkeit unterdrükte. Hätte der Staatskörper in Holland und England blos aus weltlichen und geiſtlichen Baronen beſtanden, ſo hätten dieſe Völker in dem Kriege von 1701 nicht das Gleichgewicht von Europa gehalten. In den Freiſtaaten, als Venedig und Genua, hatte das Volk niemals Theil an der Regierung, lebte aber auch niemals in der Sklaverei. Die Städtebewohner in Italien waren von den Bürgern der Nördlichern Länder ſehr weit unterſchieden. Die Bürger in Frankreich und Teutſchland waren Bürger eines Gutsherrn, eines Biſchofs, oder des Königs; ſie gehörten einem Menſchen an: die Städtebewohner in Italien hingegen gehörten blos der Republik.

Philipp der Schöne, dem man ſeine Treuloſigkeit beim Münzweſen, ſeine Verfolgung der Tempelherren, und eine vielleicht zu weit getriebne Rachſucht gegen **Bonifaz den** VIII. und deſſen Andenken vorwirft, erzeigte alſo der Nation dadurch eine groſſe Wohlthat, daß er den Bürgerſtand mit zu der Generalverſammlung der Landſtände von Frankreich berief.

Damals fing die Kammer der Gemeinen, oder das Unterhaus in England, an, ſich zu bilden, und gelangte, von 1300 an, zu groſſem Anſehn. So fing faſt überall das Chaos der Regierungsformen an, ſich zu entwikkeln, und zwar durch die Unglüksfälle ſelbſt, welche die gar zu anarchiſche Lehnsverfaſſung aller Orten veranlaſſt hatte. Wenn aber gleich die Völker ſo viel Freiheit und ſo viel Rechte wieder bekamen, ſo konnten ſie ſich doch noch lange nicht aus der Barbarei losreiſſen, in welche ſie die aus langer Knechtſchaft herrührende Dummheit und Fühlloſigkeit geſtürzt hatte. Sie bekamen ihre Freiheit, und wurden nun zu den Menſchen gezält, wurden aber dadurch weder geſitteter, noch betriebſamer.

Die grauſamen Kriege **Eduard's des** III. und **Heinrich's des** V. ſtürzten das Franzöſiſche

Volk in einen Zuſtand, der ſchlimmer war, als die Sklaverei, und es kam nicht eher zu Athem, als in den lezten Jahren Karl's des VII. Es war in England, nach Heinrich's des V Regierung, nicht minder unglüklich. In Teutſchland war ſein Schikſal, zu Wenzel's und Sigismund's Zeiten, minder beklagenswehrt, weil die Reichsſtädte ſchon mächtig waren.

Einunddreiſſigſtes Kapitel.

Steuern und Münzen.

Der Bürgerſtand diente, bei dem Generallandtage, den Philipp von Valois 1345 ausſchrieb, blos dazu, ſeine Einwilligung zu der erſten Auflage der Steuern und der Salzabgaben zu geben. Es iſt aber ausgemacht, daß die Landſtände in Frankreich mehr Gewalt bekommen hätten, wenn ſie öfter zuſammengekommen wären. Denn unter der Regierung eben dieſes Philipp's von Valois, der ſich durch Verfälſchung der Münze verhaſſt machte, und durch ſeine Widerwärtigkeiten ſein Anſehn verlor, ernannten die von uns ſchon erwähnten Landſtände von 1355 ſelbſt Kommiſſare aus allen dreien

Ständen, um das dem Könige bewilligte Geld einzuheben. Diejenigen, welche geben, was ſie wollen, und wie ſie wollen, theilen ſchon die ſouveräne Macht. Dies iſt die Urſach, warum die Könige dieſe Verſammlungen nur beriefen, wenn ſie es gar nicht ändern konnten.

Die ſeltne Gelegenheit, welche die Nation gehabt hat, ihre Bedürfniſſe, ihre Hülfsquellen, und ihre Kräfte, kennen zu lernen, hat die Landſtände immer verhindert, ſich die Folge von Geſchäften eigen zu machen, und die Landeskenntnis zu erwerben, welche feſtſtehende Geſellſchaften haben können. Da ſie immer, nach groſſen Zwiſchenzeiten zuſammenberufen würden, ſo erkundigten ſie ſich erſt untereinander nach den Geſezen und Gewohnheiten, anſtatt ſelbſt dergleichen vorzuſchreiben; ſie waren verlegen und ſchwankend.

Die Engliſchen Parlamenter haben ſich mehr Vorrechte zu verſchaffen gewuſſt, weil ſie ſich in das Recht eingeſezt, und auch darinn erhalten haben, ein notwendiger Staatskörper zu ſein, der die Nation vorſtellt. Hierinn wird man hauptſächlich den Unterſchied zwiſchen beiden Völkern gewahr. Beide ſind von einerlei Grundſäzen ausgegangen, und doch iſt ihre Regie-

rungs-

rungsform, die damals ganz gleich war, gänzlich verſchieden geworden. Die Landſtände von Arragonien, die Landſtände von Ungarn, und der Teutſche Reichstag, hatten noch gröſſre Vorrechte.

Die Landſtände von Frankreich, oder vielmehr von dem Theile Frankreichs, der für ſeinen König Karl'n den VII gegen den Uſurpator Heinrich den V. ſtritt, bewilligten im Jahr 1426 ihrem Herrn, auf die grosmütigſte Weiſe, eine allgemeine Steuer, und zwar mitten in der gröſſten Heftigkeit des Krieges, unter dem Druk einer Hungersnot, und zu einer Zeit, da man befürchtete, das Land ungebaut liegen laſſen zu müſſen. (Dies ſind die eigentlichen Ausdrükke in der Rede des Bürgerſtandes.) Dieſe Auflage blieb nachher für beſtändig. Vorher lebten die Könige von ihren Domänengütern; aber Karl der VII hatte faſt keine Domänen mehr, und ohne die braven Kriegsmänner, die ſich für ihn und für das Vaterland aufopferten, ohne den Konnetable de Richemont, der ihn beherrſchte, aber ihn zugleich auf eigne Unkoſten diente, war Karl der VII verloren.

Die Landleute, welche vorher ihren Herren, deren Leibeigne ſie geweſen waren, Steuern be-

zalt hatten, bezalten dieſen Tribut bald nachher dem Könige allein, deſſen Unterthanen ſie waren. Die Könige hatten zwar auch ſchon, ſelbſt vor Ludwig dem Heiligen, in den ſogenannten Königlichen Erbländern Steuern erhoben. Die Brodſteuer und die Weinſteuer, die anfänglich in Natura, und nachher in Gelde, entrichtet wurden, ſind bekannt genug. Das Wort Taille, welches im Franzöſiſchen Steuer bezeichnet, und eigentlich ein Schnitt heiſſt, kommt von der Gewohnheit der Einſammler her, welche durch einen Schnitt auf ein Stükchen Holz anzeichneten, was die Steuerpflichtigen entrichtet hatten. Nichts war bei dem gemeinen Mann ſeltner, als die Kunſt, zu ſchreiben. Selbſt das Herkommen und die Gebräuche in den Städten waren nicht niedergeſchrieben, und eben dieſer Karl der VII lies ſie erſt im Jahre 1454 in Ordnung bringen und einſchreiben, als er dem Königreiche die ſo lange entbehrte Polizei und Ruhe wiedergegeben hatte, und aus einer ſo langen Reihe von Unglüksfällen eine neue Regierungsform erwachſen war.

Ich betrachte alſo hier überhaupt das Schikſal der Menſchen mehr, als die Veränderungen des Thrones. Das menſchliche Geſchlecht mus

der eigentliche Gegenſtand der Aufmerkſamkeit in n der Geſchichte ſein. Hier hätte jeder Schriftſteller ſagen müſſen: Homo ſum; aber die mehreſten Hiſtoriker haben nur Schlachten beſchrieben.

Was in Europa die öffentliche Ordnung, die Ruhe und den Wohlſtand der Familien noch mehr ſtörte, war die ſchlechtere Ausmünzung der bisherigen Geldſorten. Jeder Gutsbeſizer lies Münzen ſchlagen, die er am Gehalt und Gewicht verfälſchte, und ſich dadurch für einen vorübergehenden Nuzen einen dauernden Nachtheil zuzog. Die Könige waren von den Zeitläuften gezwungen worden, dies traurige Beiſpiel zu geben. Ich habe ſchon angemerkt, daß das Gold von einem Theil Europens, und beſonders von Frankreich, bei den unglükſeligen Kreuzzügen, von Aſien und Afrika verſchlungen worden war. Man muſſte alſo, bei den immer von neuem zunemenden Bedürfniſſen, den numeriſchen Wehrt der Münzen vermehren. Ein Livre, oder eigentliches Pfund galt zu des Königs Karl's des V. Zeiten, nachdem er ſein Königreich erobert hatte, ſieben Livres an Zählwehrt. Unter Karl'n dem Groſſen hatte ein Livre wirklich das Gewicht eines Pfundes von zwölf Unzen. Das Livre bei Karl'n dem V war alſo

nur der ſiebente Theil des alten Livres. Eine Familie alſo, die zu ihrem Unterhalte eine alte Abgabe, einen Lehnszins, oder eine Geldſteuer zu erheben hatte, war ſiebenmal ärmer geworden.

Aus einem noch auffallendern Beiſpiele kann man abnemen, wie wenig Geld in einem Königreiche, wie Frankreich iſt, umlief. Eben dieſer Karl der V erklärte, daß die Königlichen Prinzen von Frankreich zwölftauſend Livres an jährlichen Appanagengeldern haben ſollten. Dieſe zwölftauſend Livres betragen in jezigem Gelde nicht mehr, als hundertundvierundzwanzigtauſend Livres. Eine kleine Einname für den Sohn eines Königs! In Teutſchland, Spanien und England war das Geld nicht minder ſelten.

Der König Eduard der III war der Erſte, welcher Goldmünzen ſchlagen lies. Man erinnre ſich, daß die Römer nicht eher Goldmünzen hatten, als ſechshundertundfunfzig Jahr nach Erbauung der Stadt Rom.

Heinrich's des V ganzes Einkommen beſtand nur in ſechsundfunfzigtauſend Pfund Sterling, welche in jeziger Franzöſiſcher Münze etwa eine Million zweimalhundertundzwanzigtauſend Livres betragen. Mit dieſer geringen Beihülfe

wollt' er Frankreich erobern; muſſte aber auch, nach dem Siege bei Azincourt, in London Geld aufborgen, und alles verpfänden, um den Krieg wieder anfangen zu können, und zulezt hatte er ſeine Eroberungen mehr dem Eiſen, als dem Golde, zu danken.

In Schweden kannte man damals nichts, als Eiſen- und Kupfermünze. In Dänemark war kein ander Geld, als was durch den Lübekſchen Handel in's Land gekommen war, und das war nicht viel.

Bei dieſem, nach den Kreuzzügen in Frankreich herrſchenden, allgemeinen Geldmangel, hatte der König Philipp der Schöne nicht allein den eingebildeten Wehrt des Geldes erhöht, ſondern lies auch die Münze geringhaltiger prägen, und ihr zuviel Zuſaz geben. Mit Einem Worte, es war falſche Münze, und die Empörungen, welche dieſes Verfahren nach ſich zog, machten die Nation nicht glüklicher. Philipp von Valois ging noch weiter, als Philipp der Schöne. Die Münzofficianten muſſten auf das Evangelium ſchwören, verſchwiegen zu ſein. Er befielt ihnen in ſeiner Vorſchrift, die Kaufleute zu betrügen, jedoch ſo, daß ſie keine Veränderung im Gewicht merken.

Wie konnt' er aber hoffen, daß dieſe Treuloſigkeit unentdekt bleiben würde? Und was waren das für Zeiten, wo man genötigt war, zu ſolchen Kunſtgriffen ſeine Zuflucht zu nemen, und wo faſt alle Lehnsbeſizer, ſeit Ludwig's des Heiligen Zeiten, eben das thaten, was man Philipp dem Schönen, und Philipp von Valois, vorwirft! Dieſe Herren verkauften in Frankreich ihr Münzrecht dem Landesherrn; in Teutſchland haben ſie es alle beibehalten. Daraus entſprangen zuweilen groſſe Misbräuche; ſie waren aber nie ſo allgemein und ſo ſchädlich.

Dreiunddreiſſigſtes Kapitel.

Von dem Pariſer Parlamente bis auf Karl'n den VII.

Wenn Philipp der Schöne, der durch Verfälſchung der guten Münze Ludwig's des Heiligen ſo viel Schaden anrichtete, dadurch wieder viel Gutes ſtiftete, daß er die Bürger, die wirklich den Körper der Nation ausmachen, zu den Nationalverſammlungen zulies, ſo erzeigte er dem Lande dadurch nicht minder eine groſſe Wohlthat, daß er einen oberſten Gerichts-

hof unter dem Namen eines Parlaments nieder≈ſezte, das ſeinen Siz in Paris haben ſollte.

Was man über den Urſprung und die Be≈ſchaffenheit des Pariſer Parlaments geſchrieben hat, giebt nur dunkle Begriffe davon, weil der Uebergang von den alten Gewohnheiten zu den neuen aus den Augen gerükt wird. Der eine giebt vor, daß die Appellations≈ und Reviſions≈Kammern, *chambres des enquêtes & des requêtes*, genau und eigentlich lich die alten Eroberer von Gallien vorſtellen; der andre behauptet, daß das Parlament keine andre Befugnis hat, Recht zu ſprechen, als weil die alten Pairs die Richter der Nation wa≈ren, und das Parlament der Gerichtshof der Pairs heiſſt.

Etwas Aufmerkſamkeit kann dieſe Begriffe berichtigen. Im Anfange des vierzehnten Jahr≈hunderts ging, unter Philipp dem Schö≈nen, in Frankreich eine groſſe Veränderung vor; die groſſe Lehnsverfaſſung und ariſtokrati≈ſche Regierungsform in den Domänen des Kö≈nigs von Frankreich war nach und nach untergra≈ben worden; weil faſt zu gleicher Zeit Philipp der Schöne alle die ſogenannten Parlamenter von Paris, Toulouſe, und der Normandie,

und die Provinciallandgerichte von Troyes er¬richtete, um die Juſtiz zu verwalten; weil das Pariſer Parlament, ſeines groſſen Gerichts¬ſprengels wegen, das anſehnlichſte war, und Philipp der Schöne ihm Paris zum Siz anwies, Philipp der Lange aber demſelben eine beſtändige Dauer gab. Es war der Bewahrer und der Ausleger der alten und neuen Geſeze, der Beſchüzer der Vorrechte der Krone, und das Orakel der Nation. Aber es ſtellte keinesweges die Nation ſelbſt vor. Um dieſe vorzuſtellen, mus man entweder von ihr ſelbſt dazu ernannt ſein, oder ein ſeiner Perſon anhaftendes Recht dazu haben. Die Mitglieder dieſes Parlaments, (die Pairs ausgenommen,) wurden vom Könige er¬nannt, erhielten vom Könige ihre Bezalung, und konnten vom Könige abgeſezt werden.

Das eigentliche Konſeil des Königs, die Landſtände und das Parlament, waren drei ſehr verſchiedne Dinge. Die Landſtände waren wirk¬lich das alte Parlament der ganzen Nation, wel¬chem man noch die Deputirten der Gemeinen beigefügt hatte. Der Staatsrat des Königs be¬ſtand aus den hohen Kronbedienten, die er dazu ernennen wollte, und hauptſächlich aus den Pairs des Reichs, die alle Prinzen von Geblüt

waren; und der Gerichtshof, der den Namen Parlament führte, und ſeinen feſten Siz zu Paris bekommen hatte, beſtand anfänglich aus Biſchöfen und Rittern, denen theils geiſtliche, theils weltliche Geſezverſtändige an die Seite geſezt waren.

Den Pairs gebührte nun freilich wohl das Recht, in dieſem Gerichtshofe zu ſizen, weil ſie urſprünglich die Richter der Nation waren. Aber wenn auch die Pairs nicht das Recht gehabt hätten, darin zu ſizen, ſo wär' er nichts deſto weniger ein oberſter oder ſouveräner Gerichtshof geweſen, ſo wie das Teutſche Reichskammergericht ein ſouveräner oder höchſter Gerichtshof iſt, obgleich die Kurfürſten, und die übrigen Reichsfürſten, nie darin geſeſſen haben; und ſo wie der Rat von Kaſtilien auch ein höchſtes Gericht iſt, obgleich den Grands von Spanien das Recht der Sizung in demſelben nicht zuſteht.

Dieſes Parlament war nicht ſo, wie die alten Verſammlungen auf ofnem Felde, im März und Mai, wovon es den Namen beibehalten hatte. Die Pairs hatten zwar das Recht, demſelben beizuwohnen; aber dieſe Pairs waren nicht, wie ſie es noch in England ſind, die einzi-

gen Edelleute des Reichs. Sie waren Fürſten, die von der Krone abhingen; und wenn man neue Pairs ernannte, ſo durfte man ſie nicht anders, als unter den Prinzen, auswählen. Als die Provinz Champagne aufhörte, eine Pairſchaft zu ſein, weil Philipp der Schöne ſie durch ſeine Heurat an ſich gebracht hatte, ſo erhob er Bretagne und Artois zur Pairſchaft. Die Regenten dieſer Staaten kamen nun freilich nicht nach Paris, um im Parlamente Sentenzen zu machen; viele Biſchöfe aber wohnten doch demſelben bei.

Dieſes neue Parlament kam anfänglich viermal im Jahre zuſammen. Die Mitglieder dieſes Gerichtshofes wurden oft abgewechſelt, und der König bezalte ſie für jede Sizung aus ſeinem Schaze.

Dieſe Parlamenter nannte man ſouveräne Gerichtshöfe. Der Präſident nannte ſich den Souverän der Verſammlung, welches weiter nichts bedeutete, als das Oberhaupt. Dies beweiſen die ausdrüklichen Worte in der Verordnung Philipp's des Schönen: Kein Mitglied ſoll ſich aus der Kammer entfernen, ohne die Erlaubnis ſeines Souveräns. Noch mus ich anführen,

daß es anfänglich nicht erlaubt war, ſeine Klage durch einen Sachwalter anbringen zu laſſen. Man muſſte perſönlich vor Gericht ſtehn, wenn man nicht vom Könige ausdrüklich davon diſpenſirt war.

Hätten die Prälaten ihr Recht beibehalten, den Sizungen dieſer noch immer fortdauernden Geſellſchaft beizuwohnen, ſo hätte dieſelbe mit der Zeit eine immerwährende Verſammlung der Landſtände werden können. Im Jahre 1320 wurden unter Philipp dem Langen, die Biſchöfe davon ausgeſchloſſen. Anfänglich hatten ſie im Parlamente den Vorſiz und vor dem Kanzler den Vortritt gehabt. Der erſte Laie, welcher auf Befel des Königs, im Jahre 1320 den Vorſiz in dieſer Geſellſchaft bekam, war einer von den hohen Baronen des Reichs, ein Graf von Boulogne, der alle Regalien hatte, mit Einem Worte: ein Fürſt. Alle Rechtsgelehrte namen den bloſſen Natstitel an bis um das Jahr 1350. Als nachher die Juriſten Präſidenten geworden waren, trugen ſie den ritterlichen Ceremonienmantel. Sie hatten die Vorrechte des Adels, und man nannte ſie oft Ritter des Geſezes. Aber der Adel von Geburt und Wapen verachtete immer dieſen friedli-

chen Adel. Die Nachkommen dieſes juriſtiſchen Adels ſind in Teutſchland noch nicht ſtiftsfähig. Es iſt ein Ueberbleibſel der alten Barbarei, das ſchönſte Geſchäft der Menſchheit, Gerechtigkeit zu handhaben, mit einer Art von Unehre zu belegen.

Man wendet dagegen ein, daß es nicht das Geſchäft, Gerechtigkeit zu handhaben, iſt, welches dieſe Leute erniedrigt, weil die Pairs und die Könige ſelbſt die Gerechtigkeit handhabten, ſondern daß Leute, die im Knechtsſtande ſind geboren worden, und die anfänglich bei dem Pariſer Parlament angeſezt wurden, um die Proceſſe zu inſtruiren, nicht aber, ſelbſt eine Stimme zu haben, die ſich aber in der Folge die Rechte des Adels angemaaſſt, dem es allein zukommt, die Nation zu richten, mit eben dieſem Adel Ehrenzeichen nicht theilen müſſen, die an ſich ſelbſt untheilbar ſind. Der berühmte Erzbiſchof Fenelon von Cambrai ſagt in einem Schreiben an die Franzöſiſche Akademie, daß man der alten Gebräuche des Landes kundig ſein müſſte, wenn man wehrt ſein wollte, die Geſchichte von Frankreich zu ſchreiben. Man müſſte, zum Beiſpiel, wiſſen, daß die Parlamentsräte urſprünglich Knechte waren, die die

Landesgeſeze ſtudirt hatten, und dem Adel im Parlamente mit ihrem Rate beiſtanden. Dies mag von einigen wahr ſein, die ſich durch ihr Verdienſt zu dieſer Ehre emporgeſchwungen haben; aber es iſt doch noch gewiſſer, daß die meiſten nicht Knechte waren, ſondern Söhne guter Bürger, die längſt die Freiheit hatten, und frei unter dem Schuze der Könige lebten, deren Bürger ſie waren. Dieſer Bürgerſtand hat aller Orten, und zu allen Zeiten, mehr Gelegenheit, etwas zu lernen, als die in der Knechtſchaft gebornen Menſchen.

Dieſer Gerichtshof war bekanntermaaſſen, was in England das Königliche Bankgericht iſt. Die Engliſchen Könige, als Vaſallen der Könige von Frankreich, ahmten in allen Stükken den Gebräuchen ihrer Lehnsherren nach. Im Pariſer Parlamente war ein Königlicher Prokurator, im Engliſchen Gerichte der Königsbank desgleichen. Der Kanzler von Frankreich kann in den Franzöſiſchen Parlamentern, und der Kanzler von England bei der Königsbank präſidiren. Der König und die Pairs von England können die Sentenzen des Bankgerichts aufheben, ſo wie der König von Frankreich die Sentenzen des Parlaments in ſeinem Staatsrate

aufhebt, und ſie mit den Pairs, den Reichs-
baronen und dem Adel in der Generalverſamm-
lung der Landſtände aufheben würde, welche
das Parlament der Nation ſind. Die Königs-
bank kann keine Geſeze machen, ſo wie auch das
Pariſer Parlament keine machen kann. Selbſt
das Wort Bank beweiſt die vollkommne Aehn-
lichkeit. Die Bank der Präſidenten hat ihren
Namen in Frankreich beibehalten, und heiſſt
noch heut zu Tage die groſſe Bank.

Die Engliſche Regierungsform hat ſich nicht,
wie die Franzöſiſche, verändert, wie wir ſchon
erinnert haben. Die Engliſchen Landſtände ſind
beibehalten worden. Sie haben an der Geſez-
gebung Theil genommen; die Franzöſiſchen, die
nur ſelten zuſammenberufen wurden, ſind gänz-
lich aus der Gewohnheit gekommen. Die Ge-
richtshöfe, welche in Frankreich Parlamen-
ter heiſſen, haben dadurch, daß ihnen eine be-
ſtändige Dauer beigelegt ward, und daß ſie be-
trächtlich vermehrt wurden, bald durch König-
liche Konzeſſionen, bald durch die Gewohnheit,
und bald durch unglükliche Zeitläufte ſelbſt, un-
vermerkt Vorrechte bekommen, die ſie, weder
unter Philipp dem Schönen, noch unter

den Söhnen deſſelben, noch unter Ludwig dem XI, beſaſſen.

Der gröſſte Glanz des Pariſer Parlaments kam von der Gewohnheit her, welche die Könige von Frankreich einführten, ihre Traktaten und Edikte bei dieſer bleibenden Parlamentskammer regiſtriren zu laſſen, damit die Niederlage derſelben mehrere Beglaubigung hätte. Uebrigens hatte dieſe Kammer nichts mit irgend einem Staats- oder Finanzgeſchäfte zu thun. Alles, was die Einkünfte des Königs und die Auflagen betraf, ſtand ohne Widerrede unter der Rechenkammer. Die erſten Gegenvorſtellungen des Parlaments in Finanzſachen ſind von den Zeiten Franz des I.

Alles verändert ſich bei den Franzoſen, weit mehr, als bei den andern Völkern. Es war ein altes Herkommen, daß keine Sentenz, welche Leben oder Ehre angrif, vollzogen ward, wenn ſie nicht vom Landesherrn war unterſchrieben worden. So wird es noch in England und in vielen andern Ländern gehalten; und nichts iſt menſchlicher und gerechter. Fanatiſmus, Parteigeiſt und Unwiſſenheit, haben manchen unſchuldigen Bürger zum Tode verurtheilen helfen. Dieſe Bürger gehören dem Könige, das

heiſſt dem Staate. Man entreiſſt dem Vaterlande einen Menſchen, und beſchimpft ſeine Familie, ohne daß derjenige was davon weis, der das Vaterland vorſtellt. Wie viele Unſchuldige, die wegen Kezerei, Hexerei, und tauſend eingebildeter Verbrechen, angeklagt wurden, hätten einem einſichtsvollen und aufgeklärten Könige ihr Leben zu danken gehabt!

Karl der VI. war nichts weniger, als aufgeklärt, ſondern vielmehr in dem traurigen Zuſtande, in welchem ein Menſch andern Menſchen zum Spielwerk dient.

In dieſem auf immerwährende Dauer geſezten, zu Paris im Pallaſte des heiligen Ludwig's angeſtellten Parlamente nun war es, wo Karl der VI. am 23. December 1420, in Gegenwart des Königs Heinrich's des V. von England, das berüchtigte Lit de Juſtice hielt, in welchem er ſeinen vielgeliebten Sohn Heinrich zum Erben und Regenten des Königreichs ernannte. Hier war es, wo der leibliche Sohn des Königs nicht anders genannt ward, als Karl, der ſich ſo nennende Dauphin, und wo alle Mitgenoſſen der an dem Herzog von Bourgogne, Johann ohne Furcht, verübten Mordthat

für

für Majeſtätsverbrecher erklärt, und aller Suc⸗ceſſion unfähig erklärt wurden. Das hies doch wirklich, den Dauphin ſelbſt verurtheilen, ohne ihn zu nennen.

Das ging noch weiter. Man verſichert: die Parlamentsregiſter vom Jahre 1420 beſagten, daß der Dauphin, (in der Folge Karl der VII.) vorher im Monat Januar ſei dreimal unter Trompetenſchall vorgeladen, und, hartnäkkigen Ausbleibens wegen, zu lebenswieriger Verban⸗nung verurtheilt worden; wovon er, wie das Regiſter hinzuſezt, an Gott, und ſeinen Degen appellirt habe. Wenn das Regi⸗ſter die Wahrheit ſagt, ſo verging alſo beinahe ein Jahr zwiſchen der Verurtheilung und dem Lit de Juſtice, welches die grauſame Sentenz nur zu ſehr beſtätigte.

Ein Wunder iſt es eben nicht, daß der Ur⸗theilsſpruch ſo ausfiel. Der Herzog Philipp von Bourgogne, ein Sohn des ermordeten Herzogs, war allmächtig in Paris. Des Dau⸗phin's Mutter war gegen ihren Sohn eine un⸗verſöhnliche Stiefmutter geworden. Der ſeines Verſtandes beraubte König war in fremden Hän⸗den, und der Dauphin endlich hatte ein Verbre⸗chen durch ein noch ſchreklichers Verbrechen be⸗

ſtraft, und ſeinen Vetter Johann von Bourgogne, der durch geſchwornen Eid war in's Garn gelokt worden, vor ſeinen Augen ermorden laſſen. Noch Eine Anmerkung über den Geiſt der damaligen Zeit! Eben dieſer Heinrich der V, König von England und Regent von Frankreich, war, als Prinz von Wallis, auf den bloſſen Befel eines gemeinen Richters, dem er eine Ohrfeige gegeben hatte, als dieſer Richter auf ſeinem Richterſtuhle ſas, zu London in's Gefängnis geworfen worden.

In eben dieſem Jahrhunderte ſah man noch ein fürchterliches Beiſpiel von ſchreklich übertriebner Gerechtigkeit. Ein Bannus von Kroatien unterſteht ſich, die Regentinn von Ungarn, Eliſabeth, weil ſie den König Carl von Durazzo umbringen laſſen, zum Tode zu verurtheilen und erſäufen zu laſſen.

Das Urtheil des Parlaments gegen den Dauphin war von einer andern Art; es war nur das Werkzeug einer höhern Gewalt. Man hatte dem Herzoge Johann von Bourgogne keinen Proces gemacht, als er den Herzog von Orleans ermordete; dem Dauphin aber machte man den Proces, um den Mord eines Mörders zu rächen.

Wenn man die traurige Geſchichte dieſer Zeiten lieſt, mus man ſich erinnern, daß, nach dem berüchtigten Traktat von Troyes, welcher Frankreich dem Könige Heinrich dem V. von England gab, zwei Parlamenter zugleich vorhanden waren, ſo wie man, beinahe dreihundert Jahre nachher, zu den Zeiten der Ligue, auch zwei Parlamenter ſah. Aber bei der Zerrüttung unter Karl'n dem VII. war alles doppelt. Es gab zwei Könige, zwei Königinnen, zwei Parlamenter, zwei Pariſer Univerſitäten; und jede Partei hatte ihre Marſchälle und ihre hohe Kronbedienten.

Ich merke noch an, daß zu dieſen Zeiten, wenn einem Pair des Reichs der Proces gemacht werden muſſte, der König verbunden war, in dem Gerichte zu präſidiren. Karl der VII. ſas, dieſer Gewohnheit zufolge, in dem lezten Jahre ſeines Lebens ſelbſt an die Spize der Richter, welche den Herzog von Alençon verurtheilten. Dieſe Gewohnheit ward nachher, als der Gerechtigkeit und der Majeſtät des Königs unanſtändig, betrachtet, weil die Gegenwart des Landesherrn den Stimmen die Freiheit zu benemen ſchien, und in Kriminalfällen grade

dieſe Gegenwart, welche nur Begnadigungen ankündigen ſoll, zur Strenge anreizen konnte.

Endlich merk' ich an, daß es zur Verurtheilung eines Pairs weſentlich nötig war, die Pairs zu verſammeln. Dieſe waren ſeine natürliche Richter. In dem Proces gegen den Herzog von Alençon fügte Karl der VII. noch die hohen Kronbedienten hinzu; ja er ging noch weiter, denn er lies dieſer Verſammlung auch die Schazmeiſter von Frankreich und die weltlichen Deputirten des Parlaments beiwohnen. So ändert ſich alles. Die Geſchichte der Gewohnheiten, der Geſeze und der Vorrechte, iſt in vielen Ländern und beſonders in Frankreich, weiter nichts, als ein Gemälde mit beweglichen Figuren.

Es iſt alſo ein ganz vergeblicher Gedanke, und eine ſehr undankbare Arbeit, alles auf alte Gewohnheiten zurükführen, und das Rad feſthalten zu wollen, welches die Zeit mit unwiderſtehlicher Gewalt umtreibt. An welchen Zeitpunkt ſoll man ſich halten? Etwa an den, da das Wort Parlament eine Verſammlung von Hauptleuten der Franken bezeichnet, die am erſten März auf ofnem Felde zuſammenkamen, um die Theilung der Beute feſtzuſezen? oder an den, da

alle Biſchöfe das Recht hatten in einem Gerichtshofe zu ſizen, der auch Parlament hies? oder an die Zeit, da die Baronen des Reichs die Gemeinen in der Sklaverei hielten? Bis zu welchem Jahrhundert, bis zu welchem Geſeze müſſte man zurükgehn; und bei welcher Gewohnheit müſſte man ſtehn bleiben? Ein Römiſcher Bürger hätte eben ſo viel Recht, von dem Pabſte Konſuln zu fordern, und Tribunen, und einen Senat und Komitien, und die ganze Wiederherſtellung des alten Römiſchen Freiſtaats; und ein Bürger von Athen könnte von dem Türkiſchen Kaiſer die Wiedereinſezung des Areopagus verlangen, und die alten Volksverſammlungen.

Vierunddreiſſigſtes Kapitel.

Von der Kirchenverſammlung zu Baſel, zu Karl's des VII. Zeiten, im funfzehnten Jahrhunderte.

Was die Generalverſammlungen der Landſtände für die Könige, das ſind die Kirchenverſammlungen für die Päbſte; aber was ſich am ähnlichſten ſieht, iſt immer verſchieden. In ſolchen

Monarchien, wo noch am meiſten republikaniſcher Geiſt athmet, haben die Landſtände ſich niemals über die Könige erhaben geglaubt, ob ſie gleich, in dringenden Notfällen, oder bei entſtandnen Unruhen, ihre Landesherren abgeſezt haben.

Die Kurfürſten, welche den Kaiſer Wenzel abſezten, haben ſich nie über einen regierenden Kaiſer erhaben geglaubt. Die Arragoniſchen Cortes ſagten zum Könige, den ſie erwählten: *Nos que valemos tanto como vos, y que podemos mas que vos;* aber wenn der König gekrönt war, druckten ſie ſich nicht ſo aus, und nannten ſich nicht mehr demjenigen überlegen, den ſie zu ihrem Herrn gemacht hatten.

Aber mit einer Verſammlung von Biſchöfen ſo vieler Kirchen, die alle gleich unabhängig ſind, hat es nicht eben die Bewandnis, wie mit einem monarchiſchen Staatskörper. Dieſer Körper hat einen Souverän, und die Kirchen haben nur einen oberſten Biſchof. Religionsmaterien, Lehre und Kirchenzucht, können nicht, mit verächtlicher Hintanſezung der ganzen Welt, der Entſcheidung eines einzelnen Mannes unterworfen werden. Die Kirchenverſammlungen ſind alſo den Päbſten in eben dem Sinne überlegen,

wie tauſend Meinungen eine einzelne Meinung überwiegen. Es fragt ſich nur noch, ob ſie das Recht haben, ihn abzuſezen, wie der Polniſche Reichstag, und die Kurfürſten des Teutſchen Reichs, die Befugnis haben, ihren Souverän abzuſezen.

Dies iſt eine von den Fragen, worin das Recht des Stärkern ganz allein zu entſcheiden vermag. Wenn von der einen Seite eine bloſſe Provinzialkirchenverſammlung einen Biſchof entſezen kann, ſo kann mit noch gröſſerm Rechte eine Verſammlung der ganzen Chriſtlichen Welt den Biſchof von Rom abſezen. Aber von der andern Seite iſt dieſer Biſchof ein ſouveräner Landesherr. Keine Kirchenverſammlung hat ihm ſeine Staaten gegeben; wie können ſie ihm denn durch Kirchenverſammlungen genommen werden, wenn ſeine Unterthanen mit ſeiner Regierung zufrieden ſind? Ein geiſtlicher Kurfürſt, mit welchem das Reich und ſein Kurfürſtenthum zufrieden wären, würde als Biſchof vergebens von allen Biſchöfen des Erdbodens abgeſezt werden; er würde Kurfürſt bleiben, mit demſelben Rechte, womit ein König ſouverän bliebe, den die ganze Kirche exkommunicirte, wenn er nur in ſeinem Lande die höchſte Gewalt behält.

Die Kirchenverſammlung zu Koſtniz hatte den Souverän von Rom abgeſezt, weil Rom ſich weder dawider ſezen wollte, noch konnte. Die Kirchenverſammlung zu Baſel, welche zehn Jahre nachher dieſem Beiſpiel folgen wollte, war ein Beweis, wie ſehr ein Beiſpiel trügen kann, wie verſchieden die Angelegenheiten ſind, die ganz dieſelben zu ſein ſcheinen, und daß dasjenige, was zu einer Zeit gros und blos kühn iſt, zu einer andern klein und verwegen ſein kann.

Die Kirchenverſammlung zu Baſel war nur eine Fortſezung verſchiedner andern, die der Pabſt Martin der V, bald zu Pavia, bald zu Siena ausgeſchrieben hatte. Sobald aber der Pabſt Eugen der IV. im Jahre 1431. erwählt war, erklärten die Väter gleich anfangs, daß der Pabſt ihre Verſammlung weder aufheben, noch anders wohin verlegen dürfte, und daß er ihnen untergeben wäre, auch von ihnen beſtraft werden könnte. Auf dieſe Erklärung befal der Pabſt die Aufhebung der Kirchenverſammlung. Aus dieſem übereilten Schritte der Väter ſcheint mehr Eifer, als Klugheit, hervorzuleuchten, und zwar Eifer, der ſehr nachtheilig werden konnte.

Der Kaiſer Sigismund, der noch regierte, war nicht Herr von Eugen's Perſon, wie er es von der Perſon Johann's des XXIII geweſen war. Er behandelte den Pabſt und die Kirchenverſammlung mit gleicher Schonung. Das öffentliche Aergernis blieb lange bei Unterhandlungen ſtehen, in welche man den Orient und den Occident hineinzog. Das Griechiſche Kaiſerthum konnte ſich, ohne den Beiſtand der Lateiniſchen Fürſten, nicht länger gegen die Türken halten, und um einen ſchwachen und noch dazu ſehr ungewiſſen Beiſtand zu erhalten, muſſte die Griechiſche Kirche ſich der Römiſchen unterwerfen. Von dieſer Unterwerfung war ſie ſehr weit entfernt. Je näher die Gefahr war, deſto hartnäkkiger waren die Griechen. Aber der Kaiſer Johann Paläologus, der zweite dieſes Namens, den die Gefahr näher anging, that aus Staatsklugheit, was ſeine ganze Kleriſei aus Hartnäkkigkeit nicht thun wollte.

Er war bereit, alles zu bewilligen, wenn er nur Hülfe bekäme. Er wandte ſich zugleich an den Pabſt und an die Kirchenverſammlung; und Beide wetteiferten um die Ehre, die Griechen zum Nachgeben zu bringen. Er ſchikte Geſandten nach Baſel, wo der Pabſt einige An-

hänger hatte, die ſchlauer und geſchikter waren, als die andern Väter. Die Kirchenverſammlung hatte beſchloſſen, daß man dem Kaiſer etwas Geld, und Galeeren ſchikken ſollte, um ihn nach Italien zu bringen, und daß man ihn alsdann in Baſel empfangen wollte. Des Pabſtes Anhänger machten ein falſches Dekret, worinn im Namen der Kirchenverſammlung ſelbſt geſagt ward, daß der Kaiſer zu Florenz empfangen werden ſollte, wohin der Pabſt die Kirchenverſammlung verlegte. Darauf namen ſie das Schlos von dem Käſtchen weg, wo die Siegel der Kirchenverſammlung verwahrt wurden, und beſiegelten alſo, im Namen der Väter ſelbſt, das Gegentheil von dem, was die Verſammlung beſchloſſen hatte. Dieſer Italienerknif gelang; und es fiel in die Sinne, daß der Pabſt in allen Stükken den Vortheil über die Kirchenverſammlung haben muſſte.

Dieſe Verſammlung hatte kein Oberhaupt, welches die Gemüter zur Einigkeit bringen, und den Pabſt unterdrükken konnte, wie ſie zu Koſtniz gehabt hatte. Auch hatte ſie keinen beſtimmten Endzwek. Sie betrug ſich mit ſo weniger Klugheit, daß die Väter in einer den Griechiſchen Geſandten übergebnen Schrift ſagten,

daß ſie, nachdem ſie die Kezerei der Huſſiten ausgerottet hätten, nun auch die Kezerei der Griechiſchen Kirche ausrotten wollten. Der feinere Pabſt ging mit mehr Geſchiklichkeit zu Werke. Er ſprach mit den Griechen von lauter Einigkeit und Bruderliebe, und vermied alle beleidigende Ausdrükke. Er war ein ſehr kluger Mann, der ſchon die Unruhen in Rom beigelegt hatte, und mächtig geworden war. Er hatte Galeeren in Bereitſchaft, ehe die Galeeren der Kirchenväter zu Stande kamen.

Der Kaiſer, den der Pabſt freihielt, ſchifte 1439.
ſich mit ſeinem Patriarchen und einigen ausgeſuchten Biſchöfen ein, welche kein Bedenken trugen, zum Nuzen des Vaterlandes den Meinungen der ganzen Griechiſchen Kirche zu entſagen. Der Pabſt empfing ſie zu Ferrara. Der Kaiſer und die Biſchöfe beobachteten, bei aller wirklichen Unterwerfung, doch den Schein der Majeſtät und Kaiſerlichen Würde, nebſt der Würde der Griechiſchen Kirche. Niemand küſſte dem Pabſt die Füſſe, aber nach einigen Einwendungen über das *Filioque*, welches Rom ſeit langer Zeit dem Apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe eingeſchaltet hatte, über das ungeſäuerte Brod, und über das Fegefeuer, trat man in

allen Stükken der Meinung der Römiſchen Kirche bei.

Der Pabſt verlegte ſeine Kirchenverſammlung von Ferrara nach Florenz. Da namen die Deputirten der Griechiſchen Kirche das Fegefeuer an, und es ward entſcheidend feſtgeſezt: daß der heilige Geiſt vom Vater und Sohn ausgeht; daß der Vater dem Sohn alles mittheilt, die Vaterwürde ausgenommen, und daß der Sohn von Ewigkeit her mit ſchaffender Kraft verſehen iſt.

Endlich unterzeichnete der Griechiſche Kaiſer, ſein Patriarch, und faſt alle ſeine Prälaten, zu Florenz den ſo lange beſtrittnen Punkt des Vorranges vor dem Biſchof von Rom. Die Geſchichte von Bizanz verſichert, daß der Pabſt dieſe Unterzeichnung mit Gelde erkaufte. Das iſt ganz wahrſcheinlich; denn dem Pabſte war daran gelegen, ſich dieſen Vortheil zu verſchaffen, es möchte koſten, was es wollte, und die Biſchöfe eines von den Türken verheerten Landes waren arm.

Dieſe Vereinigung der Griechen und Lateiner war im Grunde nur vorübergehend; es war eine Komödie, die der Kaiſer Johann Paläo-

logus ſpielte. Die ganze Griechiſche Kirche war dawider. Die Biſchöfe, welche zu Florenz unterzeichnet hatten, baten zu Konſtantinopel deshalb um Vergebung, und ſagten, ſie wären an ihrem Glauben zu Verrätern geworden. Man verglich ſie mit dem Judas, der ſeinen Herrn verriet. Ihre Kirche ſöhnte ſich nicht eher wieder mit ihnen aus, als bis ſie die den Lateinern vorgeworfne Neuerungen abgeſchworen hatten.

Die Lateiniſche und Griechiſche Kirche waren nun uneiniger als jemals. Die Griechen, die ſich immer auf ihr Alterthum, auf ihre erſten Generalkirchenverſammlungen, und auf ihre Wiſſenſchaften, viel einbildeten, beſtärkten ſich in ihren Has und in ihrer Verachtung gegen die Römiſche Kirche. Sie tauften die zu ihnen übergehende Lateiner von neuem; und daher kommt es, daß noch heut zu Tage die Ruſſiſchen Prieſter zu Sankt Petersburg und Riga einen Katholiken, der die Griechiſche Religion annimmt, von neuem taufen. Viele ſtieſſen die Firmelung und die letzte Oelung aus der Zal der Sakramente heraus. Alle aber lehnten ſich gegen das Ausgehn des heiligen Geiſtes, gegen das Fegefeuer, gegen das Abendmal unter einer

lei Geſtalt, auf, und es iſt ausgemacht, daß ſie eben ſo ſehr von der Römiſchen Kirche abwei- chen als die Reformirten.

Indeſſen ward Eugen der IV. im Occident für denjenigen gehalten, der dieſe groſſe Kirchen- ſpaltung beigelegt habe. Er hatte den Griechi- ſchen Kaiſer und ſeine Kirche, wenigſtens dem Anſchein nach, unterworfen. Sein Sieg war glorreich, und es hatte, dem Anſehn nach, kein Pabſt vor ihm der Römiſchen Kirche einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet, noch eines ſo herrli- chen Triumphs genoſſen.

Aber ſelbſt in dem Zeitpunkt, da er den La- teinern dieſen Dienſt leiſtet, und, ſo viel an ihm iſt, die Spaltung des Orients und Occidents
1439. beendigt, entſezt ihn die Kirchenverſammlung zu Baſel ſeiner Päbſtlichen Würde, und erklärt ihn für einen Rebellen, für einen Pfrün- denwucherer, Schismatiker, Kezer, und Meineidigen.

Wenn man die Kirchenverſammlung nach dieſem Dekret beurtheilt, ſo findet man in der- ſelben nichts, als einen Haufen Aufrührer; richtet man ſie aber nach den von ihr vorge- ſchriebnen Regeln der Kirchenzucht, ſo beſtand ſie aus ſehr weiſen Leuten. Das kommt daher,

weil die Leidenſchaft bei Abfaſſung dieſer Regeln nicht im Spiele war, bei Eugen's Abſezung aber einzig und allein herrſchte. Die erhabenſte Verſammlung, ſobald ſie ſich vom Parteigeiſt hinreiſſen läſſt, begeht immer mehr Fehler, als ein einzelner Menſch. Der Staatsrat des Königs Karl's des VII. von Frankreich nam die Regeln an, weil ſie von der Klugheit vorgeſchrieben waren, und verwarf den Urtheilsſpruch, den der Parteigeiſt eingegeben hatte.

Dieſe Verordnungen veranlaſſten die pragmatiſche Sanktion, welche der Franzöſiſchen Nation ſo lange angenem war. Die, welche Ludwig der Heilige herausgegeben hatte, war faſt gar nicht mehr vorhanden. Die Gebräuche, worauf ſich Frankreich vergeblich berief, waren, durch die Geſchiklichkeit der Römer, abgeſchaft. Durch dieſe berühmte pragmatiſche Sanktion wurden ſie wieder hergeſtellt. Die Wahlen der Kleriſei unter Beſtätigung des Königs werden darinn beſtätigt, alle Annaten für Pfründenwucher erklärt, und die Reſervate und Anwartſchaften verdammt. Allein man wagt es von der einen Seite niemals, alles zu thun, was man kann, und von der andern thut man mehr, als man ſollte.

Das ſo berühmte Geſez, welches die Freiheiten der Galliſchen Kirche feſtſezt, erlaubt in lezter Inſtanz an den Pabſt zu appelliren, und vergönnt demſelben, Richter in allen geiſtlichen Händeln zu deputiren, welche die Biſchöfe des Landes viel leichter ſchlichten könnten. Das hies gewiſſermaaſſen die Oberherrſchaft des Pabſtes anerkennen; aber ſelbſt zu der Zeit, da die Sanktion ihm das vornemſte Recht einräumt, verbietet ſie ihm, mehr als vierundzwanzig Kardinäle zu machen, und das mit eben ſo wenigem Rechte, als wenn der Pabſt die Anzal der Herzoge und Pairs, oder der Grands von Spanien, feſtſezen wollte. So iſt alſo alles Widerſpruch. Indeſſen hatte die Kirchenverſammlung zu Baſel zuerſt den Päbſten dieſes Verbot vorgeſchrieben. Sie hatte nicht bedacht, daß ſie durch Verminderung der Anzal die Gewalt derſelben vergröſſerte, und daß eine Würde deſto mehr geehrt wird, je ſeltener ſie iſt.

Die von dieſer Kirchenverſammlung vorgeſchriebne Kirchenzucht brachte nachher auch das Teutſche Konkordat zuwege. Aber die pragmatiſche Sanktion iſt in Frankreich abgeſchaft, und das Teutſche Konkordat hat ſich bei ſeiner Gültigkeit erhalten. In Teutſchland ſind alle

Gewohnheiten beibehalten worden. Prälatenwahlen, Fürſtenbelehnungen, Stadtgerechtigkeiten, Befugniſſe, Rang- und Sizordnung, faſt nichts hat ſich verändert. Dagegen ſieht man in Frankreich nichts mehr von den, zu Karl's des VII. Zeiten, angenommnen Gewohnheiten.

Nachdem die Baſler Kirchenverſammlung unnüzerweiſe einen ſehr klugen Pabſt abgeſezt hatte, den ganz Europa anzuerkennen fortfuhr, ſo ſezte ſie demſelben bekanntermaaſſen ein Schattenbild entgegen, einen Herzog von Savoyen, Amadeus den VIII., welcher der erſte Herzog ſeines Hauſes geweſen war, und, aus einer Andacht, deren Reinigkeit vom Paggio ſehr bezweifelt wird, ein Einſiedler zu Ripaglia geworden war. Seine Andacht konnte inzwiſchen dem Ehrgeiz, Pabſt zu ſein, nicht widerſtehen. Man ernannte ihn zum oberſten Hohenprieſter, ob er gleich kein Geiſtlicher war.

Was zu Urban's des VI. Zeiten heftige Kriege erregt hatte, veranlaſſte damals nichts, als Prieſtergezänke, Bullen, Cenſuren, wechſelſeitige Excommunicirungen, und grauſames Schimpfen. Nannte die Kirchenverſammlung den Pabſt Eugen einen Pfründenmäkler und mein-

eidigen Kezer, ſo ſchalt Eugen's Geheimſchreiber die Väter für Narren, Tollköpfe und Barbaren, und hies den Amadeus den Höllenhund und Antichriſt. Endlich zerſtreute ſich die Kirchenverſammlung unter dem Pabſt Nikolaus dem V. nach und nach von ſelber; und der Herzog von Savoyen, Einſiedler und Pabſt, begnügte ſich mit der Kardinalswürde, und lies
1449. die Kirche in ihrer gewohnten Ordnung. Dies war die ſiebenundzwanzigſte und lezte beträchtliche Kirchenſpaltung, welche um den Stuhl des heiligen Petrus entſtand. Um keinen Thron auf Erden iſt ſo oft geſtritten worden.

Aeneas Piccolomini, ein Florentiner Dichter und Redner, welcher Geheimſchreiber dieſer Kirchenverſammlung war, hatte ſehr heftig geſchrieben, um zu beweiſen, daß die Kirchenverſammlungen über die Päbſte erhaben wären. Als er aber nachher ſelbſt, unter dem Namen Pius der II. Pabſt ward, zog er noch heftiger auf ſeine eigne Schriften los, und opferte alles dem gegenwärtigen Intereſſe auf, welches ſo oft einzig und allein die Grundſäze der Wahrheit und des Irrthums beſtimmt. Es waren noch mehrere von ſeinen Schriften in Umlauf. Der funfzehnte von ſeinen, nachher in der Samm-

lung ſeiner ſcherzhaften Schriften gedrukten Briefen, empfielt einen ſeiner Baſtarde, den er mit einer Engländerinn erzeugt hatte. Seine Liebſchaften verdammte er nicht ſo, wie er ſeine Meinungen über die Fehlbarkeit des Pabſtes verdammt hatte.

Die Kirchenverſammlung beweiſt in allen Stükken, wie sehr die Dinge ſich mit der Zeit ändern. Die Väter von Koſtniz hatten den Johann Hus und den Hieronymus von Prag zum Scheiterhaufen verurtheilt, ob dieſe gleich betheuerten, daß ſie Wiklif's Lehren nicht nachfolgten, und ihren Glauben über die wirkliche Gegenwart ganz deutlich erklärten, und blos über Hierarchie und Kirchenzucht Wiklif's Meinungen beipflichteten.

Zu den Zeiten der Basler Kirchenverſamm-lung gingen die Huſſiten ſehr viel weiter, als ihre beiden Stifter. Der berüchtigte Haupt-mann Prokop der Beſchorne, des Jo-hann Ziska Gefährte und Nachfolger, kam blos zum Diſputiren, an der Spize von zwei-hundert Edelleuten ſeiner Partei auf die Kir-chenverſammlung nach Baſel. Unter andern Dingen behauptete er auch: die Mönche wä-ren eine Erfindung des Teufels. Ja,

ſagt' er, das will ich beweiſen. Iſt es nicht wahr, daß Jeſus Chriſtus die Mönche nicht eingeſezt hat? Das iſt freilich wahr, gab der Kardinal Julian zur Antwort. Nun! ſagte Prokop, ſo iſt es ja bewieſen, daß es der Teufel gethan hat. Dieſer Vernunftſchlus war eines Böhmiſchen Hauptmanns aus jenem Zeitalter ganz würdig. Aeneas Sylvius, der ein Augenzeuge dieſes Auftritts war, erzält, daß man dem Prokop mit einem lauten Gelächter antwortete; dem armen Johann Hus und Hieronymus von Prag hatte man mit einem Todesurteil geantwortet.

Während dieſer Kirchenverſammlung haben wir geſehn, wie tief die Griechiſchen Kaiſer herabgeſunken waren. Sie muſſten wohl ihrem Untergange ganz nahe ſein, weil ſie ſich nach Rom wandten, um einen ſchwachen Beiſtand zu erbetteln, und ihre Religion zum Opfer zu bringen. Auch muſſten ſie, einige Jahre nachher, den Türken unterliegen, welche Konſtantinopel einnamen. Wir wollen nun die Urſachen und die Folgen dieſer Staatsveränderung betrachten.

Fünfunddreiſſigſtes Kapitel.

Verfall des Griechiſchen Kaiſerthums, welches ſich das Römiſche nannte. Seine Schwäche, ſein Aberglaube, u. ſ. w.

Die Kreuzzüge hatten, durch Entvölkerung des Occidents, den Ris gemacht, durch welchen endlich die Türken in Konſtantinopel eindrangen; denn die bekreuzten Fürſten hatten das Orientaliſche Kaiſerthum, durch ihre Uſurpation geſchwächt. Zerriſſen und verarmt kam es wieder in der Griechen Hände.

Man mus ſich erinnern, daß die Griechen dieſes Kaiſerthum im Jahre 1261 wiederbekamen, und daß Michael Paläologus daſſelbe den Lateiniſchen Uſurpatoren entris, um es ſeinem Mündel Johann Laskaris zu rauben. Auch mus man bedenken, daß zu eben dieſer Zeit Karl von Anjou, ein Bruder Ludwig's des Heiligen, Neapel und Sicilien angrif, und, wenn die Siciliſche Veſper nicht geweſen wäre, dem Tyrannen Paläologus die Stadt Konſtantinopel ſtreitig gemacht hätte, welche nun einmal dazu beſtimmt ſchien, eine Beute der Uſurpatoren zu werden.

Dieſer Michael Paläologus wollte die Päbſte zu Freunden behalten, um den Sturm abzuwenden. Er ſchmeichelte ihnen mit der Unterwerfung der Griechiſchen Kirche; aber ſeine kriechende Staatsklugheit konnte den Parteigeiſt und den Aberglauben nicht überwiegen, die in ſeinen Staaten herrſchten. Er machte ſich durch dieſen Kunſtgrif ſo verhaſſt, daß ſein eigner
1283. Sohn Andronikus, der unglüklicherweiſe ein eifriger Schismatiker war, ihm kein Chriſtliches Begräbnis geſtatten durfte, oder wollte.

Dieſe arme Griechen, die von allen Seiten, theils von den Türken, theils von den Lateinern, gedrängt wurden, diſputirten indeſſen doch über die Verklärung Jeſu Chriſti. Die eine Hälfte des Reichs behauptete, daß die Klarheit auf Tabor ein ewiges Licht geweſen ſei; die andre, daß Gott dieſes Licht blos zur Verklärung erſchaffen habe. Eine ſtarke Sekte von Mönchen und andächtigen Grüblern ſah dieſes Licht an ihrem Bauchnabel, wie die Fakire in Indien das himmliſche Licht an ihrer Naſenſpize ſahen. Unterdeſſen verſtärkten ſich die Türken in Kleinaſien, und überſchwemmten bald darauf ganz Thracien.

Ottoman, oder Osman, von welchem alle Osmaniſche Kaiſer herſtammen, hatte den

Siz ſeiner Herrſchaft zu Burſa in Bithynien errichtet. Sein Sohn Orkan kam bis an die Küſten des Propontiſchen Meeres, oder Mare di Marmora, und der Kaiſer Johann Kantakucenus muſſte ſich glüklich ſchäzen, ihm ſeine Tochter zur Gemalinn zu geben. Das Beilager ward zu Skutari, Konſtantinopel gegen über, gefeiert. Bald nachher ging Kantakucenus in ein Kloſter, weil er das von einem andern ihm ſtreitig gemachte Reich nicht behalten konnte. Ein Kaiſer, der des Sultans Schwiegervater und zugleich Mönch war, kündigte den Verfall des Reichs an.

Die Türken hatten noch keine Schiffe, und wollten doch nach Europa herüber. Das Kaiſerthum war in ſolchem Verfall, daß die Genueſer, gegen eine geringe Abgabe, Herren von Galata waren, welches man für eine Vorſtadt von Konſtantinopel anſieht, und welches davon durch einen Kanal getrennt iſt, der den Hafen bildet. Der Sultan Amurat, Orkan's Sohn, beredete die Genueſer, wie man ſagt, ſeine Truppen über die Meerenge überzuſezen. Der Handel ward geſchloſſen, und man hält dafür, daß die Genueſer für etliche tauſend Goldmünzen,

Europa preis gaben. Andre behaupten, die Türken hätten ſich Griechiſcher Schiffe bedient.

Amurat geht über das Meer bis nach Adri-
1357. anopel, wo die Türken feſten Fus faſſen, und die ganze Chriſtenheit bedrohen. Der Kaiſer Johann Paläologus eilt nach Rom, dem Pabſt Urban dem V, die Füſſe zu küſſen. Er erkennt denſelben für das Oberhaupt der Kirche, und demütigt ſich, um, durch ſeine Vermittlung, Hülfe zu erhalten, welche zu geben die Lage von Europa, und die traurigen Beiſpiele der Kreuzzüge nicht mehr erlaubten. Nachdem er ſich vor dem Pabſt vergeblich erniedrigt hatte, kam er zurük, und kroch vor Amu-
1374. rat. Er ſchlieſſt einen Traktat mit demſelben, nicht wie ein König mit ſeines Gleichen, ſondern wie ein Sklave mit ſeinem Herrn. Er dient dem Türkiſchen Erobrer zu gleicher Zeit zum Stathalter und zur Geiſſel, und nachdem Amurat und Paläologus, jeder ſeinem älteſten Sohne die Augen hatten ausſtechen laſſen, als in welche Beide ein Mistrauen ſezten, giebt Paläologus ſeinen zweiten Sohn dem Sultan. Dieſer Sohn, Namens Emanuel, dient dem Amurat gegen die Chriſten, und folgt ihm bei den Armeen. Amurat gab der Miliz der

Jengitſcheri, die ſchon errichtet war, die Form, welche ſie noch heut zu Tage hat.

Nachdem derſelbe, mitten im Lauf ſeiner 1389. Siege, war ermordet worden, folgte ihm ſein Sohn Bajazet Ilderim, oder Bajazet der Wetterſtrahl. Der Schimpf und die Erniedrigung der Griechiſchen Kaiſer waren auf's höchſte geſtiegen. Andronikus, der unglükliche Sohn des Johann Paläologus, dem ſein Vater hatte die Augen ausſtechen laſſen, entflieht zum **Bajazet**, und bittet ihn um Beiſtand gegen ſeinen Vater und gegen ſeinen Bruder Emanuel. **Bajazet** giebt ihm viertauſend Pferde, und die Genueſer, noch immer Herren von Galata, ſtehn ihm mit Mannſchaft und Gelde bei. **Andronikus** nimmt, mit Hülfe der Türken und Genueſer, Konſtantinopel weg, und läſſt ſeinen Vater einſperren.

Der Vater nimmt, nach zwei Jahren, den Purpur wieder, und führt bei Galata eine Citadelle auf, um den **Bajazet** gefangen zu ſezen, der ſchon mit der Belagerung der Kaiſerſtadt umging. **Bajazet** befielt ihm, die Citadelle niederzureiſſen, und einen Türkiſchen Kadi in die Stadt aufzunemen, um den daſelbſt wohnenden Türkiſchen Kaufleuten Recht zu ſprechen.

der Kaiſer gehorcht. Inzwiſchen läſſt **Bajazet** Konſtantinopel hinter ſich, als eine Beute, auf die er nachher zu fallen gedenkt, und dringt bis in die Mitte von Ungarn vor. Dort ſchlägt er, wie ich ſchon erwähnt habe, die Chriſtliche Armee und die tapfern Franzoſen unter Anführung des
1396. Occidentaliſchen Kaiſers Sigismund.

Die Franzoſen hatten, vor der Schlacht, ihre Türkiſchen Gefangnen niedergehauen; es war alſo kein Wunder, daß **Bajazet**, nach erfochtnem Siege, auch wieder die Franzoſen umbringen lies, die ihm dieſes grauſame Beiſpiel gegeben hatten. Er lies nur fünfundzwanzig Ritter leben, unter welchen ſich der Graf von Nevers befand, der nachmals Herzog von Bourgogne ward, und dem er, bei Annemnng ſeines Löſegeldes, ſagte: Ich könnte Dich zum Eide zwingen, nie wieder gegen mich die Waffen zu tragen; aber ich verachte Deinen Eid und Deine Waffen. Dieſer Herzog von Bourgogne war eben der Johann ohne Furcht, der Mörder des Herzogs von Orleans, der hernach von Karl'n dem VII. ermordet ward. Und wir rühmen uns, menſchlicher zu ſein, als die **Türken**!

Nach dieſer Niederlage zieht **Manuel Paläologus**, der nun Kaiſer von Konſtantinopel geworden war, bei den Europäiſchen Königen umher, wie ſein Vater **Johann der I.**, und ſein Sohn **Johann der II.** Er kommt auch nach Frankreich, und ſucht vergeblich Hülfe. Er hätte keine unglüklichere Zeit dazu wählen können. **Karl der VI.** war verrükt, und Frankreich in der troſtloſeſten Lage. **Manuel Paläologus** blieb zwei Jahre zu Paris, unterdeſſen daß die Hauptſtadt der Orientaliſchen Chriſten von den Türken blokirt gehalten ward. Endlich geht die Belagerung vor ſich, und ihr Verluſt ſchien unvermeidlich, als derſelbe durch eine von den groſſen Begebenheiten verzögert ward, welche die Zerrüttung der Welt bewirken können.

Die Macht der Mogoliſchen Tatarn, deren Urſprung wir oben geſehn haben, war von der Wolga bis an die Grenzen von Schina, und am Ganges, herrſchend. **Timur-Lenk**, einer dieſer Tatariſchen Fürſten, grif den **Bajazet** an, und Konſtantinopel war gerettet.

Sechsunddreiſſigſtes Kapitel.

Von Timur-Lenk.

Timur-Lenk, der gemeiniglich Tamerlan genannt wird, ſtammte, den beſten Geſchicht-ſchreibern zufolge, mütterlicherſeits vom Dſchinggiskan ab. Er ward im Jahre 1357 in der Stadt Cash, im Gebiete des alten Sogdiana, geboren, wohin die Griechen ehemals, unter Alexander dem Groſſen, drangen, und daſelbſt Kolonien anlegten. Dies iſt heut zu Tage das Land der Usbeken. Es fängt bei dem Fluſſe Gihon, oder dem Oxus, an, deſſen Quelle im kleinen Thibet, ungefähr ſiebenhundert Meilen von der Quelle des Tigris und des Euphrats, entfernt liegt. Dies iſt eben derſelbe Flus Gihon, deſſen im erſten Buche Moſis Erwähnung geſchieht, und der mit dem Euphrat und dem Tigris aus einer und eben derſelben Quelle entſpringt.

Bei dem Namen der Stadt Cash bildet man ſich gemeiniglich ein unangenemes ſchrekliches Land ein. Es liegt indeſſen unter eben dem Himmelsſtriche, wie Neapel und die Provence, ohne ſo viel Hize auszuſtehn, und iſt ein angenemes herrliches Land.

Eben ſo denkt man ſich, bei dem Namen Timur-Lenk, einen Barbaren, der nicht viel vom wilden Thier verſchieden iſt. Indeſſen iſt doch die Bemerkung richtig, daß es unter den Fürſten nie groſſe Erobrer, ſo wie unter den Privatperſonen nie glänzende Glüksfälle gegeben hat, wenn nicht gewiſſe Verdienſte im Spiel waren, die das Glük zu belohnen ſucht. Timur-Lenk muſſte um ſo mehr von dieſem Ehrgeiz einflöſſenden Verdienſt beſizen, da er, ohne Erbländer zu haben, eben ſo viel Land bezwang, als Alexander, und faſt eben ſo viel, als Dſchingiskan. Seine erſte Erobrung war Balk, die Hauptſtadt der Provinz Koraſſan, an den Grenzen von Perſien. Von da geht er weiter, und bemeiſtert ſich der Provinz Candahar. Er unterjocht das ganze alte Perſien, und kehrt auf der Stelle um, um auch die Völker jenſeits dem Oxus zu bezwingen. Er kommt wieder zurük, und nimmt Bagdad, geht nach Indien, erobert es, und bemächtigt ſich der Hauptſtadt Delhi.

Wir ſehn, daß alle diejenigen, welche ſich Perſien unterworfen, auch Indien erobert oder verwüſtet haben. So eroberte es Darius Ochus nach ſo vielen andern. Alexander,

Dſchingiskan und Timur-Lenk, bemächtigten ſich deſſelben ohne Mühe. Schah-Nadir durfte in unſern Tagen ſich nur daſelbſt zeigen, ſo ſchrieb er dem Lande Geſeze vor, und führte unſägliche Schäze von dannen.

Timur-Lenk geht, als Erobrer von Indien, gleich wieder zurük, fällt Syrien an, und erobert Damasko. Er eilt nach dem ſchon bezwungnen Bagdad zurük, welches das Joch abſchütteln wollte, und verheert es mit Feuer und Schwert. Man ſagt, daß mehr als achtmalhunderttauſend Einwohner dabei um's Leben kamen. Die Stadt ward gänzlich zerſtört. Die Städte in dieſen Gegenden konnten leichtlich zerſtört, und auch eben ſo leicht wieder aufgebaut werden. Sie waren, wie wir ſchon angeführt haben, blos von getrokneten Ziegelſteinen erbaut.

Mitten im Laufe dieſer Siege wendet ſich endlich der **Griechiſche Kaiſer**, der bei den Chriſten keinen Beiſtand finden konnte, an dieſen Tatar. Fünf Muhammedaniſche Fürſten, welche **Bajazet**, an den Küſten des ſchwarzen Meers, aus ihren Beſizungen verjagt hatte, baten ihn zu gleicher Zeit um Hülfe. Er ging alſo, von Muhammedanern und Chriſten eingeladen, nach Kleinaſien.

Es mus von ſeinem Karakter einen vortheilhaften Begrif erwekken, wenn man ſieht, wie er, in dieſem Kriege wenigſtens, das Völkerrecht in Ehren hält. Er ſchikt zuerſt Geſandte an **Bajazet**, und verlangt, daß er die Belagerung vor Konſtantinopel aufhebe, und den verjagten Muhammedaniſchen Fürſten Gerechtigkeit widerfahren laſſe. **Bajazet** hört den Antrag mit Zorn und Verachtung. **Timur-Lenk** kündigt ihm den Krieg an, und geht auf ihn los. **Bajazet** hebt die Belagerung von Konſtantinopel auf, und liefert zwiſchen Cäſarea und Ancyra jene groſſe Schlacht, bei welcher die Macht der ganzen Welt ſich verſammelt zu haben ſchien. **Timur-Lenk**'s Truppen waren vermutlich in vortreflicher Kriegszucht, weil ſie, nach dem hartnäkkigſten Gefechte, diejenigen Truppen überwanden, welche die Griechen, die Ungarn, 1401.
die Teutſchen, die Franzoſen, und ſo viele kriegriſche Nationen, überwunden hatten. **Timur-Lenk**, der bis dahin immer nur mit Pfeil und Bogen, und mit dem Säbel, gefochten hatte, bediente ſich ohne Zweifel der Kanonen gegen die Osmanen; und er war es unſtreitig, der grobes Geſchüz nach der Mogolei ſchikte, wo man noch Stükke findet, die mit unbekannten Buchſtaben

bezeichnet ſind. Die Türken bedienten ſich gegen ihn, in der Schlacht bei Cäſarea, nicht allein der Kanonen, ſondern auch des Griechiſchen Feuers. Dieſer doppelte Vortheil hätte den Osmanen einen unfehlbaren Sieg zuwege gebracht, wenn **Timur-Lenk** keine Artillerie gehabt hätte.

Bajazet muſſte ſehn, daß ſein älteſter Sohn Muſtapha, neben ihm ſtreitend, ſein Leben einbüſſte, und fiel, nebſt einem ſeiner andern Söhne, Namens Muſa, oder Moſe, als Gefangner, dem Sieger in die Hände. Man will immer gern die Folgen dieſer denkwürdigen Schlacht zwiſchen zwei Nationen wiſſen, welche ſich einander Europa und Aſien ſtreitig zu machen ſchienen, und zwiſchen zwei Erobrern, deren Namen noch jezt ſo berühmt ſind; einer Schlacht, die übrigens das Griechiſche Kaiſerthum auf eine Zeitlang rettete, und das Türkiſche hätte können zerſtören helfen.

Keiner der Perſiſchen und Arabiſchen Schriftſteller, welche **Timur-Lenk's** Leben beſchrieben haben, ſagt, daß er den **Bajazet** in einen eiſernen Käfig ſperrte; aber die Türkiſchen Annalen ſagen es. Geſchieht das, um den **Timur-Lenk** verhaſſt zu machen? Oder vielmehr, weil

ſie

ſie Griechiſchen Geſchichtſchreibern nachgeſchrie⸗ ben haben? Die Arabiſchen Schriftſteller be⸗ haupten, daß des Bajazet's Gemalinn halb⸗ nakt dem Timur⸗Lenk zu trinken einſchenken mußte; und das hat zu der als wahr angenomm⸗ nen Fabel Gelegenheit gegeben, daß die Tür⸗ kiſchen Sultane ſich in der Folge nicht mehr ver⸗ heurateten, weil einer Gemalinn eines Sultans ein ſolcher Schimpf war zugefügt worden. Die⸗ ſer Fabel widerſpricht Amurat's des II. Vermälung, der, wie wir hernach ſehn werden, die Tochter eines Fürſten von Servien heuratete, und Muhammed's des II. Verheuratung mit der Tochter eines Tukumaniſchen Fürſten.

Der eiſerne Käfig und die der Gemalinn Ba⸗ jazet's angethane brutale Beſchimpfung laſſen ſich nicht leicht mit der Grosmut reimen, wel⸗ che die Türken dem Timur⸗Lenk zuſchreiben. Sie erzälen, daß der Sieger, nachdem er in Burſa oder Pruſa, der Hauptſtadt der Türki⸗ ſchen Staaten in Aſien, ſeinen Einzug gehalten hatte, an Bajazet's Sohn Soliman einen Brief ſchrieb, der einem Alexander Ehre ge⸗ macht hätte. Ich will vergeſſen, ſagt Timur⸗Lenk in dieſem Briefe, daß ich Ba⸗ jazet's Feind war. Ich will der Vater

ſeiner Kinder ſein, wenn ſie nur die Wirkungen meiner Gnade abwarten wollen. Ich habe genug an meinen Eroberungen, und neue Gunſtbezeugungen des wandelbaren Glüks reizen mich nicht.

Wenn wir annemen, daß ein ſolcher Brief geſchrieben iſt worden, ſo konnt' er auch wohl bloſſer Kunſtgrif ſein. Aber die Türken ſelber ſagen doch auch, daß **Timur-Lenk**, als er bei Soleiman kein Gehör fand, eben den **Muſa**, den von uns ſchon genannten Sohn **Bajazet's**, zum Sultan in Burſa erklärte, und zu ihm ſagte: Nimm die Erbſchaft Deines Vaters; ein königlicher Sinn weis Königreiche zu erobern, und — zurükzugeben.

Die Orientaliſchen Geſchichtſchreiber, wie die unſrigen, legen den berühmten Männern oft Worte in den Mund, die ſie nie geſagt haben. So viel Grosmut gegen den Sohn reimt ſich nicht mit der Grauſamkeit, die man ihm gegen den Vater beimiſſt. Das Gewiſſeſte, und was unſre Aufmerkſamkeit verdient, iſt, daß **Timur-Lenk's** groſſer Sieg am Ende das Türkiſche Reich nicht um eine Stadt verringerte. Dieſer

Muſa, den er zum Sultan ernannte, und ihn ſchüzte, um ihn ſeinen Brüdern Soleiman und Muhammed dem I. entgegen zu ſezen, konnte denſelben, bei allem Schuze des Siegers, nicht widerſtehn. Es entſtand ein dreizehnjähriger Bürgerkrieg unter **Bajazet's** Kindern, und man findet nicht, daß **Timur-Lenk** davon Nuzen gezogen hat. Selbſt dieſes Sultans Unglük beweiſt, daß die Türken ein ſehr kriegriſches Volk waren, welches wohl hatte beſiegt, aber nicht unterjocht, werden können; und daß der Tatar, weil er zu viel Schwierigkeit fand, ſich auszubreiten, und in Kleinaſien feſten Fus zu faſſen, ſich mit ſeinen Waffen gegen andre Länder wandte.

Seine angebliche Grosmut gegen **Bajazet's** Söhne war gewis nicht Beſcheidenheit. Man ſieht ihn bald nachher wieder Syrien verheeren, welches den Aegyptiſchen Mammelukken gehörte. Von da geht er wieder über den Euphrat, und kommt nach Samarkand zurük, welches er als die Hauptſtadt ſeiner weitläufigen Staaten betrachtete. Er hatte faſt eben ſoviel Land erobert, als Dſchingiskan; denn wenn gleich Dſchingiskan einen Theil von Schina und Korea inne hatte, ſo hatte **Timur-Lenk** da-

gegen, auf einige Zeit, einen Theil von Klein⸗aſien, wohin Dſchingiskan nicht hatte drin⸗gen können. Er beſas auch noch faſt ganz Hin⸗duſtan, wovon Dſchingiskan nur die nörd⸗lichen Provinzen hatte. So unſicher auch ſein Beſiz eines ſo ungeheuern Gebiets war, ſo dacht' er doch in Samarkand auf die Eroberung von Schina, in einem Alter, wo er dem Tode ſo nahe war.

Zu Samarkand empfing er, nach Dſchin⸗giskan's Beiſpiel, die Huldigung vieler Aſia⸗tiſchen Fürſten, und die Geſandſchaft verſchied⸗ner Potentaten. Nicht allein der Griechiſche Kaiſer Emanuel ſchikte ſeine Geſandten dahin, ſondern es kamen auch dergleichen von Seiten des Königs Heinrich's des III. von Kaſti⸗lien. Er ſtellte daſelbſt eine von den Luſtbarkei⸗ten an, die die erſten Könige von Perſien anzu⸗ſtellen pflegten. Alle Stände des Staats und alle Künſtler gingen durch die Muſterung, jeder mit den Zeichen ſeines Gewerbes. Er verheura⸗tete an dieſem Tage alle ſeine Enkel und Enke⸗
1406. linnen. Endlich ſtarb er in einem ſehr hohen Alter, nachdem er ſechsunddreiſſig Jahre regiert hatte, und, durch ſein langes Leben und das Glük ſeiner Enkel, glüklicher war, als Alexan⸗

der, mit welchem die Morgenländer ihn verglei⸗chen. Doch mus er dem Macedonier dadurch nach⸗ſtehn, daß er bei einer barbariſchen Nation iſt ge⸗boren worden, und daß er, wie Dſchingis⸗kan, viele Städte zerſtörte, und keine wieder aufbaute; wogegen Alexander, in einem ſehr kurzen Leben, und mitten unter ſeinen ſchnellen Eroberungen, Alexandrien und Skanderon er⸗baute, eben daſſelbe Samarkand wieder herſtell⸗te, welches in der Folge Timur⸗Lenk's Haupt⸗ſiz war, bis in Indien hinein Städte baute, jenſeits dem Oxus Griechiſche Kolonien anlegte, die zu Babylon gemachten Himmelsbeobachtun⸗gen nach Griechenland ſchikte, dem Handel von Aſien, Europa und Afrika eine andre Geſtalt gab, und Alexandrien zur Hauptniederlage deſſelben machte. Dies iſt es, deucht mich, worinn Alexander dem Timur⸗Lenk, dem Dſchin⸗giskan, und allen Eroberern, überlegen iſt, die man mit ihm vergleichen will.

Uebrigens glaub' ich nicht, daß Timur⸗Lenk von heftigerm Karakter war, als Alex⸗ander. Wenn es erlaubt iſt, in dieſe ſchrekliche Begebenheiten etwas Luſtiges zu miſchen, und kleine Dinge mit groſſen zu vermengen, ſo will ich hier die Erzälung eines Perſers wiederholen;

der mit dieſem Fürſten zu gleicher Zeit lebte. Er ſagt, daß ein berühmter Perſiſcher Dichter, Namens Hamedi Kermani, mit ihm und einigen ſeiner Hofleute in einem und eben demſelben Bade war, wo ſie ihren Wiz darin übten, daß ſie einander ſchäzten, was ſie an Gelde wehrt wären. Ich ſchäze Dich dreiſſig Aſper, ſagte er zum groſſen Kan. Das iſt das Handtuch wehrt, womit ich mich abtrokne, antwortete der Monarch. Das hab' ich auch eben mitgerechnet, verſezte Hamedi. Ein Fürſt, der ſich dergleichen unſchuldige Freiheiten gefallen läſſt, hatte vielleicht im Grunde keinen ganz wilden und rohen Karakter; aber man beträgt ſich wohl vertraulich mit den Kleinen, und würgt die andern.

Er war weder Muſulmann, noch von der Sekte des groſſen Lama; ſondern erkannte einen einigen Gott, wie die Gelehrten in Schina, und bewies dadurch viel Verſtand, woran es manchen gebildetern Völkern fehlte. Man findet keinen Aberglauben, weder bei ihm noch bei ſeinen Soldaten. Muſulmanen, Lamiſten, Braminen, Guebern, Juden, und ſogenannte Gözendiener, hatten ſich alle gleicher Duldung von ihm zu erfreuen. Er wohnte ſogar, als er bei

dem Berge Libanon vorüberzog, den gottesdienſtlichen Gebräuchen der Maronitenmönche bei, welche an dieſem Berge wohnen. Er hatte nur die einzige Schwachheit, auf Sterndeuterei zu bauen; eine Schwachheit, die allen Menſchen gemein iſt, und von der wir uns erſt ſeit Kurzem losgemacht haben. Er ſelbſt war nicht gelehrt, lies aber ſeine Enkel in den Wiſſenſchaften unterrichten.

Der berühmte Ulugbek, der ihm in den Staaten jenſeits dem Oxus ſuccedirte, ſtiftete in Samarkand die erſte Akademie der Wiſſenſchaften, lies die Erde ausmeſſen, und hatte Antheil an den aſtronomiſchen Tabellen, welche ſeinen Namen führen; worinn er dem Könige Alphons dem X. von Kaſtilien glich, welcher über hundert Jahre vor ihm gelebt hatte. Heut zu Tage iſt Samarkand's Gröſſe mit den Wiſſenſchaften untergegangen, und dieſes von den Usbekiſchen Tatarn bewohnte Land iſt wieder in Barbarei verſunken, um vielleicht in der Folge wieder in Flor zu kommen.

Seine Nachkommenſchaft herrſcht noch in Hinduſtan, unter dem Titel der Mogoln, welche Benennung ſich von den Mogoliſchen Tatarn

des Dſchingiskan herſchreibt, die dieſe Erobrung bis zum Timur Lenk beibehielten.

Ein andrer Zweig ſeines Geſchlechts herrſchte in Perſien, bis ſich eine andre Dynaſtie Tatariſcher Fürſten, von der Partei des weiſſen Hammels, im Jahre 1468, dieſes Landes bemächtigte.

Wenn wir bedenken, daß die Türken auch Tatariſchen Urſprungs ſind, und uns zurükerinnern, daß Attila von eben dieſen Völkern herſtammte, ſo wird alles dieſes beweiſen, was wir ſchon geſagt haben, daß die Tatarn beinahe die ganze Welt erobert haben. Auch die Urſach davon haben wir geſehn. Sie hatten nichts zu verlieren, und waren ſtämmiger und abgehärteter, als die andern Völker. Seitdem aber die Orientaliſchen Tatarn, im vorigen Jahrhundert, Schina zum zweitenmal erobert, und daſſelbe mit der Orientaliſchen Tatarei in Einen Staat zuſammengeſchmolzen haben; ſeitdem das Ruſſiſche Reich gröſſer und civiliſirter geworden; ſeitdem endlich der Erdboden mit Feſtungen und Wällen beſezt iſt, und dieſe mit Kanonen bepflanzt ſind: ſeitdem ſind dergleichen groſſe Auswandrungen nicht mehr zu befürchten. Die polirten Nationen ſind vor den Einbrüchen dieſer Wilden

ſcher. Die ganze Tatarei, die Schineſiſche ausgenommen, hat nichts mehr, als elende Horden, für die es ein Glük wäre, irgend einem Erobrer in die Hände zu fallen, wenn frei ſein nicht noch beſſer iſt, als civiliſirt ſein.

Siebenunddreiſſigſtes Kapitel.

Verfolg der Geſchichte der Türken und der Griechen, bis zur Einname von Konſtantinopel.

Durch **Timur-Lenk's** Sieg war Konſtantinopel eine Zeitlang auſſer Gefahr; aber **Bajazet's** Nachfolger ſtellten ihr Reich bald wieder her. **Timur-Lenk's** ſtärkſte Erobrungen waren in Perſien, Syrien, Indien, Armenien, und in der Gegend von Rusland. Die Türken namen Kleinaſien wieder ein, und behielten alles, was ſie in Europa hatten. Es mus damals mehr Uebereinſtimmung, und weniger Abneigung, zwiſchen den Muſulmanen und Chriſten geherrſcht haben, als heut zu Tage. **Kantakucenus** hatte keine Schwierigkeit gemacht, dem **Orkan** ſeine Tochter zur Gemalinn zu geben, und **Bajazet's** Enkel, Muhammed's des I. Sohn, Amurat der II., fand kein Beden-

ken, die Tochter eines Fürſten von Servien, Namens Irene, zu heuraten.

Amurat der II. war einer von den Türkiſchen Fürſten, welche zur Gröſſe der Osmanen das Ihrige beitrugen; aber er fühlte das Nichtige des Pomps, der die durch ſeine Waffen erhöhte Gröſſe begleitete. Er hatte keinen andern Endzwek, als ruhige Einſamkeit. Ein Türkiſcher Philoſoph, der der Krone entſagte, war eine ziemlich ſeltne Erſcheinung. Dieſer legte ſie zweimal nieder, und zweimal lies er ſich, durch die dringende Bitten ſeiner Baſſen und Jengitſcheri, bewegen, ſie wieder zu nemen.

Johann der II. Paläologus ging nach Rom auf die Kirchenverſammlung, welche Eugen der VI., wie wir geſehn haben, nach Florenz verlegt hatte. Daſelbſt diſputirte er über das Ausgehn des heiligen Geiſtes, unterdeſſen daß die Venediger, welche ſchon Herren über einen Theil von Griechenland waren, Theſſalonich kauften, und ſein Kaiſerthum faſt ganz unter Chriſten und Muſulmanen vertheilt war. Amurat nam indeſſen das kaum verkaufte Theſſalonich wieder weg. Die Venediger hatten gemeint, dieſes Gebiet ſicher zu ſtellen, und Griechenland zu dekken, dadurch, daß ſie, nach

dem alten, von den Römern ſelbſt im nördlichen Britannien beobachteten, Gebrauch, eine achttauſend Fus lange Mauer hatten aufführen laſſen. Dies iſt wohl eine Schuzwehr gegen Einbrüche noch wilder Völker, war es aber nicht gegen die ſiegreiche Miliz der Türken. Dieſe zerſtörten die Mauer, und fielen von allen Seiten in Griechenland, Dalmatien und Ungarn ein.

Die Ungariſchen Völker hatten ſich dem jungen Könige **Ladislaus** dem IV. von Polen übergeben. **Amurat der** II. ſchlos, nachdem er, einige Jahre lang, in Ungarn, Thracien, und allen benachbarten Landen, mit abwechſelndem Glük, Krieg geführt hatte, den feierlichſten Frieden, den Chriſten und Muſulmanen 1444. jemals geſchloſſen haben. **Amurat** und **Ladislaus** beſchworen ihn Beide auf das feierlichſte, einer beim Koran, und der andre bei dem Evangelium. Der **Türke** verſprach, ſeine Erobrungen nicht weiter zu treiben, und gab ſogar einige davon wieder zurük; auch wurden die Grenzen der Osmaniſchen, Ungariſchen und Venedischen Beſizungen berichtigt.

Der Kardinal **Giuliano Ceſarini**, Päbſtlicher Legat in Teutſchland, ein Mann, der durch ſeine Verfolgung der Anhänger des

Johann Hus, durch die Baſelſche Kirchen-verſammlung, auf welcher er anfänglich den Vorſiz hatte, und durch den Kreuzzug, den er gegen die Türken predigte, berühmt geworden, war damals, durch einen zu blinden Eifer, Urſach an der Schande und dem Unglük der Chriſten.

Kaum iſt der Friede beſchworen, ſo will der **Kardinal**, daß er gebrochen werde. Er ſchmeichelte ſich, die Venediger und Genueſer zur Verſammlung einer furchtbaren Flotte beredet zu haben, und glaubte, daß die aufgeſchrekten Griechen ihre lezten Kräfte anſtrengen würden. Die Gelegenheit dazu war günſtig; denn es war grade die Zeit, da **Amurat** der II., voll Vertrauens auf dieſen Frieden, ſich der Einſamkeit gewidmet, und ſeinem noch jungen und unerfahrnen Sohne Muhammed die Regierung übergeben hatte.

Es fehlte noch an einem Vorwande, den Eid zu brechen. **Amurat** hatte alle Bedingungen mit einer Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, welche den Eidbrüchigen keine Ausflucht übrig lies. Dem Legaten blieb kein ander Mittel übrig, als den **Ladislaus**, die Häupter der Ungarn, und die Polen zu überreden, daß man ſeinen Eidſchwur

brechen könne. Er hielt Reden, er ſchrieb, und verſicherte, daß der beim Evangelium beſchworne Friede null und nichtig wäre, weil er wider die Neigung des Pabſtes ſo geſchloſſen worden. In der That ſchrieb der damalige Pabſt Eugen der IV. an den König Ladislaus, er beföle ihm, einen Frieden zu brechen, den er, ohne Vorwiſſen des heiligen Stuhls, nicht hätte ſchlieſſen können. Wir haben ſchon geſehn, daß ſich die Maxime eingeſchlichen hatte, den Kezern nicht Treu und Glauben zu halten. Daraus zog man den Schlus, daß man beides auch den Muhammedanern nicht halten dürfte.

Eben ſo brach das alte Rom, im lezten Puniſchen Kriege, den Waffenſtillſtand mit Karthago. Aber der Ausgang war ſehr verſchieden. Die Untreue des Senats war Treuloſigkeit eines Siegers, welcher unterdrükt; die Untreue der Chriſten war Beſtreben der Unterdrükten, ein Volk von Uſurpatoren zurükzutreiben. Endlich behielt Giuliano die Oberhand. Alle Häupter lieſſen ſich von dem Strome hinreiſſen, beſonders Johann Korvin Hunniades, der berühmte Anführer der Ungariſchen Armee, der ſo

oft gegen **Amurat** und **Muhammed den II.** kämpfte.

Ladislaus lies ſich von falſchen Hofnungen und von einer Moral verleiten, die nur durch einen glüklichen Erfolg gerechtfertigt werden kann, in die Länder des **Sultans** einzufallen. Die Jengitſcheri baten darauf den **Amurat**, ſeine Einſamkeit zu verlaſſen, und ſich an ihre
1444. Spize zu ſtellen. Er willigte darein, und beide Armeen ſtieſſen in der Gegend des ſchwarzen Meers, in dem Lande, welches jezt die Bulgarei (ehmals Möſien) heiſſt, auf einander. Es kam bei der Stadt Varna zur Schlacht. **Amurat** trug den neuerlich geſchloſſnen Friedenstraktat im Buſen. Dieſen zog er, mitten in der Schlacht, in dem Augenblik hervor, da ſeine Truppen weichen wollten, und bat den Gott, der den Meineid beſtraft, dieſe Beſchimpfung des Völkerrechts zu ahnden. Dies hat Anlas zu der Fabel gegeben, daß der Friede auf das Abendmal ſei beſchworen, die Hoſtie dem **Amurat** überliefert worden, und daß derſelbe ſich in der Schlacht mit ſeiner Bitte an dieſe Hoſtie gewendet hätte. Diesmal bekam der Meineid ſeine verdiente Strafe. Die Chriſten wurden, nach langem Widerſtand, überwunden. Der

König **Ladislaus** erlag unter der Menge ſeiner Wunden. Sein Kopf, den die Jengitſcheri ihm abgehauen hatten, ward in der Türkiſchen Armee im Triumph umhergetragen, und dies machte die Niederlage der Chriſten vollſtändig.

Der ſiegende Amurat lies dieſen König, auf dem Schlachtfelde ſelbſt, mit allen kriegriſchen Ehrenzeichen beerdigen. Man ſagt, er habe auf dem Grabe eine Säule errichten laſſen, und die Inſchrift dieſer Säule, weit entfernt, das Andenken des Ueberwundnen zu verſpotten, habe vielmehr ſeine Herzhaftigkeit gerühmt, und ſein Unglük bedauert.

Einige ſagen, der Kardinal **Giuliano**, welcher bei der Schlacht zugegen war, ſei auf der Flucht, als er über einen Flus ſezen wollen, durch die Schwere des vielen Goldes, das er bei ſich trug, untergeſunken und ertrunken. Andre behaupten, daß die Ungarn ſelbſt ihn umgebracht haben. Gewis iſt es, daß er an dieſem Tage ſein Leben verlor.

Noch merkwürdiger aber iſt es, daß Amurat, nach dieſem Siege, zu ſeiner Einſamkeit zurükkehrte, zum zweitenmal die Krone niederlegte, und ſich zum zweitenmal genötigt ſah, ſie wiederzunemen, um zu kämpfen und zu ſiegen.

1452. Er ſtarb endlich zu Adrianopel, und lies das Kaiſerthum ſeinem Sohne **Muhammed dem II.**, welcher mehr darauf dachte, die Tapferkeit ſeines Vaters, als die Philoſophie deſſelben, nachzuahmen.

Achtunddreiſſigſtes Kapitel.

Von Skanderbeg.

Ein andrer, nicht minder berühmter, Krieger, von dem ich nicht weis, ob ich ihn zu den Osmanen, oder zu den Chriſten, rechnen ſoll, hielt den **Amurat** in ſeinen Fortſchritten auf, und war ſogar lange Zeit der Schuz der Chriſten gegen die Siege **Muhammed's des II.** Ich meine den Skanderbeg, der aus Albanien, einem Theile von Epirus, und alſo aus einem Lande herſtammte, welches in dem ſogenannten heroiſchen Weltalter, und zu den wirklich heroiſchen Zeiten der Römer, berühmt war. Sein Name war **Johann Kaſtriotto.** Er war der Sohn eines Deſpoten, oder kleinen Hoſpodars, in dieſer Gegend, das heiſſt eines Fürſten, der ſelber Vaſall iſt; denn das bedeutet das Wort Deſpot, welches buchſtäblich einen Haus-

herrn

Herrn bezeichnet; und es iſt ſonderbar, daß man nachher den groſſen Regenten, die ſich zu unumſchränkten Herrſchern gemacht haben, den Titel Deſpot beigelegt hat.

Johann Kaſtriotto war noch ein Kind, als **Amurat**, verſchiedne Jahre vor der eben angeführten Schlacht bei Varna, nach dem Tode des Vaters dieſes **Kaſtriotto**, Albanien weggenommen hatte. Er erzog dieſes Kind, welches von vier Brüdern allein übrig geblieben war. Die Türkiſchen Jahrbücher ſagen kein Wort davon, daß **Amurat** dieſe vier Prinzen ſeiner Rache aufgeopfert habe. Dergleichen Grauſamkeiten ſcheinen nicht im Karakter eines Sultans zu liegen, der zweimal die Krone niedergelegt hatte, und es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß **Amurat** ſeine Zärtlichkeit und ſein Zutrauen demjenigen geſchenkt haben ſollte, von welchem er nichts, als unverſöhnlichen Has, zu erwarten hatte. Er liebte ihn, und lies ihn neben ſich ſtreiten. **Johann Kaſtriotto** that ſich dergeſtalt hervor, daß der **Sultan** und die Jengitſcheri ihm den Namen Skanderbeg beilegten, welches ſo viel heiſſt, als Herr Alexander.

Endlich behielt die Freundſchaft über die Staatsklugheit die Oberhand. **Amurat** vertraute ihm das Kommando einer kleinen Armee gegen den Deſpoten von Servien an, der auf die Seite der Chriſten getreten war, und den Sultan, ſeinen Eidam, bekriegte. Dies geſchah, eh' er die Regierung niederlegte. **Skanderbeg**, der damals noch nicht zwanzig Jahr alt war, faſſte den Vorſaz, keinen Herrn zu haben, ſondern ſelbſt zu regieren.

Er erfuhr, daß ein Geheimſchreiber des **Sultan's**, der das Siegel deſſelben bei ſich hatte, bei ſeinem Lager vorbeikam. Dieſen hält er an, läſſt ihn in Ketten legen, und zwingt ihn, einen Befel an den Gouverneur der Hauptſtadt Croja in Epirus auszufertigen und zu beſiegeln, daß er die Stadt und die Feſtung dem **Skanderbeg** übergeben ſolle. Nachdem dieſes war ausgefertigt worden, läſſt er den Geheimſchrei-
1444. ber und ſein Gefolge umbringen. Er marſchirt nach Croja, und der Gouverneur überliefert ihm den Plaz ohne Schwierigkeit. In derſelben Nacht läſſt er die Albanier anrükken, mit welchen er ſich verſtand. Er macht den Gouverneur und die Beſazung nieder. Sein Anhang ſchanzt ihm ganz Albanien zu. Die Albanier werden

für die beſten Soldaten des Landes gehalten. Skanderbeg wuſſte ſie ſo gut anzuführen, und von der Lage des rauhen und bergichten Landes ſo viel Vortheil zu ziehn, daß er immer zalreiche Türkiſche Armeen mit wenigen Truppen zurükhielt. Die Muſulmanen betrachteten ihn als einen Mann ohne Treu und Glauben; die Chriſten aber bewunderten ihn, als einen Helden, der, durch einen ſeinen Feinden und ſeinen Oberherren geſpielten Betrug, die Krone ſeines Vaters wieder an ſich gebracht hatte, und ſie durch ſeine Tapferkeit verdiente.

Neununddreiſſigſtes Kapitel.

Von der Einname der Stadt Konſtantinopel durch die Türken.

Wären die Griechiſchen Kaiſer Skanderbeg's geweſen, ſo hätte ſich das Orientaliſche Kaiſerthum aufrecht erhalten. Aber eben der Geiſt der Grauſamkeit, der Schwachheit, der Zwietracht und des Aberglaubens, der es ſo lange Zeit erſchüttert hatte, beſchleunigte den Augenblik ſeines Umſturzes.

Man zälte drei Orientaliſche Kaiſerthümer, und eigentlich war kein einziges vorhanden. Die in den Händen der Griechen befindliche Stadt Konſtantinopel machte das erſte aus. Adrianopel, der Zufluchtsort der **Laskaris**, welches von **Amurat dem** I. im Jahr 1362. war eingenommen worden, und immer im Beſiz der Sultane geblieben war, ward als das zweite Kaiſerthum betrachtet; und eine barbariſche Provinz des alten Landes Kolchis, Namens Trapezunt, wohin die **Komnenen** geflüchtet waren, galt für das dritte.

Dieſe Zerreiſſung des Reichs, wie wir ſchon geſehn haben, war die einzige beträchtliche Folge der Kreuzzüge. Da es von den Franken verheert, und von ſeinen alten Herren wieder erobert war, aber auch nur, um von neuem verheert zu werden, ſo war es ein Wunder, daß es überhaupt noch vorhanden war. Es gab zwei Parteien in Konſtantinopel, deren eine die andre der Religion wegen, verfolgte, ungefähr wie in Jeruſalem, als Veſpaſian und Titus daſſelbe belagerten. Die eine war die Partei der Kaiſer, welche, in der vergeblichen Hofnung, Beiſtand zu finden, in die Unterwerfung der Griechiſchen Kirche unter die Lateiniſche willigte;

die andre war die Partei der Prieſter und des Volks, welche ſich noch des Einfalls der Kreuzfahrer erinnerte, und die Vereinigung beider Kirchen verabſcheute. Man beſchäftigte ſich ohn' Unterlas mit theologiſchen Streitigkeiten, und die Türken waren vor den Thoren.

Johann der II. Paläologus, eben derſelbe, welcher ſich, in der eitlen Hofnung, Beiſtand zu finden, dem Pabſt unterworfen, hatte ſiebenundzwanzig Jahr über die Trümmer des Römiſch-Griechiſchen Kaiſerthums geherrſcht, und nach ſeinem im Jahre 1449 erfolgten Tode war das Reich ſo ſchwach, daß Konſtantin, einer ſeiner Söhne, ſich gezwungen ſah, die Beſtätigung in der Kaiſerlichen Würde von dem Türken **Amurat dem** II, als von ſeinem Oberherrn, anzunemen. Ein Bruder dieſes Konſtantin's bekam Lacedämon, ein andrer Korinth, und der dritte das Uebrige im Peloponnes, was nicht in den Händen der Venediger war.

So war die Lage der Griechen, als Muhammed Bujuk, oder der Groſſe, dem Sultan **Amurat**, ſeinem Vater, zum zweitenmale ſuccedirte. Die Mönche haben dieſen **Mu**- 1451.
hammed wie einen raſenden Barbaren geſchildert, der bald ſeiner angeblichen Buhlerin

Irene den Kopf abhieb, um dem Murren ſei- ner Jengitſcheri ein Ende zu machen, bald vier- zehn ſeiner Edelknaben den Leib aufſchneiden lies, um zu ſehen, welcher von ihnen eine Me- lone verzehrt hatte. Man findet noch jezt dieſe abgeſchmakten Geſchichten in unſern Diktionä- ren, welche gröſſtentheils alphabetiſche Lügen- archive ſind.

Alle Türkiſche Jahrbücher belehren uns, daß **Muhammed** der wohlgezogenſte Fürſt ſeiner Zeit war. Was wir von ſeinem Vater **Amurat** angeführt haben, beweiſt ſattſam, daß er die Erziehung ſeines Thronerben nicht vernachläſſigt habe. Auch kann man nicht läugnen, daß **Mu- hammed** ſeine kindliche Pflicht erfüllt, und ſei- nen Ehrgeiz beſiegt habe, als er den Thron zu- rükgeben muſſte, den **Amurat** ihm abgetreten hatte. Zweimal ward er wieder Unterthan, ohne die mindeſte Unruhe anzuſtiften. Dies Beiſpiel in der Geſchichte iſt einzig, und um ſo ſonderbarer, da **Muhammed**, bei ſeinem Ehr- geize, auch von überaus heftigem und hizigem Karakter war.

Er ſprach Griechiſch, Arabiſch, Perſiſch, und verſtand die Lateiniſche Sprache. Er zeichnete, wuſſte von der Geographie und Mathematik,

was man damals von dieſen Wiſſenſchaften wiſſen konnte, und liebte die Malerei. Jeder Kunſtliebhaber weis, daß er den berühmten Gentili Bellino aus Venedig kommen lies, und ihn mit Geſchenken und mit ſeiner Freundſchaft belohnte, wie Alexander den Apelles belohnt hatte. Er ſchenkte ihm eine goldne Krone, eine goldne Halskette, dreitauſend Dukaten in Golde, und ſchikte ihn mit groſſen Ehrenbezeigungen zurük. Ich kann mich nicht enthalten, unter die unerwieſnen Märchen auch die Erzälung von dem Sklaven zu rechnen, welchem **Muhammed**, wie man ſagt, den Kopf abſchlagen lies, um dem **Bellino** die Wirkung der Muskeln und der Haut auf einen vom Rumpf getrennten Hals zu zeigen. Dieſe Grauſamkeiten, welche wir an Thieren auszuüben pflegen, üben Menſchen an Menſchen nur in der Wut der Rache, oder bei Beobachtung des ſogenannten Rechts der Waffen. **Muhammed der** II. war oft blutdürſtig und grauſam, wie alle Erobrer, die die Welt verheert haben; aber warum ſoll man ihm ſolche unwahrſcheinliche Grauſamkeiten aufbürden? Warum will man die Abſcheulichkeiten vervielfältigen? Philipp von Comines, der zu dieſes Sul-

tans Zeiten lebte, geſteht, daß derſelbe, auf ſeinem Todbette, Gott um Verzeihung bat, daß er ſeine Unterthanen mit einer Auflage beſchwert hatte. Wo ſind die Chriſtlichen Fürſten, die eine ſolche Reue bezeigen?

Er war zweiundzwanzig Jahr alt, als er den Kaiſerlichen Thron beſtieg, und machte gleich Anſtalten, ſich auch auf den Thron von Konſtantinopel zu ſezen, unterdeſſen daß dieſe Stadt ſich in Parteien theilte, welche darüber diſputirten, ob man ſich beim Abendmal ungeſäuerten Brods bedienen dürfte, oder nicht? und ob man Griechiſch oder Lateiniſch beten müſſte?

Muhammed der II. fing alſo damit an, die Stadt von der Europäiſchen und Aſiatiſchen Seite einzuſchlieſſen. Endlich wurden zu Anfang April's 1453. die umliegenden Felder mit Soldaten bedekt, welche, der gewöhnlichen Uebertreibung zu Folge, auf dreimalhunderttauſend angegeben werden. Auf der Meerenge des Mare di Marmora erſchienen dreihundert Galeeren und zweihundert kleine Schiffe.

Eine der ſonderbarſten und erwieſenſten Thatſachen, iſt der Gebrauch, den **Muhammed** von einem Theile dieſer Schiffe machte.

Sie konnten nicht in den Hafen der Stadt einlaufen, weil derſelbe mit ſehr ſtarken eiſernen Ketten verſchloſſen war, und überdies vermutlich vortheilhaft vertheidigt werden konnte. Er läſſt alſo in einer Nacht einen Weg von einer halben Meile zu Lande mit kienenen Bohlen belegen, und dieſe mit Talch und Fett beſchmieren. Auf dieſen wie eine Krippe gelegten Bohlen läſſt er durch Maſchinen und Menſchenhände achtzig Galeeren und ſiebzig Lichter aus der Meerenge herüberziehn. Dieſe ganze groſſe Arbeit wird in Einer Nacht vollendet, und am Morgen ſahen die Belagerten mit Erſtaunen eine ganze Flotte vom Lande herab in den Hafen kommen. Denſelben Tag ward vor ihren Augen eine Schifbrükke erbaut, um mittelſt derſelben eine Kanonenbatterie zu errichten.

Konſtantinopel mus entweder kein Geſchüz gehabt haben, oder daſſelbe mus ſchlecht bedient geweſen ſein. Denn warum hätte man ſonſt nicht die Schifbrükke in den Grund geſchoſſen? Aber das iſt noch zweifelhaft, ob Muhammed ſich dem Vorgeben nach, Kanonen bediente, die zweihundert Pfund ſchoſſen. Die Ueberwundnen vergröſſern alles. Solche Kugeln gehörig zu treiben, hätte man ungefähr hundertundfunf-

zig Pfund Pulver gebraucht. Dieſe Menge Pulver kann ſich nicht zugleich entzünden. Der Schus würde losgehn, ehe der funfzehnte Theil des Pulvers Feuer gefaſſt hätte, und die Kugel hätte wenig Wirkung gethan. Vielleicht bedienten ſich die Türken aus Unwiſſenheit ſolcher Kanonen, und vielleicht erſchraken die Griechen darüber aus gleicher Unwiſſenheit.

Schon im Monate Mai ward auf die Stadt, die ſich für die Hauptſtadt der Welt ausgab, Sturm gelaufen. Sie muſſte alſo ſchlecht befeſtigt ſein, und ward auch eben ſo ſchlecht vertheidigt. Der Kaiſer, der einen Römiſchen Kardinal, Namens Iſidor, um ſich hatte, folgte dem Römiſchen Kirchengebrauch, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, um den Pabſt und die Katholiſchen Fürſten zum Beiſtande zu bewegen. Durch dieſen elenden Kunſtgrif aber machte er die Griechen ärgerlich und mutlos, als welche die Kirchen, die er beſuchte, nicht einmal betreten wollten. Wir wollen lieber den Tulbend hier ſehn, riefen ſie, als einen Kardinalshut.

Zu einer andern Zeit vereinigten ſich faſt alle Chriſtliche Fürſten, unter dem Vorwande eines heiligen Krieges, um dieſe Hauptſtadt, dieſe

Vormauer der Chriſtenheit, zu bekriegen; und als die Türken dieſelbe angriffen, war Niemand da, der ſie vertheidigte.

Der Kaiſer **Friedrich der** III. war weder mächtig, noch unternemend genug. Polen hatte eine zu ſchlechte Regierungsform. Frankreich hatte ſich kaum aus dem Abgrunde des Verfalles emporgearbeitet, worin es durch den bürgerlichen Krieg, und durch den Krieg gegen die Engländer, war geſtürzt worden. In England begannen Unruhen, die es ſchwächten. Der Herzog Philipp der Gute von Bourgogne war ein mächtiger Fürſt, aber zu klug, um allein die Kreuzzüge zu erneuern, und zu alt zu dergleichen Händeln. Die Italieniſchen Fürſten waren in Kriegen verwikkelt. Arragonien und Kaſtilien waren noch nicht vereiniget, und die Muſulmanen beſaſſen noch immer einen Theil von Spanien.

In Europa waren nur zwei Fürſten, die es verdienten, ſich mit **Muhammed dem** II. zu meſſen. Der eine war der Fürſt **Hunniades** von Siebenbürgen, der ſich aber kaum ſelbſt vertheidigen konnte. Der andre war der berühmte **Skanderbeg**, der weiter nichts konnte, als ſich in den Gebirgen von Epirus halten, un-

gefähr wie ehmals Don Pelagius in den Gebirgen von Aſturien, als die Muhammedaner Spanien unter das Joch brachten. Vier Schiffe von Genua, deren eins dem Kaiſer Friedrich dem III. gehörte, waren faſt der einzige Beiſtand, welchen die Chriſtliche Welt der Stadt Konſtantinopel leiſtete. Das Kommando in der Stadt führte ein Fremder, nemlich der Genueſer Giuſtiniani. Jedes Gebäude, das ſich auf fremde Stüzen lehnen mus, iſt dem Einſturz nahe. Nie hatten die alten Griechen einen Perſer an ihrer Spize, ſo wie nie ein Gallier die Truppen der Römiſchen Republik anführte. Konſtantinopel muſſte alſo erobert werden, und ward es auch, aber auf eine ganz andre Art, als es uns alle unſere Schriftſteller erzälen, welche blos einem Dukas und Kalkondil nachbeten.

Dieſe Eroberung macht einen merkwürdigen Zeitpunkt aus. Von ihr fängt ganz eigentlich das Türkiſche Kaiſerthum mitten unter Europäiſchen Chriſten an, und dies machte, daß einige Künſte der Griechen zu ihnen übergingen.

Die zu Konſtantinopel von dem verſtorbnen Fürſten Demetrius Kantemir geſchriebnen Türkiſchen Jahrbücher belehren mich, daß ſich

der Kaiſer Konſtantin, nach einer Belagerung von neunundvierzig Tagen, genötigt ſah, zu kapituliren. Er ſchikte verſchiedne Griechen ab, um die Befele des Ueberwinders zu vernemen. Man ward über einige Artikel einig. Dieſe Türkiſche Jahrbücher ſcheinen in allem, was ſie von dieſer Belagerung erzälen, ſehr glaubwürdig zu ſein. Dukas ſelbſt, von dem man glaubt, daß er zum Kaiſerlichen Hauſe gehörte, und der in ſeiner Kindheit in der belagerten Stadt geweſen war, geſteht in ſeiner Geſchichte, daß der Sultan dem Kaiſer Konſtantin anbot, ihm den Peloponnes zu geben, und ſeinen Brüdern einige kleine Provinzen einzuräumen. Er wollte die Stadt haben, aber ſie nicht verheeren, weil er ſie ſchon als ſein Eigenthum betrachtete, das er zu ſchonen gedachte. Aber in der Zeit, daß die Griechiſchen Abgeordneten nach Konſtantinopel zurükkehrten, um die Vorſchläge der Belagerer zu melden, läſſt Muhammed, der ſie noch ſprechen wollte, denſelben nachſezen. Die Belagerten, welche, von der Mauer herab, einen Haufen Türken erblikken, der ihre Abgeordneten verfolgt, geben thörichterweiſe Feuer auf die Türken, denen bald mehrere zu Hülfe eilen. Die Griechiſchen Deputirten gehn ſchon durch

eine kleine Pforte in die Stadt. Die Türken dringen mit ihnen zugleich herein, und bemächtigen ſich der Oberſtadt, welche von der Unterſtadt getrennt iſt. Der **Kaiſer** büſſt im Gedränge ſein Leben ein, und **Muhammed** macht augenbliklich **Konſtantin's** Pallaſt zum Siz der Sultane, und die Sophienkirche zu ſeiner Hauptmoſchee.

Ich weis nicht, ob man mehr Mitleid, oder mehr Unwillen, empfindet, wenn man im Dukas lieſt: der Sultan habe den Befel in's Lager geſchikt, überall Feuer anzuzünden, und dies wäre, unter dem gottloſen Geſchrei, geſchehn, welches das eigentliche Zeichen ihres verabſcheuungswürdigen Aberglaubens iſt. Dieſes gottloſe Geſchrei iſt der Name Gottes Allah, welchen die Muhammedaner in allen Gefechten anrufen. Der verabſcheuungswürdige Aberglaube war auf Seiten der Griechen, welche in die Sophienkirche flüchteten, weil eine Weiſſagung ihnen die Verſichrung gab, daß ein Engel in die Kirche herabſteigen würde, um ſie zu beſchüzen.

Einige Griechen wurden in der Halle niedergehauen, die übrigen zu Sklaven gemacht, und

Muhammed ging nicht eher in dieſe Kirche, um Gott zu danken, als bis er dieſelbe mit Roſenwaſſer hatte reinigen und waſchen laſſen.

Da er, durch das Recht der Eroberung, oberſter Beherrſcher der einen Hälfte von Konſtantinopel geworden war, bot er, aus Menſchlichkeit, oder aus Staatsklugheit, der andern Hälfte eben die Kapitulation an, welche er der ganzen Stadt hatte bewilligen wollen, und hielt ſie auf das gewiſſenhafteſte. Zum Beweis dieſer ausgemachten Thatſache dienen die Chriſtlichen Kirchen in der Unterſtadt, welche ſich bis unter ſeinem Enkel Selim erhalten haben, der einige davon niederreiſſen lies. Man nannte ſie die Moſcheen von Iſſevi. Der Name Jeſus heiſſt in Türkiſcher Sprache Iſſevi. Die Kirche des Griechiſchen Patriarchen iſt in Konſtantinopel, am Kanal des ſchwarzen Meeres, noch jezt vorhanden. Die Osmanen haben erlaubt, in dieſem Quartier eine Akademie anzulegen, wo die heutigen Griechen Unterricht in der alten Griechiſchen Sprache ertheilen, welche in Griechenland wenig mehr geſprochen wird. Auch lehren ſie die Ariſtoteliſche Philoſophie, die Theologie und die Arzneikunde. In dieſer Schule haben ſich Konſtantin Dukas,

Mauro Kordato, und Kantemir, gebil-
det, welche von den Türken zu Hoſpodaren,
oder Fürſten, der Moldau, erhoben wurden.
Ich gebe zu, daß Demetrius Kantemir
viel alte Fabeln erzält hat; aber über neue Denk-
mäler, die er ſelbſt mit Augen geſehn, und über
die Akademie, in welcher er ſelbſt erzogen wor-
den, kann er ſich nicht geirrt haben.

Man hat noch bis jezt den Chriſten eine Kir-
che, und eine ganze Straſſe überlaſſen, welche
ihnen eigenthümlich zugehört, und das einem
Griechiſchen Baumeiſter, Namens Chriſto-
bulus, zu Gefallen. Dieſen Baumeiſter hatte
Muhammed der II. gebraucht, um auf den
Ruinen der Kirche der heiligen Apoſtel,
eines alten Gebäudes der Theodora, des Kai-
ſers Juſtinian's Gemalinn, eine Moſchee
zu erbauen, und es war ihm geglükt, ein Ge-
bäude zu Stande zu bringen, welches an Schön-
heit der Sophienkirche nahe kommt. Auch baute
derſelbe, auf **Muhammed's** Befel, acht Schu-
len, und acht Hoſpitäler, welche von dieſer Mo-
ſchee abhängen, und zur Belohnung für dieſe
Dienſte, bewilligte ihm der **Sultan**, die er-
wähnte Straſſe, die ſeiner Familie verblieb.
Daß einem Baumeiſter eine Straſſe geſchenkt
wird,

wird, verdient zwar keinen Plaz in der Geſchichte; aber es iſt doch von Belang, zu zeigen, daß die Chriſten nicht immer von den Türken ſo barbariſch behandelt werden, als es unſre Geſchichtſchreiber vorgeben. Keine einzige Chriſtliche Nation duldet es, daß die Türken bei ihr eine Moſchee haben, und die Türken geſtatten allen Griechen Kirchen. Viele dieſer Kirchen ſind Stiftskirchen, und man findet im Archipelagus Stiftsherren, die unter einem Paſcha ſtehn.

Hiſtoriſche Irrthümer verführen ganze Nationen. Eine Menge Abendländiſcher Schriftſteller hat behauptet, daß die Muhammedaner die Venus anbeteten, und die Vorſehung läugneten. Grotius ſelbſt wiederholt es, daß Muhammed, dieſer groſſe und falſche Prophet, eine Taube abgerichtet hatte, ihm an's Ohr zu fliegen, und dadurch glauben machen wollte, daß der Geiſt Gottes ihm, unter dieſer Geſtalt, Belehrung brächte. Man hat, auf Rechnung des Erobrers **Muhammed's des II.**, eben ſo lächerliche Märchen geſchmiedet.

Was aber, troz allen Deklamationen des Kardinals Iſidor, und ſo mancher andern, deutlich beweiſt, daß **Muhammed** ein klügerer

und feinerer Fürſt war, als man denkt, iſt dieſes, daß er den überwundnen Chriſten die Freiheit lies, einen Patriarchen zu wählen. Er inſtallirte ihn ſelbſt mit der gewöhnlichen Feierlichkeit; gab ihm Stab und Ring, welches die Abendländiſchen Kaiſer ſeit langer Zeit nicht mehr thun durften, und wich blos darinn von den gewöhnlichen Ceremonien ab, daß er den erwählten Patriarchen, Namens Gennadius, bis an die Pforten ſeines Pallaſtes zurükbegleitete, wo dieſer zu ihm ſagte: daß er von dieſer Ehre beſchämt wäre, welche ſeinen Vorgängern von den Chriſtlichen Kaiſern niemals wäre erwieſen worden.

Einige Schriftſteller ſind ſo unverſtändig geweſen, zu erzälen, daß Muhammed der II. zu dieſem Patriarchen geſagt hätte: Die heilige Dreieinigkeit macht Dich, kraft der mir ertheilten Vollmacht, zum oekumeniſchen Patriarchen. Dieſe Schriftſteller müſſen ſchlechte Kenntnis von den Muſulmanen haben. Sie wiſſen nicht, daß unſre Lehre von der Dreinigkeit ihnen ein Greuel iſt; daß ſie ſich für verunreinigt halten würden, wenn ſie dieſes Wort ausgeſprochen hätten, und

daß ſie uns für Abgötter halten, welche mehr als Einen Gott anbeten. Von dieſer Zeit an haben die Osmaniſchen Sultane immer einen ſogenannten oekumeniſchen Patriarchen ernannt. Der Pabſt ernennt dagegen auch einen, welcher der Lateiniſche Patriarch heiſſt. Jeder dieſer Patriarchen wird von dem Divan taxirt, und brandſchazt dagegen ſeine Heerde. Dieſe beiden, unter gleichem Druk ſeufzende, Kirchen ſind unverſöhnbar, und die Sorge, ihre Zänkereien beizulegen, iſt nicht eine von den geringſten Beſchäftigungen der Sultane, welche nun auch die Friedensrichter der Chriſten geworden ſind, ſo wie die Ueberwinder derſelben.

Dieſe Ueberwinder behandelten die Griechen nicht ſo, wie ſie, im zehnten und elften Jahrhundert, die Araber behandelt hatten, deren Sprache, Religion und Sitten, ſie annamen. Als die Türken die Araber beſiegten, waren ſie noch vollkommne Barbaren; als ſie aber das Griechiſche Kaiſerthum unterjochten, war ihre Regierungsform ſchon lange gehörig eingerichtet. Sie hatten die Araber in Ehren gehalten, und verachteten die Griechen. Sie haben mit dieſen Griechen nie eine andre Gemeinſchaft gehabt, als wie Herren gegen unterjochte Völker.

Sie haben alle Gebräuche und Geſeze beibe⸗halten, welche ſie, zur Zeit ihrer Eroberungen, hatten. Das Corps der Jengitſcheri beſtand in ſeiner ganzen Kraft, und belief ſich auch damals ſchon auf ungefähr fünfundvierzigtauſend Mann. Dies ſind, unter allen Soldaten auf Erden, die⸗jenigen, welche den reichlichſten Unterhalt haben. Jede Oda, oder ſogenannte Kammer, der Jen⸗gitſcheri, hatte damals, und hat noch jezt, ih⸗ren Lieferanten, der ihnen Hammelfleiſch, Reis, Butter, Vorkoſt oder Hülſenfrüchte, und Brod, in Ueberflus liefert.

Die Sultane haben in Europa den alten Ge⸗brauch beibehalten, den ſie ſchon in Aſien hat⸗ten, den, ihren Soldaten Lehngüter auf Lebens⸗zeit, und oft auch erblich, zu geben. Dieſen Gebrauch namen ſie nicht von den Arabiſchen Kalifen an, die ſie vom Throne ſtieſſen. Die Regierungsform der Araber hatte ganz andere Grundgeſeze. Die Abendländiſchen Tatarn theil⸗ten allemal die Ländereien der Ueberwundnen. Schon im fünften Jahrhunderte machten ſie in Europa die Einrichtung, welche die Sieger an die Regierungsform des Landes bindet, deſſen Beſiz ſie erworben haben; und die Nationen, die ſich mit ihnen vermiſchten, als die Longobar⸗

den, die Franken, und die Normänner folgten dieſem Plan. Timur-Lenk führte ihn auch in Indien ein, wo heut zu Tage die gröſſten Lehnsbeſizer, unter den Titeln von Omrahs, Rajahs, und Nabobs, ſind.

Aber die Osmanen gaben immer nur kleine Ländereien. Ihre Zaims und Timars ſind vielmehr Meiereien, als Herrſchaften. Der kriegriſche Geiſt blikt aus dieſer Einrichtung in ſeiner ganzen Gröſſe hervor. Wenn ein Zaimat mit den Waffen in der Hand ſtirbt, ſo theilen ſeine Kinder ſein Lehngut untereinander; ſtirbt er nicht im Kriege, ſo ernennt ihm der Beglerbei, das heiſſt, der oberſte Kriegsbefelshaber der Provinz, einen Nachfolger. Dieſe Zaimaten und Timarioten haben weiter kein Vorrecht, als Truppen für die Armee zu ſtellen, und ihr zuzuführen, wie bei den älteſten Franken; ſie haben auch auſſerdem weder Titel, noch Gerichtsbarkeit, noch Adel.

Aus eben dieſen Schulen hat man von jeher die Kadis und Mollahs genommen, welches die gemeinen Richter ſind, wie auch die beiden Kadileskiere von Aſien und Europa, welches die Richter über die Provinzen und die Armeen ſind, und, unter dem Mufti, der

Religion und den Geſezen, vorſtehn. Der Mufti und die Kadileskiere ſind, in gleichem Grade, dem Divan unterworfen. Die Derviſe, welches die Bettelmönche der Türken ſind, haben ſich vermehrt, aber nicht verändert. Die Gewohnheit, Karwanſerais für die Reiſende, und Schulen und Hoſpitäler bei jeder Moſchee, anzulegen, hat keine Veränderung erlitten. Mit Einem Worte, die Türken ſind noch immer, was ſie waren, nicht allein als ſie Konſtantinopel einnamen, ſondern auch als ſie das erſtemal nach Europa übergingen.

Vierzigſtes Kapitel.

Muhammed's des II. kriegriſche Unternemungen und Tod.

Muhammed der II. ging, während ſeiner einunddreiſſigjährigen Regierung, von Erobrung zu Erobrung fort, ohne daß die Chriſtlichen Fürſten ſich wider ihn verbanden. Denn man kann ein augenbliklиches Einverſtändnis zwiſchen dem Fürſten Hunniades von Siebenbürgen, dem Könige von Ungarn, und einem Regenten von Schwarzreuſſen, nicht mit dem Namen einer Verbündung belegen. Dieſer berühmte

Hunniad bewies, daß, wenn er beſſer unter-ſtützt worden wäre, die Chriſten nicht alle die Ländereien verloren hätten, welche die Muham-medaner in Europa beſizen. Er ſchlug **Mu-hammed** den II., drei Jahre nach der Erobe-rung von Konſtantinopel, von Belgrad ab.

Zu eben der Zeit griffen die Perſer die Tür-ken an, und gaben dieſem Strome, der die Chriſtenheit überſchwemmt hatte, eine andre Richtung. Uſſum-Kaſſan, von Timur-Lenk's Familie, genannt der weiſſe Wid-der, hatte, als Gouvernör von Armenien, die Perſer unter das Joch gebracht. Er trat mit den Chriſten in ein Familienbündnis, und lehrte ſie dadurch, ſich gegen den gemeinſchaft-lichen Feind verbinden; denn er heuratete die Tochter des Kaiſers David Komnenus von Trapezunt. Es war den Chriſten nicht erlaubt, ihre Mitgevatterinn, oder ihre Muhme, zu heuraten; aber man ſieht, daß ſie ſich in Grie-chenland, in Spanien, in Aſien, ohne Bedenk-lichkeiten mit den Muſulmanen verheurateten.

Der Tatar **Uſſum-Kaſſan**, dieſer Eidam des Chriſtlichen Kaiſers **David Komnenus**, grif den **Muhammed**, in der Gegend des Eu-phrat's, an. Dies war eine günſtige Gelegen-

heit für die Chriſten; aber auch dieſe ward vernachläſſigt. Man lies den **Muhammed**, nach abwechſelndem Glük, ſeinen Frieden mit dem Perſer ſchlieſſen, und hernach Trapezunt, mit dem davon abhängenden Theile von Kappadocien, wegnemen; ſich gegen Griechenland wenden; Negroponte erobern; zum ſchwarzen Meer zurükgehn; Kaſſa und das alte, von den Genueſern wieder aufgebaute, Theodoſien einnemen; auf ſeinem Rükwege ſich Skutari, Zante und Cephalonien, bemächtigen; bis nach Trieſte, an den Pforten von Venedig, vordringen; und endlich die Macht der Muſulmanen mitten in Kalabrien feſtſezen, von wo er den Ueberreſt Italien's bedrohte, und welches ſeine Stathalter nicht eher verlieſſen, als nach ſeinem Tode.

Vor Rhodus ſcheiterte ſein Glük. Die Ritter, welches heut zu Tage die Maltheſerritter ſind, hatten, ſo wie **Skanderbeg**, die Ehre, die ſiegreichen Waffen **Muhammed's des II.** zurükzutreiben.

Es geſchah im Jahre 1480, daß dieſer Erobrer den Angrif auf dieſe ehmals ſo berühmte Inſel, und auf die Stadt thun lies, die, ſehr lange vor Rom's Erbauung, in der lachendſten Lage, und unter dem heiterſten Himmel war

angelegt worden, über welche die Kinder des Herkules, Danaus und Kadmus herrſch-ten, und die in der ganzen Welt, wegen des ehernen, der Sonne gewidmeten, Koloſſes, be-rühmt war, welches ungeheure, von einem In-dier gegoſſne, Kunſtſtük hundert Fus hoch war, ſeine ausgeſperrten Füſſe auf marmorne Wälle ſezte, und die gröſſten Schiffe unter ſich durch-ſegeln lies.

Rhodus war, in der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts, in die Hände der Saracenen ge-raten. Ein Franzöſiſcher Ritter, Foulques de Villaret, Grosmeiſter des Ordens, hatte es ihnen, im Jahre 1310, wieder abgenommen, und ein andrer Franzöſiſcher Ritter, Pierre d'Aubüſſon, vertheidigte es gegen die Türken.

Sehr merkwürdig iſt es, daß **Muhammed** der II. bei dieſer Unternemung ſich vieler Chriſt-lichen Regenten bediente. Der Groswesſir ſelbſt, der Rhodus angrif, war ein Chriſt, und, was noch ſonderbarer iſt, aus dem Kaiſerlichen Hauſe der Paläologen. Ein andrer Chriſt, Ge-orge Frupan, führte die Belagerung unter den Befelen des Groswesſirs. Man hat nie ge-ſehn, daß Muhammedaner ihre Religion ver-lieſſen, um bei den Chriſtlichen Armeen zu die-

nen. Woher kommt dieſer Unterſchied? Erhält etwa eine Religion dadurch mehr Wehrt, daß ſie ihre Bekenner einen Theil ihrer ſelbſt koſtet, und daß man dieſelbe, in einer ſchmerzhaften Operation, mit ſeinem Blute verſiegelt? Oder erwarben ſich etwa die Ueberwinder Aſien's mehr Ehrfurcht, als die Europäiſchen Mächte? Oder hielt man etwan, in dieſen Zeiten der Unwiſſenheit, die Waffen der Muſulmanen für mehr von Gott begünſtigt, als die Waffen der Chriſten, und glaubte daher, daß die ſiegende Partei die beſte wäre?

Pierre d'Aubüſſon erzwang damals den Sieg für ſeine Partei. Er nötigte, nach Verlauf von drei Monaten, den Groswesſir **Meſſith Paläologus**, die Belagerung aufzuheben. **Kalkondil**, in ſeiner Geſchichte der Türken, ſagt: daß die Belagerer, als ſie die Breſche erſteigen wollten, in der Luft ein goldnes, mit Lichtſtralen umgebnes Kreuz, und ein weisgekleidetes ſchönes Frauenzimmer, erblikten; daß ſie vor dieſem Wunder erſchraken, und daß ſie, voll Entſezens, die Flucht ergriffen. Es kommt mir gleichwohl einigermaaſſen glaublich vor, daß der Anblik eines ſchönen Frauenzimmers die Türken vielmehr angefeuert, als mutlos gemacht,

haben würde, und daß alſo wohl die Tapferkeit des **Pierre d'Aubůſſon**, und der übrigen Ritter, das einzige Wunder waren, dem die Türken wichen. Aber ſo ſchreiben die neuen Griechen immer!

Die fehlgeſchlagne Erobrung dieſer kleinen Inſel benam der Furchtbarkeit des **Muhammed Bujuk** für den Ueberreſt des Occidents nichts. Er hatte, ſchon vor langer Zeit, nach **Skanderbeg's** Tode, Epirus erobert. Die Venediger hatten den Mut gehabt, ſeine Waffen aufzufordern. Venedig's Macht hatte damals ihren glänzendſten Zeitpunkt erreicht; ſie erſtrekte ſich ſehr weit auf dem feſten Lande, und ſeine Flotten boten denen von **Muhammed** Troz, und eroberten ſogar Athen. Endlich aber muſſte dieſe Republik, weil ſie nirgends Beiſtand fand, nachgeben, Athen wieder zurükliefern, und, durch einen jährlichen Tribut, die Freiheit erkaufen, auf dem ſchwarzen Meer zu handeln; denn durch den Handel, der den Grund zu ihrer Gröſſe gelegt hatte, glaubte ſie, ihren Verluſt wieder zu erſezen. Wir werden ſehen, daß bald nachher der Pabſt Julius der I., und faſt alle Chriſtliche Fürſten, dieſer Re=

publik mehr Schaden zufügten, als die Osmanen derſelben gethan hatten.

Inzwiſchen wandte **Muhammed der II.** ſeine ſiegreiche Waffen gegen die Mammelukiſchen Sultane in Aegypten, unterdeſſen daß ſeine Stathalter in dem Königreiche Neapel feſt ſaſſen. Nachher ſchmeichelte er ſich, Rom, eben ſo wie Konſtantinopel, zu erobern; und als er von der Ceremonie reden hörte, womit der Doge von Venedig ſich mit dem Adriatiſchen Meere vermält, ſagte er: er wollte denſelben bald hinunter ſchikken, die Heurat im Grunde des Meers zu vollziehen.

Eine Kolik ſezte den Fortſchritten und den
1481. Entwürfen dieſes Erobrers Grenzen. Er ſtarb zu Nikomedien in einem Alter von dreiundfunfzig Jahren, als er eben Anſtalt machte, Rhodus noch einmal zu belagern, und mit einer furchtbaren Armee nach Italien zu marſchiren.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Griechenland's Zuſtand unter dem Joche der Türken. Regierungsverfaſſung derſelben, und ihre Sitten.

Wenn gleich Italien, durch Muhammed's des II. Tod, Luft bekam, ſo haben die Osmanen doch nichts deſto weniger ein ſchönres und gröſſres Land, als ganz Italien iſt, in Europa behalten. Das Vaterland eines Miltiades, eines Leonidas, eines Alexander's, eines Sophokles und eines Plato verfiel nemlich bald in Barbarei. Von dieſer Zeit an ward die Griechiſche Sprache verdorben. Von Künſten blieb faſt keine Spur übrig; denn obgleich in Konſtantinopel eine Griechiſche Akademie vorhanden iſt, ſo iſt ſie doch bei weitem nicht die Akademie von Athen; und die dreitauſend Mönche, welche die Sultane noch immer am Berge Athos fortdauern laſſen, haben die ſchönen Künſte wahrlich auch nicht wiederhergeſtellt.

Ehmals ſtand Konſtantinopel ſelbſt unter dem Schuz Athen's. Chalcedon muſſte dieſer Stadt Tribut erlegen, und der König von Thracien bewarb ſich um die Ehre, unter ihre Bürger aufgenommen zu werden. Heut zu Tage

herrſchen die Abkömmlinge der Tatarn über dieſe ſchöne Gegenden, und von Griechenland iſt kaum noch der Name übrig. Unterdeſſen wird die einzige kleine Stadt Athen unter uns auf immer in grösſerm Ruhm ſtehn, als ihre Unterdrükker, die Türken, wenn dieſe auch Herren der ganzen Welt wären.

Die mehreſten groſſen Denkmäler von Athen, welche die Römer nachahmten, aber nicht übertreffen konnten, liegen entweder in Ruinen, oder ſind gänzlich verſchwunden. Auf Themiſtokles Grabe iſt eine kleine Moſchee erbaut, ſo wie zu Rom eine Kirche der Rekollekten auf den Trümmern des Kapitols. Auch der alte Tempel Minerven's iſt in eine Moſchee verwandelt, und der Hafen von Piräeus iſt nicht mehr. Nahe dabei ſteht noch ein alter Löwe von Marmor, von welchem der beinahe ganz verſchüttete Löwenhafen den Namen hat.

Der Plaz, wo die Akademie ſtand, iſt mit einigen Gärtnerhütten bedekt. Die ſchönen Ueberbleibſel des Stadion flöſſen Ehrfurcht und Bedauern ein; und der Tempel der Ceres, der allein dem Verderben der Zeit getrozt hat, giebt zu erkennen, was ehmals Athen war. Dieſe Stadt, die den Xerxes überwand, ent-

hält ſechzehn- bis ſiebzehntauſend Einwohner, die vor zwölfhundert Jengitſcheri zittern, welche nichts, als einen weiſſen Stekken in der Hand haben. Die Sparter, jene alten Nebenbuhler und Ueberwinder von Athen, leben in eben der Knechtſchaft, worin die Stadt ſelbſt lebt. Sie haben etwas länger für ihre Freiheit gekämpft, und ſcheinen noch einige Ueberbleibſel von den harten und ſtolzen Sitten, welche Lykurg ihnen beibrachte, beibehalten zu haben.

Die Griechen blieben in der Unterdrükkung, aber nicht in der Sklaverei. Man lies ihnen ihre Religion und ihre Geſeze, und die Türken betrugen ſich, wie ſich die Araber in Spanien betragen hatten. Die Griechiſchen Familien leben noch in ihrem Vaterlande herabgewürdigt, und verachtet, aber ruhig. Sie bezalen nur einen geringen Tribut, und treiben Handlung und Akkerbau. Ihre Städte und Flekken haben noch ihren Protogeros, der ihre Zwiſtigkeiten ſchlichtet, und unterhalten gemeinſchaftlich ihren Patriarchen auf einem ſehr anſtändigen Fus. Er mus allerdings beträchtliche Summen aus denſelben ziehn, weil er bei ſeiner Inſtallation, viertauſend Dukaten in den Kaiſerlichen

Schaz, und eben ſo viel an die hohen Kronbe-dienten der Pforte bezalt.

Der gröſſte Beweis von der Unterwürfigkeit der Griechen war lange Zeit, die Verbindlichkeit, worin ſie ſich befanden, dem Sultan Kinder zum Tribut zu liefern, welche im Serail, oder unter den Jengitſcheri dienen muſſten. Jeder Hausvater muſſte einen ſeiner Söhne abgeben, oder denſelben loskaufen. Es giebt Chriſtliche Provinzen in Europa*, wo die Gewohnheit auch eingeführt iſt, ſeine Kinder abzugeben, die von der Wiege an zum Soldatenſtand gewidmet ſind. Dieſe Tributkinder werden von den Türken erzogen, und machen oft ein groſſes Glük im Serail. Der Zuſtand der Jengitſcheri ſelbſt iſt recht gut.

Es war ein groſſer Beweis von dem, was die Erziehung vermag, und zugleich von den ſeltſamen Schikkungen dieſer Welt, daß der gröſſte Theil dieſer ſtolzen Chriſtenfeinde von unterdrükten Chriſten geboren war. Noch ein gröſſrer Beweis von der unüberwindlichen Macht des Verhängniſſes, wodurch das höchſte Weſen alle Begebenheiten der Welt zuſammenkettet, iſt der, daß Konſtantin Konſtantinopel für die Türken erbauen muſſte, wie Romulus, ſo

viele

viele Jahrhunderte vorher, das Kapitol für die Hohenprieſter der Katholiſchen Kirche gegründet hatte.

Ich halt' es für meine Schuldigkeit, hier ein Vorurtheil zu beſtreiten, das nemlich, daß die Türkiſche Regierungsform eine von den abgeſchmakten ſein ſoll, die man deſpotiſch nennt, daß die Unterthanen alle Sklaven des Sultans ſind, die nichts eigenthümlich beſizen, und daß ihr Leben und ihr Vermögen ihrem Herrn zugehört. Eine ſolche Regierungsform würde ſich ſelbſt zerſtören. Es wäre doch ſonderbar, wenn die überwundnen Griechen nicht wirkliche Sklaven wären, und ihre Ueberwinder wären es. Einige Reiſende haben geglaubt, daß alle Aekker und Ländereien dem Sultan gehörten, weil derſelbe davon Timars auf Lebenszeit austheilt, wie ehmals die Fränkiſchen Könige dergleichen militäriſche Lehnsgeſchenke machten. Dieſe Reiſende ſollten bedenken, daß es in der Türkei, wie überall, Erbſchaftsgeſeze giebt. Der Koran, der eben ſowohl Civilgeſeze, als Religionsgeſeze enthält, ſchreibt, vom vierten Kapitel an, die Einrichtung der Erbſchaften für Männer und Weiber vor, und mündliche Tradi-

tion und das Herkommen ergänzt das, was der Koran nicht beſtimmt.

Es iſt wahr, daß das Mobiliarvermögen der Baſſen nach ihrem Tode dem Sultan gehört, und daß er der Familie nur einen Theil davon giebt. Aber dieſe Gewohnheit war zu der Zeit, da die Lehnsgüter noch nicht erblich waren, durch ganz Europa eingeführt, und lange nachher erbten ſelbſt die Biſchöfe das bewegliche Vermögen der untern Geiſtlichen, und die Päbſte übten dieſes Recht gegen die Kardinäle, und gegen alle Pfründner, welche in der Reſidenz des oberſten Hohenprieſters verſtarben.

Die Türken ſind nicht allein insgeſammt ohne Ausname frei, ſondern haben auch keinen Unterſchied des Adels unter ſich. Sie kennen keinen andern Vorzug, als den die Staatsbedienungen geben.

Ihre Sitten ſind zugleich wild, ſtolz und weibiſch-weichlich. Die Härte haben ſie von den Scythen, ihren Vorältern, und die Weichlichkeit von den Griechen und Aſiaten. Ihr Stolz iſt unbeſchreiblich. Sie ſind Erobrer, und dabei unwiſſend, daher verachten ſie alle Nationen.

Die Osmanniſche Regierung hat keine monarchiſche, durch ſanfte Sitten gemilderte Form, wie das heutige Frankreich und Spanien; noch weniger iſt ſie mit Teutſchland zu vergleichen, das mit der Zeit eine Republik von Fürſten und Städten unter einem höchſten Oberhaupte geworden iſt, welches den Titel Kaiſer führt. Sie hat nichts ähnliches mit Pohlen, wo die Bauern Sklaven, und die Edelleute Könige ſind; eben ſo weit entfernt ſie ſich von England, ſowohl durch die Regierungsform, als durch die Entlegenheit der Länder. Aber man mus ſich nicht einbilden, daß es eine in allen Stükken willkürliche Regierungsform iſt, wo das Geſez der eigenſinnigen Laune Eines Einzigen verſtattet, ganze Haufen von Menſchen nach ſeinem Gefallen aufzuopfern, wie wilde Thiere, die man in einem Zwinger zu ſeinem Vergnügen unterhält.

Unſrer vorgefaſſten Meinung ſcheint es, daß ein Tſchiaus, mit einem Hatſcherif in der Hand, hingehn, und im Namen des Sultans den Hausvätern einer Stadt alles Geld, und alle ihre Töchter zum Gebrauch für ſeinen Herrn abfordern kann. Es giebt ohne Zweifel entſezliche Misbräuche in der Türkiſchen Regierung;

im Ganzen aber ſind dieſe Misbräuche dem Volke ſelbſt bei weitem nicht ſo nachtheilig, als denjenigen ſelbſt, welche Theil an der Regierung nemen; auf dieſe fällt die ganze Strenge des Deſpotiſmus. Der geheime Richterſpruch eines Divans iſt hinlänglich, die vornemſten Häupter dem geringſten Verdachte aufzuopfern.

Es iſt in dieſem Lande kein groſſes Rechtskollegium angeſezt, um den Geſezen und der geheiligten Perſon des Souveräns Ehrfurcht zu verſchaffen; kein durch die Verfaſſung des Staats den Ungerechtigkeiten des Weſſirs entgegengeſezter Damm. Wenig Ausſicht zur Hülfe alſo für den Unterthan, wenn er gedrükt wird, und für den Herrn, wenn man ſich gegen ihn verſchwört! Der Souverän, der für den mächtigſten auf Erden gehalten wird, iſt zu gleicher Zeit derjenige, der auf ſeinem Thron am wenigſten ſicher iſt. Ein Tag der Empörung iſt hinlänglich, ihn herunterzuſtürzen. Darinn haben die Türken die Sitten des von ihnen zerſtörten Griechiſchen Kaiſerthums nachgeahmt; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie für das Osmaniſche Haus mehr Achtung haben, als die Griechen für die Kaiſerliche Familie hatten. Sie ſezen einen Sultan ab, und hauen ihn nieder, das geſchieht aber

allemal zum Vortheil eines Prinzen aus dem Osmaniſchen Hauſe. Das Griechiſche Kaiſerthum hingegen war, durch Meuchelmord, auf zwanzig verſchiedne Familien gekommen.

Die Furcht, abgeſezt zu werden, iſt ein ſtärkrer Zaum für die Türkiſchen Kaiſer, als alle Geſeze des Korans. Der Kaiſer iſt unumſchränkter Herr in ſeinem Serrail, auch, vermittelſt eines Fetſa vom Mufti, über das Leben ſeiner Kronbedienten; aber nicht über das Herkommen des Reichs. Er legt keine neue Abgaben auf; er vergreift ſich nicht an den Münzen; ſein Privatſchaz iſt von dem öffentlichen Schaz abgeſondert.

Die Stelle eines Sultans iſt zuweilen die müſſigſte, und die Stelle eines Grosweſſirs die mühſeligſte auf Erden. Er iſt zu gleicher Zeit General, Kanzler, und erſter Präſident. Der Lohn für ſo viel Mühe war oft Strik und Verbannung.

Die Stellen der Baſſen ſind von jeher nicht minder gefärlich geweſen, und noch bis jezt war oft ein gewaltſamer Tod ihr Schikſal. Alles dieſes zeugt von weiter nichts, als von harten und wilden Sitten, ſo wie lange Zeit die Sitten des Chriſtlichen Europa beſchaffen waren, als ſo viel Blut auf den Henkersbühnen flos; als la

Broſſe, der Liebling Ludwig's des Heiligen, gehangen ward; als der Miniſter Laguette, unter Karl'n dem Schönen, auf der Folter ſtarb; als der Konnetable von Frankreich Karl de la Cerda, unter dem Könige Johann, ohne gemachten Proces, hingerichtet ward; als man den Engueran de Marigni an dem Galgen von Montfaucon hängen ſah, den er ſelbſt hatte aufrichten laſſen; als man an eben dem Galgen den Körper des Premierminiſters Montaigu aufhing; als der Grosmeiſter der Tempelherren, und ſo viele Ritter, in den Flammen umkommen mußten, und lauter ſolche Grauſamkeiten in den monarchiſchen Staaten gewöhnlich waren.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man dergleichen Barbareien für Folgen einer unumſchränkten Regierung hielte. Kein einziger Chriſtlicher Fürſt war deſpotiſch, und der Grosſultan iſt es eben ſo wenig. Verſchiedne Sultane haben zwar die Geſeze ihrem Willen unterworfen, wie Muhammed der II., Selim, und Soleiman; denn Erobrer finden wenig Widerſpruch bei ihren Unterthanen. Aber alle unſre Geſchichtſchreiber haben uns ſehr getäuſcht, wenn ſie das Osmaniſche Kaiſerthum wie eine

Regierung vorgeſtellt haben, deren Weſen Deſpotismus iſt.

Der Graf von Marſigli, der darinn mehr Kenntniſſe hatte, als ſie, drukt ſich darüber folgendergeſtalt aus: *In tutte le noſtre ſtorie ſentiamo eſaltar la ſovranità, che coſì diſpoticamente praticaſi dal ſultano: ma quanto ſi ſcoſtano elle dal vero!* D. i. In allen unſern Geſchichtsbüchern hören wir übertriebne Erzälungen von der unumſchränkten Gewalt, welche der Sultan ſo deſpotiſch ausübt: aber wie weit entfernen ſich dieſe Erzälungen von der Wahrheit! Die Miliz der Jengitſcheri, ſagt er, die in Konſtantinopel bleibt, und Capiculi heiſſt, hat, vermöge ihrer Geſeze, die Gewalt, den Sultan in's Gefängnis zu ſezen, ihn umzubringen, und ihm einen Nachfolger zu geben. Er ſezt noch hinzu, daß der Groſſultan oft ſeine Civil- und Militärbedienten um Rat fragen mus, um Krieg zu führen, oder Frieden zu ſchlieſſen.

Die Baſſen ſind nicht unumſchränkt in ihren Provinzen, wie wir uns einbilden; ſondern hängen von ihrem Divan ab. Die vornemſten Bürger haben das Recht, über ihr Betragen Beſchwerde zu führen, und Klagen wider ſie an

den groſſen Divan nach Konſtantinopel zu ſchik-
ken. Am Ende erklärt Marſigli die Türki-
ſche Regierung für eine Demokratie. Sie iſt es
auch wirklich ungefähr ſo, wie die von Tunis
und Algier. Dieſe Sultane, welche das Volk
nicht anſehn darf, die man nicht anders anredet,
als daß man ſich niederwirft, wie wenn man an-
beten wollte, haben alſo blos den äuſſerlichen
Schein des Deſpotismus. Sie ſind nur als-
dann unumſchränkt, wenn ſie die Kunſt verſtehn,
den Hang zur willkührlichen Gewalt, der allen
Menſchen angeboren ſcheint, zur glüklichen
Stunde zu entwikkeln. Ludwig der XI.,
Heinrich der VIII., Sixtus der V,
und noch mehr andre Fürſten, waren ſo deſpo-
tiſch, wie kein Sultan. Wenn man ſo in das
Geheimnis der Aſiatiſchen Thronen eindränge,
welches den Fremden faſt immer unbekannt
bleibt, ſo würde man finden, daß es auf Erden
weit weniger Deſpotismus giebt, als man denkt.
Unſer Europa hat Beiſpiele geſehn, daß Fürſten,
welche Vaſallen eines andern Fürſten waren, der
ſich ſelbſt keine Unumſchränktheit rühmen konnte,
in ihren Staaten eine weit willkührlichere Ge-
walt ausübten, als die Kaiſer von Perſien und
Indien. Und doch würd' es immer ein groſſer

Irrthum

Irrthum ſein, wenn man glaubte, daß die Staaten dieſer Fürſten, nach ihrer Grundverfaſſung, deſpotiſche Staaten ſind.

Alle Geſchichten der neuern Völker, die von England und Teutſchland vielleicht ausgenommen, bringen uns faſt immer falſche Begriffe bei, weil man ſelten zwiſchen Zeit und Perſonen, zwiſchen Misbräuchen und Geſezen, zwiſchen vorübergehenden Begebenheiten und dauernden Gewohnheiten, einen Unterſchied gemacht hat.

Eben ſo würde man ſich betrügen, wenn man glaubte, daß die Türkiſche Regierungsform gleichförmig ſei, und daß alle Tage aus dem Serrail von Konſtantinopel Kuriere abgingen, um gleichförmige Befele an alle Provinzen zu bringen. Dieſes weitläufige Reich, welches ſich, in verſchiednen Zeiten, durch Siege gebildet, und welches ſich, wie wir ſehn werden, bis zum achtzehnten Jahrhundert immer vergröſſert hat, iſt aus dreiſſig verſchiednen Völkern zuſammengeſezt, welche weder dieſelbe Sprache, noch dieſelbe Religion, noch auch einerlei Sitten, haben. Da ſind die Griechen des alten Jonien's, und von den Küſten von Kleinaſien und Achaja; die Einwohner des alten Landes Kolchis, und des Tauriſchen Cherſones; da ſind die zur Chriſt-

lichen Religion übergegangnen Geten, die man unter dem Namen der Wallachen und Moldauer kennt; Araber, Armenier, Bulgaren, Illyrier und Juden; Aegypter endlich, und die Völker des alten Karthago, die, wie wir bald ſehn werden, von der Osmaniſchen Gewalt ſind verſchlungen worden. Die einzige Türkiſche Miliz hat alle dieſe Völker überwunden, und im Zaum gehalten. Alle haben ihre eigne, von allen andern verſchiedne, Regierungsform. Einige bekommen ihre Fürſten von der Pforte, wie die Wallachei, die Moldau, und die Krim. Die Griechen leben unter der Municipialregierung, die unter einem Baſſen ſteht.

Ungeheuer iſt die Anzal der Unterjochten im Verhältnis mit der Anzal der Sieger; denn es giebt nur wenig wirkliche Nationaltürken. Faſt kein einziger derſelben legt ſich auf den Akkerbau; ſehr wenige beſchäftigen ſich mit Ausübung der Künſte. Man könnte von ihnen ſagen, was Virgil von den Römern ſagt: Ihre Kunſt beſteht im Befelen. Der groſſe Unterſchied zwiſchen den Türkiſchen und den alten Römiſchen Erobrern liegt darinn, daß Rom alle überwundne Völker ſich, ſo zu ſagen, einverleibte, die Türken aber immer von denenjenigen

abgeſondert bleiben, welche ſie ſich unterworfen haben, und von welchen ſie umringt ſind.

Es ſind zwar zweimalhunderttauſend Griechen in Konſtantinopel geblieben; aber das ſind ungefähr zweimalhunderttauſend Künſtler, Handwerker, oder Kaufleute, welche für ihre Beherrſcher arbeiten. Dies iſt ein ganzes Volk, das immer mitten in ſeiner Hauptſtadt überwunden bleibt, und dem es nicht einmal erlaubt iſt, ſich wie die Türken zu kleiden.

Zu dieſer Anmerkung können wir noch hinzuſezen, daß eine einzige Macht alle dieſe Länder, vom Archipelagus bis an den Euphrat, unterjocht hat, und daß zwanzig zuſammen verbundne Mächte, mit einer zwanzigmal gröſſern Anzal von Truppen, und mit einer Anſtrengung, welche zwei ganze Jahrhunderte gedauert hat, in eben dieſen Gegenden, durch die Kreuzzüge, nur vorübergehende Herrſchaften zu ſtiften vermochten,

Ricault, welcher lange Zeit in der Türkei gewohnt hat, findet in der dauerhaften Macht des Osmaniſchen Reichs etwas Uebernatürliches. Er kann nicht begreifen, wie dieſe Regierung, die ſo oft von dem Eigenſinn der Jengitſcheri abhängt, ſich gegen ihre eigne Sol-

daten, und gegen ihre Feinde, aufrecht erhalten kann. Aber das Römiſche Reich dauerte fünfhundert Jahre in Rom, und beinahe vierzehnhundert Jahre im Orient, mitten unter den Empörungen der Armeen. Die Beſizer des Throns wurden geſtürzt; aber niemals der Thron ſelber.

Die Türken haben für das Osmaniſche Geſchlecht eine Ehrfurcht, die bei ihnen die Stelle eines Grundgeſezes vertritt. Das Reich wird oft dem Sultan entriſſen, aber es fällt, wie wir ſchon angemerkt haben, niemals an eine fremde Familie. Die innre Verfaſſung hat alſo niemals das geringſte zu fürchten gehabt, obgleich der Monarch und die Weſſire ſo oft Urſach hatten, zu zittern.

Bis jezt hat ſich dieſes Reich vor fremden Einfällen nicht gefürchtet. Selten haben die Perſer die Türkiſchen Grenzen beunruhigt. Wir werden vielmehr ſehn, wie der Sultan Amurat der IV., im Jahre 1638, Bagdad von den Perſern mit ſtürmender Hand erobert; immer Meiſter von Meſopotamien bleibt; auf der einen Seite dem groſſen Mogul Hülfstruppen gegen die Perſer ſchikt, und auf der andren Venedig bedroht.

Die Teutſchen haben ſich nie vor den Thoren von Konſtantinopel ſehn laſſen, wie die Türken vor den Thoren von Wien. Die Ruſſen ſind den Türken nur erſt ſeit Peter's des Groſſen Zeiten furchtbar geworden. Mit Einem Worte, Macht und Raub haben das Osmaniſche Reich geſtiftet, und die Uneinigkeit der Chriſten hat es aufrecht erhalten. Das geht alles ganz natürlich zu. Wir werden im folgenden Theile ſehen, wie dieſes Reich an Macht zugenommen, und wie es ſich lange bei ſeinen wilden Gebräuchen erhalten hat, die endlich anfangen, ſanfter zu werden.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Berichtigungen.

Seite 24 Zeile 8 ſtatt: Kreuzfahrern lies Kreuzfahrer.
— 25 Z. 5 von unten ſt. zu laſſen l. laſſen ſollte.
— 70 Z. 9. S. 126 Z. 6. S. 131 Z. 9. S. 228 Z. 16. S. 331 Z. 2. S. 371 Z. 3. S. 449 Z. 4 von unten lies durchgängig dem ſtatt: den.
— 72 Z. 5 ſt. ſeinen l. ſeinem.
— 90 Z. 5 von unten ſt. Frankreich l. England.
— 94 Z 3 von unten ſt. der l. die.
— 116 Z. 15 ſt. die l. den.
— 118 Z 2 ſt nicht l. nichts
— 140 Z. 2 von unten ſt. ſeinen l. ſeinem.
— 144 Z. 10 nach: Waldenſer ſeze man hinzu, oder Thalleute.
— 159 Z. 2. von unten ſt. *Specile-* l. *Spicile-*
— 165 Z. 14 ſt. es in ſeinem l. England in ſeinem.
— 175 Z. 5 ſt. zu Neapel l. Neapel.
— 183 Z 2 von unten ſt. *Juſtitia* l. *Juſticia.*
— 187 Z. 7 ſt. Dom Sancho l. durchgängig Don.
— 194 Z. 5 von unten ſt. wurden l. werden.
— 205 die lezte Zeile ſt. Nagaret l. Nogaret.
— 212 Z. 16 ſt. den l. der.
— 233 Z. 14. 15 ſt. gaben l. gab.
— 236 Z. 10 ſt. ſchrieb, daß l. ſchrieb, meldet, daß u. ſ. w.
— 254 Z. 7 8 ſt. Bul-len l. Bulle.
— 270 Z. 10 ſt. Carario l. Corario
— 285 Z. 4 von unten ſt. haben l. habe.
— 287 Z 6 von unten ſt. Wikleſ l. Wikliſ, und ſo immer.
— 312 Z. 3 von unten ſt. einen l. einem.
— 320 Z. 1 ſt. ging alſo l. ging es alſo.
— 368 Z 4 von unten ſt. Saaten l. Staaten.
— 369 Z. 2 ſt. Partie l. Partei.

Seite 374 Z. 2 von unten ſt. einer mit einer Fak-
kel l. mit einer Fakkel einer.
— 390 Z. 8 ſt. werden l. worden.
— 418 Z. 6 von unten ſt. *couvris* l. *couvrit*.
— 420 Z. 14 ſt. meinen l. meine.
— 428 Z. 9 ſt. Stelle l. Stük.
— 447 Z. 9 ſt. Einunddreiſſigſtes l. Zweiund-
dreiſſigſtes.
— 467 Z. 7 von unten ſt. die l. der.
— 477 Z. 16 ſt. ihren l. ihrem.

X III 90

xxxxx (2d-4-10) I . 92

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire, 1694-1778

Voltair's sämmtliche Schriften

Bd.: 6.

Berlin (1787)

Opp. 448-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603741-5
VD18 80034373-001